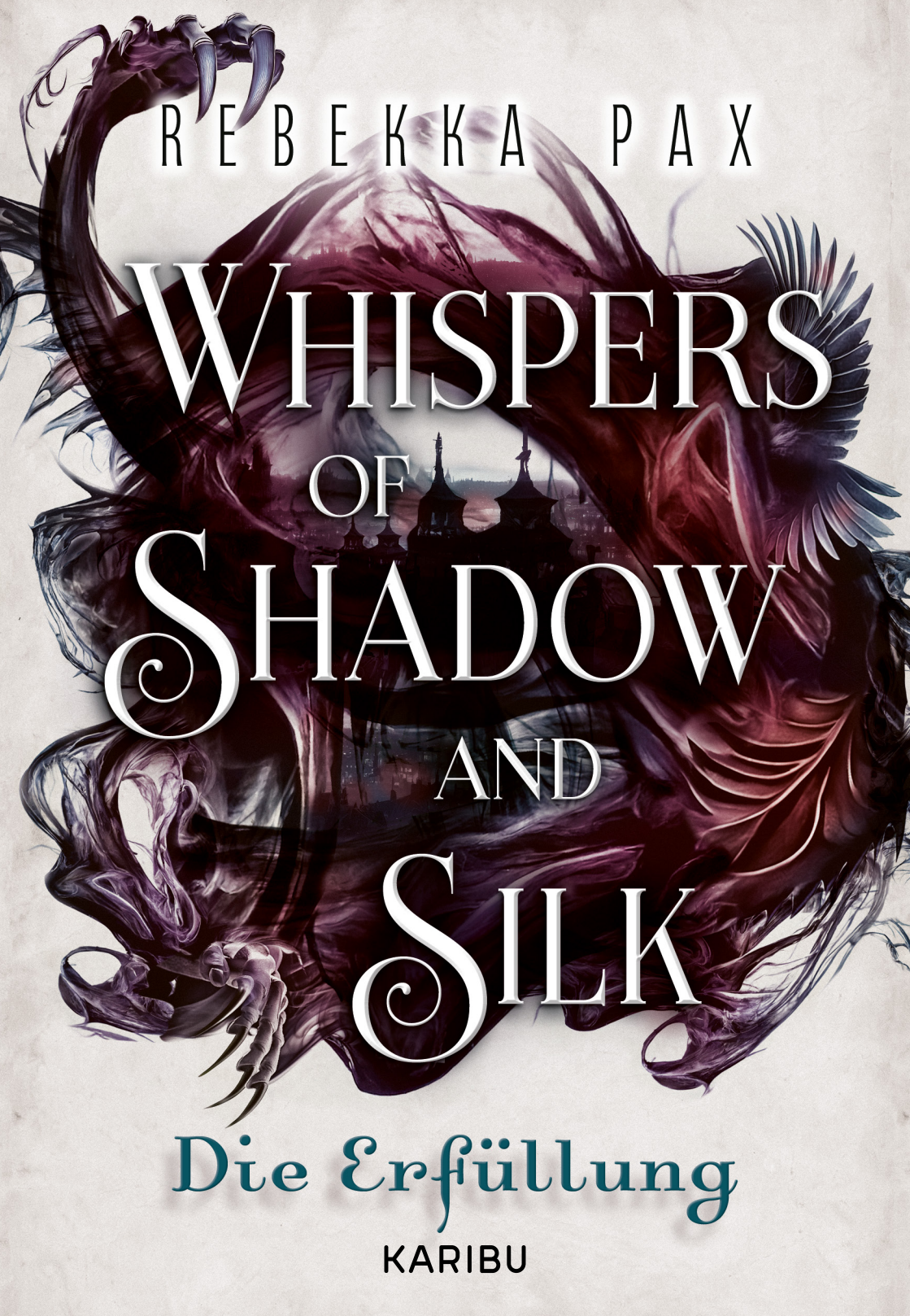




REBEKKA PAX

WHISPERS
OF
SHADOW
AND
SILK

Die Erfüllung

KARIBU

REBEKKA PAX

WHISPERS
OF
SHADOW
AND
SILK

Die Erfüllung

KARIBU

*Für mein »Cousinchen« Steffi
Du bist die tapferste, mutigste Frau, die ich kenne.
Ring dem verfluchten Krebs noch so viel Leben ab,
wie du kannst, und genieß jeden Tag und jede Minute.
Dieses Buch ist für dich.*

Dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte in Form von Gewalt, schweren Verletzungen und Tod. Gehe bitte behutsam mit dir um, und sprich mit jemandem darüber, falls es dir während des Lesens nicht gut geht.



NORÉY

/ch habe den Rand geschaffen, Noréy. Ich war es. Ohne mich wäre das alles nie geschehen.« Torik atmete mühsam, jedes Wort schien ihn unendliche Kraft zu kosten.

»Was?« Noréy rang nach Luft. Taubheit breitete sich in ihr aus. Es war ein Unglück zu viel. Torik konnte es nicht gewesen sein! Nicht er. Ja, sie hatte gewusst, dass ihr väterlicher Freund einen Anteil an dem Vorfall gehabt hatte, der die Welt vor fast einhundert Jahren entzweigerissen hatte. Aber die alleinige Verantwortung? Nein. Sie wollte nicht darüber nachdenken. Nicht jetzt. »Warum kommt denn niemand? Hilfe, wir brauchen Hilfe!«

Torik hustete krampfartig. Spuckte Blut. Sein Gesicht war unter dem kurzen, dunklen Bart so blass geworden, als hätte er seit Jahren keine Sonne mehr gesehen. »Es war mir ... eine Ehre ... dich kennenzulernen, Noréy Olecni, Schattenweberin. Versprich mir ...«

»Was? Was soll ich dir versprechen, Torik?« Sie beugte sich dicht über ihn, denn seine Stimme wurde leiser, als würde sie ihn gemeinsam mit dem schwindenden Leben verlassen. Die Worte raselten über seine Lippen. »Hasse ihn nicht, Noréy. Du wirst Jahor noch brauchen.«

»Nein! Das werde ich ihm nie verzeihen!«

»Noréy ...« Toriks Augenlider zitterten, sein ganzer Körper begann zu beben, verschmierte das Blut – so viel Blut – auf dem hellen Stein. Dann kippte sein Kopf zur Seite, und er lag endgültig still.

»Hilfe! Wir brauchen Hilfe!«, schrie Noréy mit einer Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzte. Das durfte nicht passieren! Nicht schon wieder. Der Schmerz riss an ihr, als würden Scherben in ihrer Brust wachsen und alles auf ihrem Weg zerfetzen, sie überwältigen. Unerträglich.

»Bitte, Torik. Bitte! Du bist der Einzige, den ich noch habe.« Sie ließ den Kopf auf seine Brust sinken. »Wenn du jetzt gehst, dann kann ich nicht mehr bleiben. Ich ertrage es nicht!«

Schritte wurden laut. Die schweren Stiefel von Wachen, dann leichtere, jemand rannte ... Aurora stürzte neben Noréy auf die Knie. »Was? Was ist passiert?«

Noréy richtete sich auf, damit die Meisterin das Messer in Toriks Seite sehen konnte. Doch in Worte zu fassen, was Jahor getan hatte, gelang ihr nicht, dafür war es zu entsetzlich.

Die Schattenmeisterin stellte ihre eigenen Gefühle hintenan, was ihr sichtlich schwerfiel, und untersuchte Torik schnell, aber gründlich. Noréy kauerte indes auf dem Boden und hielt Toriks Hand, strich vorsichtig darüber, als wäre jede kräftigere Berührung eine zu viel.

Durch einen Tränenschleier beobachtete sie, wie eine Trage herangeschafft wurde und sich nach und nach die Einwohner und Schüler Sel Nedaras um den alten Krieger versammelten.

Vorsichtig und ohne das Messer aus seiner Brust zu lösen, wurde Torik auf die Bahre gehoben.

»Er darf so wenig wie möglich bewegt werden, sonst füllt sich seine Lunge mit Blut!«, kommandierte Aurora. »Und sucht mir Jahor! Nur seine Miraklermagie kann Torik jetzt noch retten.«

»Er?«, keuchte Noréy. »Ausgerechnet er? Er hat es doch getan!«

Der Kopf der Meisterin schnellte herum, als sähe sie Noréy in diesem Moment zum ersten Mal. Fassungslos schlug sie Toriks Mantel zur Seite und musterte den Dolchgriff. Jeder wusste, wessen Waffe es war. Die Intarsien waren aus aschfarbenem Moorholz, zeigten Wirbel und Linien wie Rauch ... oder Miraklerschatten.

»Ins Krankenzimmer! Aber vorsichtig!« Noch während sie sprach, fasste sie Noréy am Oberarm. »Du, komm mit.«

Noréy sträubte sich nicht dagegen, abgeführt zu werden, als wäre in Wahrheit sie die Schuldige. Denn auf gewisse Weise fühlte es sich so an.

Wenn ich nur mehr achtgegeben hätte, vielleicht wäre es dann nicht passiert. Ich hätte doch merken müssen, was Jahor vorhat! All die Fragen nach Torik ... Ja, sie hatte gewusst, dass er ihm für seine Beteiligung am Großen Krieg zürnte. Aber nachdem sie die beiden in den vergangenen Wochen so viel miteinander hatte reden sehen, war sie von einer Versöhnung ausgegangen. Stattdessen hatte sich Jahor nur das Vertrauen seines Opfers erschlichen! Der Mord war von langer Hand geplant gewesen, und Noréy begann sich unweigerlich zu fragen, wie lange genau. Hatte er sie die ganze Zeit nur benutzt, um näher an Torik heranzukommen? War dieser tödliche Plan der wahre Kern von Jahors Dunkelheit? Und war all die Zärtlichkeit ihr gegenüber nur vorgetäuscht gewesen?

Nein! Das konnte und durfte nicht sein!

Sie erinnerte sich an die vielen Momente, in denen er plötzlich abweisend gewesen war, als hätte jemand Fremdes die Kontrolle übernommen. Seine Gefühle für sie, die waren echt gewesen und seinem Plan in die Quere gekommen. Nun begriff sie auch, was hinter seinem Wankelmut gesteckt hatte.

Ich hätte ihn aufhalten, hätte den Hass in seinem Herzen überschreiben können, wenn ich nur ... wenn meine Trauer nach Inesas und Odos Tod in Arboressea mich nicht in einen dunklen Turm gesperrt hätte. Wäre ich nur stärker gewesen, dann ...

Sie brachten den Sterbenden in das gleiche Zimmer, in dem auch Jahor nach seiner schweren Verwundung durch das Stierbiest aus dem Wilden Rand gelegen hatte. Torik wurde mitsamt der Trage auf einen Tisch abgesetzt. Ihm entfuhr ein gequältes Stöhnen, und Noréy war sofort wieder bei ihm und nahm seine Hand.

Der Blick des alten Kriegers flackerte zu ihr und schien erst Ruhe zu finden, als sie ihm in die schwarzbraunen Augen sah und versuchte, irgendwie aufmunternd zu lächeln. Doch ihr Mund verzog sich nur krampfhaft und gaukelte vor, was nicht sein konnte. Es fühlte sich an, als würde sie innerlich erfrieren.

Aufs Höchste konzentriert, schnitt Meisterin Eline Torik aus seiner Kleidung. Aurora hingegen war zurückgetreten, und Noréy meinte, sie weinen zu hören. Ein leises, abgehacktes Schluchzen, das klang, als würde sie es um jeden Preis unterdrücken wollen. Und doch war die Meisterin gegen ihre Gefühle machtlos.

So wie sie alle machtlos waren.

Wie konnten die Götter nur so grausam sein?

Was für ein böser Scherz war es, Torik ausgerechnet von dem Menschen angreifen zu lassen, der sein Leben noch hätte retten können?

In Noréy breitete sich eine schützende Leere aus, die jedes starke Gefühl auffraß. Es war zu viel. Erst ihr Vater und Reyto, dann ihre beste Freundin Inesa und nun auch noch Torik, der immer da gewesen war, sobald sie in Gefahr geriet oder nicht mehr weiterwusste. Er war der Leitstern in ihrem neuen Leben als Schattenbändigerin gewesen.

Und dann wurde ausgerechnet Jahor zu seinem Mörder! Sie hatte ihn geliebt! Er hatte ihr geholfen, sich nach und nach wieder zu öffnen, Gefühle zuzulassen und in die Zukunft zu sehen. Und jetzt zerstörte er alles mit einem Dolchhieb.

Noréy sank zu Boden, schloss die Augen, zog die Beine an und machte sich ganz klein. Erinnerungsbilder schwebten hinter ihren

geschlossenen Lidern vorbei, taumelnd und scheinbar ziellos wie graue Gaukelfalter. Ein dumpfer Druck legte sich auf ihre Ohren, Stimmen und Geräusche zogen weit, weit weg. Sie hätte bei Torik sein sollen, ihm auf seinem letzten Weg beistehen, doch sie konnte es einfach nicht. Ihre Beine waren bleischwer. Ihr gesamter Körper schien mit dem Boden darunter verschmelzen zu wollen.

»Ich kann nichts tun. Uns sind die Hände gebunden. Wenn wir den Dolch entfernen, kollabiert seine Lunge, wenn wir es nicht tun, stirbt er auch ... nur langsamer. Er wird an seinem eigenen Blut ertrinken«, drang Elines erschütterndes Urteil bis zu ihr durch.

Hätte Jahor den Dolch wieder herausgezogen, wäre Torik noch auf der Mauer gestorben. Warum hatte er es nicht getan? Wollte er, dass jeder wusste, wer den Mord begangen hatte, oder sollte sein Opfer absichtlich länger leiden? Sie verstand die Welt nicht mehr, wie sollte sie da wissen, was in seinem Kopf vorgegangen war?

Etwas Kaltes, Zitterndes strich über Noréys Hand. Sie musste die Augen nicht öffnen, um zu wissen, was es war. Ein Schatten.

Ein fremder Schatten! Sie zuckte zurück und betrachtete das teerfarbene Flimmern neben sich. Es war Toriks dunkler Begleiter, der mit jedem verstreichenden Herzschlag seines Menschen ebenfalls an Kraft verlor. Nun war er nur noch eine Wölbung auf dem Boden neben der Liege. Bäumte sich in scheinbar verzweifelten Versuchen auf und zerfloss sofort wieder, zerfaserte in dünne Stränge, die nur zum Teil wieder zur Hauptmasse zurückfanden. Manche lösten sich auch einfach in feine Rauchfahnen auf und waren für immer verloren.

Noréy beugte sich vor und strich tröstend über das wirre Knäuel Dunkelheit. *Gleich ist es vorbei, gleich werdet ihr das Tor durchqueren und für immer in den ewigen Gärten vereint sein.*

Der Schatten wurde fester, wand sich um ihre Hand. Für einen Augenblick fühlte es sich an, als würde sie in einen Wust aus verknotetem Garn greifen. Ein vertrautes Gefühl ...

Schattenweberin ... Nur dieses einzelne Wort hallte durch ihren Verstand. *Schattenweberin!*

Das war Toriks Stimme! Wo kam das her? Wie konnte er in ihrem Kopf sein, wenn er doch zugleich bewusstlos auf der Trage lag? War die Stimme gar in seinem Schatten? Wurde sie nun völlig verrückt vor Schmerz? Nein, da war mehr! Torik oder sein Schatten, vielleicht auch beide, wandten sich mit einer Botschaft an sie.

Noréys Herz tat einen schmerzhaften Satz. Im gleichen Augenblick fasste sie nach dem sterbenden Schatten und – hielt ihn fest. Sie konnte ihn tatsächlich festhalten, als wäre es ihr eigener! *Bei Geedals Licht!*

Sofort war Noréy auf den Beinen und drängte sich energisch an Aurora und Eline vorbei.

»Lasst mich!« Sie zerrte Toriks Schatten mit sich, als könnte er sich jeden Moment ihrem Griff entwenden.

»Hier! Was mach ich damit? Wie kann ich ihn damit heilen?«

Sie zerrte den Schatten vom Boden hoch und hielt ihn Aurora wie einen schlaffen, nassen Lappen ins Gesicht.

Die Meisterin wich zurück.

»Wenn ich wirklich die prophezeite Schattenweberin bin, dann werde ich Torik nicht Orrothan und seinen Krähen überlassen. Ich werde ihn retten!« Sie schrie die letzten Worte, weil sie sonst nicht den Mut dazu gehabt hätte, sie überhaupt auszusprechen.

Aurora weinte. Ihr Gesicht war so blass, dass es beinahe grau aussah. Nun war sie wie in der Bewegung eingefroren. Starrete auf Toriks Schatten, der in Noréys Hand hing und sich nur hin und wieder an den Rändern etwas kräuselte.

Noréy griff mit der anderen Hand hinein und zerteilte die Schwärze zu Fäden, zog sie in die Länge, ließ sie mit purer Willensanstrengung fest und sehnig werden.

Aurora sah sie an, als stünde anstelle einer Schülerin ein Geist neben dem Krankenbett.

»Es könnte klappen«, mischte sich nun Eline ein. »Allerdings habe ich Noréys Ahnin nie ihre besondere Magie wirken sehen. Aber du, Aurora, du schon!«

»Und wenn es ihn umbringt?«

Noréy hatte die Meisterin nie so aufgelöst gesehen. Aurora sprach aus, was sie selbst sich zu denken verbot. »Dann haben wir es wenigstens versucht!«

Noréy beugte sich über Torik, ihr Gesicht ganz nah an seinem. »Torik? Torik, hörst du mich?«

Sie strich ihm über die kalte, schweißfeuchte Stirn. Der Schmerz hatte seinen Mund zu einem schmalen Strich zusammengezwungen. Seine Augenlider zitterten.

»Ich bin es, Noréy.«

Er stöhnte und sah sie mit glasigem Blick an. Noréy war sich nicht sicher, ob er sie überhaupt erkannte. Aber sie brauchte diesen Moment, brauchte eine Bestätigung von ihm, um sich zu einem verzweifelten Rettungsversuch durchzuringen. »Schattenweberin, so hast du mich genannt, erinnerst du dich?«

Er blinzelte. Sein Atem ging rasselnd. Das Blut begann bereits, seine Lungenflügel zu füllen. Ihr lief die Zeit davon.

»Ich will versuchen, deine Wunde zu schließen, aber ich weiß nicht, ob ich es kann.«

Sein Mund öffnete sich, doch heraus kam nur ein Stöhnen. Dann hob er seine Hand, und Noréy ergriff sie. Ein leichtes Drücken war ihr Bestätigung genug. Sie wusste nicht, wo sie den nötigen Mut hernehmen sollte, doch größer als ihre Angst zu versagen war die Angst, nichts zu tun und ihn auf jeden Fall zu verlieren.

»Ich mache es.«

»Und ich werde dir helfen.« Aurora legte ihr die Hände auf die Schultern. »Deine Instinkte waren richtig, Noréy. Du wirst Torik nur mit seinem eigenen Schatten stabilisieren können, deiner würde ihn vergiften. Was ich dir jetzt beschreibe, kenne ich selbst nur

aus Berichten. Diese Form der Schattenmagie liegt nicht in meiner Macht. Sie ist den Webern vorbehalten. Du warst dabei, als Jahor seine Wunde mit Schatten verschloss. So etwas Ähnliches musst du auch erreichen, und doch ist es eine ganz andere Form von Magie. Deine Ahnin beschrieb es als eine Art Gemälde, geschaffen aus Gewebe, Fäden und Knoten. Wenn es dir gelingt, das zu sehen, dann hast du das Werkzeug in der Hand, das du brauchst.«

»Ich versuche es«, sagte Noréy.

Auroras Hände auf ihren Schultern fühlten sich mehr und mehr an, als wären sie aus Eisen. Sie schloss die Augen und wurde unweigerlich vom harten, schnellen Schlag ihres eigenen Herzens abgelenkt. Sie musste ruhiger werden. Doch das war leichter gedacht als getan.

Sie konzentrierte sich ganz auf Toriks Schatten in ihrer Hand. Er wand sich nicht, sondern war ruhig geworden, als spürte er, was ihre Absicht war.

Noréy stellte sich vor, wie sie diese Szene mit dem Verwundeten und den beiden Meisterinnen in einem kargen Krankenzimmer in ein Bild aus Garn verwandelte. Sie begann mit den Flächen, wählte ein einfaches Muster, simpel wie ein ungefärbtes Leinentuch. Kett- und Schussfäden wechselten sich regelmäßig ab, einer über den anderen. Flirrend erwachte das Gewebe zum Leben. Dann kam der schwere Teil. Sie begann mit Aurora. Ihre Konturen hoben sich wie Knoten aus dem Gewebe, und sie füllte sie mit Farben wie eine Stickerei. Doch es fühlte sich falsch an. Was sie da schuf, war wirklich nur ein Abbild, erfasste weder Wesen noch Natur.

Wie bittere Galle sickerte Zweifel in ihren Verstand, und das Bild zerfiel wie morscher, alter Stoff.

Toriks Schatten wand sich plötzlich wieder in ihrer Hand, als wäre er des Wartens müde. Ungeduldig strebte er zu seinem schwindenden Herrn hin. Die Fäden, in die Noréy ihn zerteilt hatte, wanden sich zu festen Strängen.

Einem Gefühl folgend, ließ sie ihn gewähren. Mit noch immer geschlossenen Augen trat sie näher, bis ihr Oberschenkel den Tisch berührte, auf dem er lag. Und dann geschah etwas Seltsames. Sie sah Torik nicht und sah ihn doch. Während sich der Schatten um ihn schmiegte, ihn wie ein feines Netz überzog, Strang um Strang, wurde sie sich seiner Konturen immer bewusster.

Geedal, bei deinem Licht! Göttin, leite mich auf den richtigen Weg, führe meine Hand.

Norey legte eine Hand auf Toriks Arm, um mit seinem Schatten verbunden zu bleiben, und hob in Gedanken ihren Blick. Feinste Fäden verbanden Toriks Begleiter mit den Schatten der Dinge um sie herum. Der Dunkelheit unter dem Tisch, dem gräulichen Fleck unter der Wandlampe, genau dort, wo der Schein von der Fassung blockiert wurde.

Da waren Flecke und Schemen, haarfeine, dunkel ausgemalte Risse in den Wänden. Alles war miteinander vernetzt.

Sie hatte es ganz falsch begonnen. Nicht die lichten Stellen bildeten das Gewebe, sondern die Schatten selbst.

Noréy schluckte gegen die aufgeregte Enge in ihrer Kehle. Sie war auf dem richtigen Weg. Es *musste* der richtige Weg sein!

Eine samtene Berührung. Ihr eigener Schatten wölbte sich gegen ihr Bein, drückte gegen ihre freie Hand. Er war Dunkelheit, doch wie eine Stickerei, Schwarz auf Schwarz, erkannte sie in der bodenlosen Finsternis die Struktur des Greifen. Kleine Knoten und Punkte hoben seinen Umriss hervor, wenn man ihn aus dem passenden Winkel betrachtete. Es war eine Form, die sie ihm gegeben hatte, und doch etwas, das immer da war.

Und dort war auch das Band, das sie bis zu ihrem letzten Tag aneinanderknüpfen würde.

Danach musste sie suchen, wurde ihr nun klar. *Es wird Toriks Band sein, das seine Wunde schließt. Das zerschnittene Fasern verbindet, bis sie heilen, wie es ihn und seinen Schatten verbindet.*

»Ich hab's«, sprach sie es aus und atmete erleichtert auf. »Ich weiß, wie es geht.«

»Dann mach schnell, ihm läuft die Zeit davon«, sagte Aurora mit einer derart hohlen Stimme, als verböte sie sich jegliches Gefühl, um Noréy nicht abzulenken.

Noréy drückte Torik seinen Schatten nun gegen die Brust, direkt auf die bloße Haut. Sofort beruhigte sich das Dunkel und ließ zu, dass sie mit der anderen Hand über die Ränder fuhr, bis sie etwas ertastete, das an einen Strang erinnerte. *Der Kern der Schattenessenz.*

Sie meinte, den alten Krieger darin zu spüren. Seine ruhige Präsenz, die tiefe Stimme, mit der er ihr so viel, aber längst noch nicht genug erklärt hatte. Selbst die mürrischen Momente und sein enervierendes Schweigen hatten dort ihren Platz. Sie fand weggesperrte Gefühle, eine Zärtlichkeit für Aurora ... Nein, das ging sie nichts an. Sein Schatten strahlte Sorge aus, und plötzlich begriff sie, wie viel mehr Macht ihm einst innegewohnt hatte. In der großen Schlacht bei Ber Glanden waren sie beide schon einmal ganz kurz davor gewesen, vom Tod aus der Welt gerissen zu werden. Damals hatte Toriks dunkler Begleiter fast seine gesamte Macht eingebüßt, um das Ende abzuwenden. Und auch dieses zweite Mal war er nun bereit, sich fast ganz aufzugeben. Noréy fasste diesen Gedanken, wand den Schatten zu Schnüren, verdrehte ihn zu festen Sehnen.

Du musst verschließen, was blutet. Das Loch in der Lunge stopfen, ohne die Lunge auszufüllen. Ich weiß, dass du es kannst!

Sie breitete den Schatten wie ein Tuch auf der Wunde aus. Schob ihn ganz dicht an den Dolch, ließ ihn an der Stahlklinge entlang tiefer kriechen. Nähte mit winzigen Schattenfäden, ohne zu sehen, was sie tat. Die Augenlider presste sie dabei so fest aufeinander, dass es wehtat. Doch sie wusste, sobald sie in Toriks gequältes Gesicht sähe, würde sie der Mut verlassen. Es musste so gehen, und sie durfte keinen Herzschlag länger zögern, sonst war es zu spät.

»Zieh den Dolch heraus, Aurora. Jetzt!«



JAHOR

Der Wilde Rand brüllte und rauschte wie eine rasende Bestie. Jahor kauerte neben einem Trümmerberg und presste sich die Hände auf die Ohren. Doch der Lärm nahm nicht ab, ganz im Gegenteil. Denn es war nicht der Rand, der schrie, sondern er selbst, und das irrsinnige Hämmern, das war sein Herz.

Warum hörte es nicht auf? Warum empfand er keinen Triumph darüber, nach all den Jahren seinen Schwur erfüllt zu haben?

Toriks Tod hätte ihn frei machen sollen. Ihm endlich Frieden schenken. Warum nur war er nun nicht froh, den Schöpfer des Wilden Randes für sein Verbrechen zur Rechenschaft gezogen zu haben? Hatte Jahor doch Abrelien, ja vielleicht sogar der ganzen Welt einen Gefallen getan und eine längst überfällige Strafe vollzogen.

Ein Kriegstreiber weniger ...

Jahor kauerte sich noch kleiner zusammen, drückte sich mit den eigenen Knien die Luft ab. Doch das jämmerliche Schluchzen, das vielleicht zu einem Kind passte, aber nicht zu einem Mann – einem Krieger – einem Mörder! –, es versiegte nicht.

Anfangs war er stolz gewesen auf seine List, die er schon auf dem Heimweg aus Arboressea ersonnen hatte.

Noréy war so tief in ihrer Trauer versunken, dass sie die Änderung in seinem Verhalten kaum wahrnahm. Er kümmerte sich um sie, ja. Es zu tun, stand außer Frage. Doch er suchte auch Toriks Nähe. Anfangs nur durch kleine Unterredungen, wenige, wie beiläufig gewechselte Worte, die dem alten Krieger weismachen sollten, dass Jahor sich nach seinen ersten Erfahrungen im Kampf verändert hatte.

Torik war ein misstrauischer Charakter, doch Jahors Wandel war plausibel. Schließlich hatte er zum ersten Mal Schattenblut vergossen und in Arboressea unzählige Menschen sterben sehen. So etwas veränderte einen jungen Mann. So etwas ließ alten Hass erblasen ... hatte er Torik zumindest glauben gemacht.

Es war nicht eine einzige Lüge nötig gewesen. In ihren Gesprächen hatte Jahor jedes Stückchen preisgegebener Wahrheit sorgfältig ausgewählt. Dennoch brauchte es Wochen, bis er das Gefühl bekam, Torik vertraue ihm.

Anfangs hatte er jedes längere Gespräch wie einen kleinen Triumph gefeiert. Dann veränderte sich etwas. Sosehr Jahor auch versuchte, sich innerlich zu verschließen, machten die Treffen etwas mit ihm. Er spürte, wie sein fest gefügter Schutzwall bröckelte. Gefühle krochen durch die Ritzen, und ein Teil von ihm begann, Torik zu mögen.

Hätte er in dieser Phase mehr Zeit mit Noréy verbracht, die sich so gut darauf verstand, seine Mauern einzureißen – er hätte wohl von seinem Plan abgelassen. Aber sie schickte ihn fort. Ließ ihn wieder und wieder stehen, weil er dieselbe Wirkung auf sie hatte wie sie auf ihn. Sie machten einander verwundbar.

Er verstand ihr abweisendes Verhalten. Und auf gewisse Weise erleichterte es die Durchführung seines Vorhabens.

Nun war Torik tot.

Jahor hatte seine Rache. Der Eid, der seit der Zerstörung seiner Heimat sein Leben und Trachten beherrscht hatte, war erfüllt. Nach über einem Jahrzehnt war er frei.

Er würde hierbleiben und seine Wunden lecken, bis er die Kraft gefunden hatte, diese Freiheit auch zu leben. Doch dazu musste er über Noréy hinwegkommen. Wie? Das war ihm völlig schleierhaft.

In den Ruinen seines Geburtsortes zu sein, würde helfen. Hierher hatte er sie nie mitgenommen. Dies war *sein* Ort, nichts erinnerte an sie. Hier gab es nur seinen eigenen Schmerz.

Jahor stand auf und versuchte, die lähmenden Gefühle abzustreifen.

Mit der Zeit war sein altes Zuhause wieder Teil der Natur geworden. Unter seinen Füßen, hier, wo einst die Dorfstraße entlanggeführt hatte, sprossen winzige Pflanzen aus dem harten Boden. Stecknadelkopfgroße Blüten zitterten im Wind. Hellgrüner, hartblättriger Farn besiedelte die Risse in Ruinen und Mauern.

Jahors Schritte hinterließen Verwüstung in dem niedrigen Pflanzenteppich. Heuschrecken mit langen Dornen auf dem Rücken brachten sich in Sicherheit. Er erinnerte sich nicht an sie. Als Kind hätte er die unheimlichen Krabbler sicherlich bemerkt. Der Wilde Rand musste sie mitgebracht oder verändert haben.

Jahor fing eine Heuschrecke und stach sich dabei am Rückenpanzer. Blitzschnell bohrte das Tier zusätzlich die Mandibeln tief in seine Haut. Erschrocken schüttelte er das Tier ab und betrachtete die kleinen blutigen Wunden. Kein Zweifel mehr. Der Rand hatte dem Ort seine unverkennbare Handschrift aufgedrückt.

Jahor betrat eine Hintergasse.

Wilder Wein überwucherte alte Flechtzäune und ein halb zerfallenes Skelett, dessen hochstehende Beinknochen von der Witterung ganz grau geworden waren. Anfangs hatte Jahor überlegt, alle zu begraben, die er fand, doch dann gefiel ihm die Vorstellung besser, sie so zu belassen. Es wirkte friedlich und irgendwie richtig.

Mit der Zeit würde die Natur eine ungleich weichere und lebendigere Decke über sie breiten, als es ein Mensch mit einem Loch in steiniger Erde je gekonnt hätte.

Unbewusst hatte sein Weg ihn wieder einmal nach Hause geführt. Er zögerte kurz, dann schob er sich an der Tür vorbei, die am oberen Scharnier aus der Angel gerutscht war. Der halbe Dachstuhl war mittlerweile in die Küche hinabgestürzt. Balken und Dielen versperrten die Sicht auf den lehmgemauerten Herd.

Die Zeit zerfloss. Er sah seine Mutter dort stehen. Sie trug ein einfaches, halblanges Kleid aus dunkelblauem Stoff und summt das Lied von der Sommerschwalbe, während sie im Topf rührte. Seine Schwester kam hinzu und brachte klein geschnittene Kräuter. Jahor erinnerte sich an diesen Tag. Er hatte Knoblauch geschält und klein gehackt. Stolz war er gewesen, weil sie ihn ohne Aufsicht mit einem richtig großen Messer hantieren ließ. Acht Monate später war dann der Rand mit seinen Schrecken über das Dorf gekommen.

Jahor drehte den Erinnerungen den Rücken zu und schüttelte die Wehmut ab.

Neben der Treppe befand sich eine kleine Wandnische. Der Hintergrund war mit blauer Farbe und winzigen Punkten verziert. Ein Sternenhimmel. In der Mitte war eine Silberscheibe befestigt, die über die Jahre schwarz angelaufen war. Wie oft er als kleiner Junge eine kleine Kerze davorgestellt hatte ...

Im Hausaltar der Sarevils waren seit jeher die göttlichen Geschwister der Nacht und die Fruchtbarkeitsgöttin Elandaja verehrt worden.

Aus einer Regung heraus nahm Jahor den Spiegel an sich, klaubte etwas sandigen Staub vom Boden und scheuerte mit einem Zipfel seiner Tunika das angelaufene Silber blank. Dann stellte er die Scheibe zurück und goss Wasser aus einer Trinkflasche in eine kleine Schale.

Wie lange er nicht mehr für die Verstorbenen gebetet hatte. Er sprach hastig einige Worte, ergänzte sie um eine Fürbitte für Noréy und wollte sich schon abwenden, als sich plötzlich ein Lichtstrahl im Spiegel brach.

Er zuckte zusammen und seufzte dann. »Himmlische Geschwister, Neljanna und Neltor, lasst mich nicht allein auf meinem Weg«, schloss er sein Gebet, dann wandte er sich der Treppe in die erste Etage zu. Der gesamte Handlauf war mit Moos bewachsen, das wie ein weiches Kissen unter seiner Berührung nachgab. Mit jedem Sommer wurde es ein bisschen dichter.

Jahor war schon lange nicht mehr oben gewesen. Jahre war das her. Ob die Stufen ihn noch trugen?

Vorsichtig setzte er einen Schritt vor den anderen. Das Holz knarrte gefährlich, und durch die Wange lief ein beinahe menschliches Ächzen. Farne sprossen aus jeder Ritze und zitterten im Wind. Asseln flohen vor seinen Tritten.

Jahor hielt sich mittlerweile mit beiden Händen am Geländer fest, das jedoch auch nicht viel mehr Sicherheit versprach als die Treppe selbst. Zweimal knackte eine Stufe unter ihm weg, bevor er sie ganz belastet hatte, dann war er endlich oben.

Nur eine Trennwand des Dachbodens stand noch zur Hälfte, der Rest war bereits damals von dem magischen Sturm davongefegt worden. Auf dem Kalkputz blühten Stockflecken in zahlreichen Grauschattierungen. Auch hier zwängte sich Moos in jeden Riss. Wilder Wein, der von draußen an den Stirnseiten hinaufkroch, bildete chaotische Knäuel auf dem Boden. Der Wind hatte mit seinen Zweigen Bögen und Kreise auf die Bohlen gemalt.

Dort. Das war das Fenster, durch das er ins Freie gefallen war. Noch immer staken Scherben in den Holzrahmen. Wie in einem vertraut gewordenen Ritual trat Jahor näher und strich mit der Fingerkuppe über eine der glänzenden Glasklingen.

Der Schmerz kam schnell und scharf, und Jahor ertappte sich da-

bei, erleichtert aufzuatmen. Der kleine, beißende Schmerz war wie ein Beweis, dass er noch zu Gefühlen in der Lage war.

»Ich habe es getan«, sagte er leise und trat dahin, wo die westliche Gebäudewand bis auf Hüfthöhe weggefetzt war. Dutzende zerstörte Häuser beherrschten auf dieser Seite das Bild. Dazwischen waren junge Pappeln und Birken in die Höhe geschossen. Und dahinter war er. Keine zweihundert Schritte entfernt flirrte der Wilde Rand, waberte und tanzte, als würden die Geister der Verstorbenen dahinter ihre Feste feiern, von der Welt der Lebenden nur durch einen dünnen Schleier getrennt. Er war wieder näher gekommen, der Rand. Machte er sich für einen weiteren Angriff bereit? Würde er dieses Mal bis nach Sel Nedara vordringen?

Jahor meinte, einen Misston zu hören, nein ... es war eher ein Gefühl. Als würde der Rand nicht mehr im Gleichgewicht sein. Etwas sorgte für Unruhe ... und es machte ihn gefährlich für jegliches menschliche Leben in der Nähe, für jedes Haus, jede Siedlung.

Und damit auch für Sel Nedara.

Jahors Schultern verkrampften.

Diese Richtung durften seine Gedanken auf keinen Fall einschlagen. Das Turmdorf, die Schule, die Prophezeiung und alles, was damit zusammenhing, lag hinter ihm. Noréy war stark, sie konnte sich selbst verteidigen. Dazu hatte sie ihn ohnehin nie gebraucht.

Nein, er würde niemals wieder dorthin zurückkehren können, selbst wenn er es gewollt hätte.

Sie würden einen Mörder nicht ungestraft davonkommen lassen.

Zwar wusste er nicht, wie sie mit ihm verfahren würden, doch er hatte nicht vor herauszufinden, ob sie ihn nur einsperren oder gleich hinrichten würden.

Noréy war so weit fort, als weilte sie in einer anderen Welt. Un erreichbar. Er wünschte nur, er hätte ihr erspart, Toriks Tod mit ansehen zu müssen. Nun würde jede Erinnerung an ihre gemein-

same Zeit, selbst die schönste, von diesem gewaltsamen Ende überdeckt bleiben.

Aber vielleicht war es auch genau richtig so. Nun konnte sie ihn hassen und kam vielleicht leichter über ihn hinweg.

Jahor wusste, dass er seine Liebe zu ihr bis ans Ende seiner Tage mit sich tragen würde. Keine Frau würde ihm je wieder so nahe sein. Noréy hatte sich in sein Herz geschlichen und ihn mit einer Klarheit verstanden, die er nie für möglich gehalten hätte. Ein Blick in seine Augen, und sie wusste, was er brauchte. Sie schwieg mit ihm, wenn seine Seele schrie, redete, wenn sein Herz übertoll war. Sie war mutig und tapfer, wahnsinnig schlau und wunderschön.

Jahor presste die Hand mit dem blutigen Schnitt zur Faust.

Nicht mehr an sie denken, nie mehr!

Sonst würde er vor lauter Verzweiflung noch nach Westen gehen und sich vom Wilden Rand verschlingen lassen.

Er stockte.

Sein Blick blieb gemeinsam mit dem irrsinnigen Gedanken am bläulich grünen Flackern des magischen Walls hängen.

Warum eigentlich nicht?

Was hielt ihn hier? Was hatte er auf dieser Seite noch verloren?

Ein aufgeregtes Wummern pulsierte von seinem Herzen ausgehend bis in die Kehle hinauf. Er gab sich einen Ruck, stieg über die zertrümmerte Wand, suchte mit Füßen und Händen im wilden Wein nach Halt.

Die Finger um feste, borkige Stränge gekrallt, stieg er endgültig auf die andere Seite. Sein letzter Blick ging zurück in das Zimmer, in dem einst seine Eltern geschlafen hatten. Dort war ihr Bett, das nur noch am Kopfende Beine besaß. Der Stoff der einst mit Stroh gestopften Matratze hing in schlaffen Fetzen herab.

Er blinzelte und sah die beiden für einen winzigen Augenblick dort stehen. Hörte den Sturm wie damals, meinte, noch einmal zu erleben, wie das Dach über ihm davongefetzt wurde.

Er wartete nicht ab, bis die Erinnerung ihm den Rest jener grauenvollen Nacht vorspielte. Wie seine Mutter ihn durch das Fenster gestoßen hatte.

Der alte Drang davonzurennen kehrte zurück.

Halb kletterte Jahor, halb fiel er die Ranken hinunter. In einem Blätterregen landete er auf dem Boden und begann fast im gleichen Augenblick zu rennen. Sein Schatten schlüpfte aus seiner Haut, tanzte als blaugrauer, funkelnder Ball voraus.

Schnell lagen die Gassen hinter ihm. Das Ruinendorf schien mit jedem Schritt zu schrumpfen, als würde es auf immer im Boden versinken.

Jahor brauchte diesen Ort nicht mehr. Keine Mahnung war mehr nötig, weil er keinen Eid mehr zu erfüllen hatte. Es war getan. Er konnte alles hinter sich lassen.

Über ihm erhob sich das Brüllen und Rauschen des Wilden Randes. Es war ohrenbetäubend, als würde sich darin oder dahinter ein hoher Druck aufbauen.

Jahor stemmte die Füße in den Boden und lief angestrengt gebeugt vorwärts. Doch wenn er sich umsah, so fuhr durch die Bäume links und rechts von ihm nur ein leichter Wind, während er selbst gegen einen Sturm anzulaufen glaubte, der ihn beinahe von den Beinen riss.

Schillernd und tanzend schnitt das magische Gewebe durch die Welt. Nun stand er direkt davor. Er könnte es berühren, doch er tat es nicht, wagte es nicht.

Sein Schatten schwebte über seiner Schulter, als wollte er ihm etwas zuflüstern.

Tu es nicht, mein Junge. Kehr der Welt nicht den Rücken ...

»Mutter?« Hektisch drehte er sich um, doch da war niemand. Ihre Stimme nur eine Manifestation seiner eigenen Zweifel. Er hatte Angst. Und seine Angst war es, die ihn feige zurückweichen lassen würde, wenn er den letzten Schritt noch länger hinauszögerte.

Jahor gab sich einen Ruck und drückte die Hände gegen die magische Barriere. Ein Zittern lief durch die Oberfläche und zog konzentrische Kreise, als hätte er die Wasseroberfläche eines Sees berührt.

Ein fernes Grollen ertönte, das bis in Jahors Magen echote und seine Knochen vibrieren ließ.

Er schluckte seine Angst, bis sie wie ein Stein in seinem Magen lag. Wenn er nun sterben sollte, dann war es eben so. Doch vorher wollte er wissen, was auf der anderen Seite war. Jahor legte erneut die Hände gegen die Magie, und dieses Mal drückte er fester.

Die Wand wölbte sich von ihm fort wie ein großer, fester Körper. Unter der flimmernden Oberfläche meinte er, Formen zu erahnen, die an Sehnen und Muskeln erinnerten. Als würde der Rand selbst leben!

Und wie ein Lebewesen, so wehrte sich der Wilde Rand gegen den Druck.

Plötzlich wuchsen Strukturen aus der Wand, die sich ihm entgegenstreckten. Jahor trat erschrocken zurück und sah zu, wie sie genauso schnell wieder verschwanden. Er wollte es nicht auf einen Kampf mit ihnen ankommen lassen.

Wenn er es ernst meinte mit seinem Vorhaben, dann musste er schnell sein.

Bewusst wandte er sich einer schmerzhaften Erinnerung zu. Dem Tag, an dem er mit Noréy den Schattenmagier in der Purpurrobe entdeckt hatte, als dieser das Reich hinter dem Rand verließ. Die Öffnung, die er damals durchschritten hatte, war vertikal verlaufen. Wie ein schmaler Schlitz zwischen schweren Vorhängen.

An jenem Tag hatte Jahor sich geschworen, Noréy nie wieder wehzutun. Na, das war ihm ja prächtig gelungen!

Jahor zuckte unter dem Stich zusammen, den ihm die Erinnerung an sie zufügte. Er hatte versagt. Immer wieder versagt.

Mit einer abgehackten Bewegung kommandierte er seinen Schat-

ten zu sich. Der Graue schmiegte sich um seine Hand und streckte sich dann zu einer armlangen, sichelförmigen Klinge.

Kein Zögern mehr.

Jahor sprang vor und stieß die Schattenklinge tief in die ölig schimmernde Oberfläche des Wilden Randes. Sofort verlor die Schattensubstanz ihre Farbe. Feine Wellen breiteten sich aus, und aus der entstandenen Wunde blutete vielfarbiger Staub, der von seinem Schatten aufgesogen wurde.

Jahor zerrte die Ränder des Schnitts auseinander und zwängte sich hindurch. Es war ein widerliches Gefühl, als würde ihm die Magie nicht nur die Luft abdrücken, sondern zugleich noch das Leben aus dem Körper saugen. Die Schnittkanten schrappten über seine Haut.

Sein Schatten hatte noch größere Probleme. Für ihn war es nicht so leicht, die Barriere zu überwinden, deren Aufgabe es war, Schattenkreaturen zurückzuhalten. Er streckte sich mehr und mehr in die Länge. Nur ein dünner Faden schaffte es durch die Öffnung und klammerte sich verzweifelt an Jahor, während sich der Schnitt bereits wieder zu schließen begann.

»Nein, auf keinen Fall!«, schrie Jahor und zerrte seinen grauen Begleiter mit aller Kraft in seinen Körper. Kein Mirakler würde je seinen Schatten zurücklassen. Niemals!

Dann schnellte der Graue mit einem feurigen Aufblitzen in seine Haut. Von der Wucht überrascht, fiel Jahor hin und sah gerade noch, wie sich der Riss endgültig hinter ihm schloss.

Von dieser Seite aus war der Wilde Rand einfach nur Schwarz. Wie eine Wand aus dichtem Rauch vernebelte er die Sicht auf alles, was sich dahinter befand. Der Anblick war schrecklich trostlos, doch er passte perfekt zu Jahors Stimmung.

Er hatte es also auf die andere Seite geschafft. Hier konnte er niemandem mehr Schaden zufügen. Mit einem Seufzen rappelte er sich auf.

Dann wurde ihm schlagartig etwas klar: Er hatte keinen Gedanken daran verschwendet, was er machen wollte, wenn er erst einmal hier war. Er hatte weder Wasser noch Nahrung bei sich, nur seine Waffen und seinen Schatten.

Nun. Wie es aussah, würde das reichen müssen.

Ausgerechnet Toriks Worte kamen ihm nun wieder in den Sinn.

Die wilde Magie hat das Leben dort verändert. Selbst das Moos jenseits vom Riss kann dir das Blut durch die Haut aussaugen, wenn du das falsche erwischst. Jede Pflanze, jedes Tier, alles, was wächst und atmet, wird verändert ... Und es gibt keine Regeln, das ist das Schlimmste.

Zwischen Jahors Schulterblättern setzte sich ein unheimliches Gefühl fest.

Es war Angst.

Denn aus irgendeinem Grund spürte er, dass er nicht mehr allein war. Etwas hatte seine Ankunft bemerkt.



NORÉY

Geistesabwesend und wie von fremder Hand geführt, lief Noréy die breiten Stufen hinab.

Es kam ihr vor, als steckte sie tief in den labyrinthischen Tunneln eines Albtraums fest, aus dem es kein Erwachen gab, ganz gleich, wie sehnlich sie es sich wünschte. Denn dies war keine finstere, nächtliche Ausgeburt, sondern ihr Leben. Ihr Leben, wie es vom heutigen Tag an sein würde.

Warme Luft strebte ihr entgegen und trug den Geruch von gebratenen Eiern mit frischen Kräutern und den warmen, hefigen Duft von Brot mit sich, das erst vor Kurzem aus dem Ofen geholt worden war. Geschirr klapperte.

Noréy wollte keinen anderen Menschen sehen, doch da sie es noch weniger ertrug, allein zu sein, konzentrierte sie sich auf die einfachen Dinge, die dem Tag Struktur verliehen. Es war Zeit für das Mittagmahl, also würde sie in den Speiseraum gehen und etwas essen. Mit den anderen. Nicht weil sie Hunger hatte, sondern weil ihr Körper es brauchte und die kleine Glocke an der Küche geschlagen worden war.

In Sel Nedara servierten sie um diese Stunde nur leichte Ge-

richte. Kalte Salate, Eingelegtes, Ei und Brot. Erst am Abend kamen die warmen Speisen auf den Tisch.

Die doppelflügelige Holztür stand weit geöffnet, doch die meisten der Tische waren verwaist. Der kleine am Fenster, das war Jahors Platz gewesen, an den er sich immer dann zurückgezogen hatte, wenn Noréy nicht bei ihm war oder wenn ihm nach Alleinsein gewesen war, während sie gemeinsam mit ihren Freunden am langen Tisch hatte sitzen wollen. Auch an ihrem ersten Tag in der Schule hatte er allein an dem kleinen Tisch gegessen. Im Nachhinein hätte sie ihn einfach in Ruhe lassen sollen. Wie viel Schmerz sie sich damit erspart hätte ... *Aber auch wie viel Glück!*, mahnte eine trotzig Stimme in ihr, die sie sofort unter einem Schwall aus Zorn und Schuldgefühlen erstickte. Er hatte sie betrogen, auf die schlimmstmögliche Weise.

Mit gesenktem Kopf betrat sie den weiten, hohen Raum und lief sofort zu dem Tisch, auf dem das Essen aufgestellt war. In ihrer Vorstellung sah sie nun jede und jeder der Anwesenden an, ganz gleich, ob Schüler, Lehrer oder diejenigen, die für das Kochen zuständig waren. Und die Vorwürfe in ihren Blicken stachen wie kleine, scharfe Dolche.

Sie wappnete sich innerlich für den Moment, in dem das Schweigen gebrochen wurde und der erste Vorwurf laut ausgesprochen.

Noch war es nicht so weit. Eine Gruppe älterer Schülerinnen unterhielt sich gut gelaunt über eine bevorstehende Reise, ansonsten war es bis auf das Klappern von Besteck still.

Noréy nahm sich von dem dampfenden, frischen Brot und etwas scharf gewürzten Ziegenkäse und drehte sich um. Nun musste sie die anderen ansehen, um sich einen Platz zu suchen und dabei nicht versehentlich irgendwo anzustoßen.

Dort saß Gorda. Ihre Freundin gab ihr mit einer kleinen Handbewegung zu verstehen, dass sie an ihrem Tisch willkommen war.

Noréy schob sich an zwei Bänken vorbei, stellte Teller und Trink-

becher ab und ließ sich mit einem dünnen Seufzen auf den Stuhl fallen. Plötzlich fühlte es sich an, als könnte sie keinen Moment länger stehen. Ihr Magen wand sich zu einem kleinen, festen Knoten, und sie zweifelte daran, überhaupt etwas runterzubekommen.

»Sag nichts, Gorda.«

»Erst, wenn du reden willst.« Die früher so direkte und oft vorlaute Freundin legte ihr eine Hand auf den Unterarm. Der kurze Druck war wie ein Versprechen. *Keine Vorwürfe. Kein Ich-hab-es-dir-von-Anfang-an-gesagt.* Sie war einfach da für Noréy. Und das war es doch, was wahre Freundschaft ausmachte.

»Wie geht es dir?«

»Mir?« Noréy war irritiert. An sich selbst hatte sie in den vergangenen Stunden ... oder waren es Tage? ... am allerwenigsten gedacht.

»Ja, dir, du Dummerchen.«

Noréy zog die Schultern hoch. »Ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Da ist eine Leere in mir, die alles ausfüllt, und ich fürchte mich davor, was passiert, wenn sie verschwindet.«

»Dann bin ich für dich da. Wenn du reden willst, bin ich da, und wenn du schweigen willst, bin ich es auch. Und ich verspreche, ich werde dir keine Vorwürfe machen. Und wenn doch, darfst du mich an mein Versprechen von heute erinnern und mir einen kräftigen Tritt vors Schienbein verpassen.« Ihre Mundwinkel zuckten hoch, doch gelächelt, sodass es bis in ihre Augen strahlte, hatte sie seit Odos und Inesas Tod nicht mehr.

»Das werde ich nicht«, erwiderte Noréy entschlossen und begann, ihr Brot mit Käse zu bestreichen. Es tat gut, mit Gorda zu sprechen. Es sorgte dafür, dass sich der Knoten in ihrem Magen ein wenig löste.

»Wir sind die letzten beiden«, meinte Gorda nun. »Wahrscheinlich war die Geschichte von der Prophezeiung eben nur das. Eine Geschichte. Anders kann ich es mir nicht erklären.«

Noréy wollte eigentlich nicht darüber reden, doch die Worte purzelten nur so aus ihr heraus, als hätte sie keine Gewalt darüber. »Das glaube ich nicht. Ich bin vielleicht nicht *die* Weltenweberin, aber ich bin Schattenweberin. Die Göttin hat mir die Gabe geschenkt, das weiß ich nun. Und wenn ich sie besitze, dann muss ich sie auch einsetzen, denkst du nicht? Irgendeinen Sinn muss das alles doch haben. Inesa hat so fest an uns geglaubt. Das alles nun aufzugeben ... Ich weiß nicht ...«

Gorda nickte und schob auf ihrem Teller ein paar Krümel zusammen. »Stimmt schon. Aber es fühlt sich einfach nicht richtig an, nur wir zwei. Wir sind weit vor unserem Ziel gescheitert. Und sag jetzt nicht, dass nie feststand, wer wirklich dazugehörte. Das will ich heute nicht hören, es kommt mir wie Verrat an unseren Freunden vor.«

»Ich vermisse sie auch sehr. Aber du und Odo ... ihr wart doch sogar fast wie Geschwister.« Für Odo war es mehr gewesen, doch das spielte nun keine Rolle mehr. So wie vieles unwichtig geworden war.

Sie aßen eine Weile schweigend, bis Gorda erneut das Wort ergriff. »Torik ... Magst du über ihn reden?«

Gorda hatte nicht gesehen, wie es passiert war, und die Meisterinnen hielten die Informationen unter Verschluss. Doch in Sel Nedara gab es keine echten Geheimnisse. Sie würde etwas gehört haben.

»Noch lebt er.«

Gordas Augen weiteten sich. »Das habe ich nicht für möglich gehalten«, sagte sie leise. »Ich dachte, sie warten nur mit der schlechten Nachricht. So wie du ausschaust, war ich sicher ...«

Noréy schüttelte den Kopf und beugte sich ganz nah zu Gorda hin, dann senkte sie die Stimme zu einem Flüstern und berichtete schnell, wie sie durch das Verhalten von Toriks Schatten auf die Idee gekommen war, die Wunde mit ihm zu verschließen. Sie von innen mit Fäden aus Schwärze zu nähen.

»Wie bei einem Mirakler?« Gorda riss ihre großen braunen Augen noch ein wenig weiter auf.

»Ähnlich, aber doch ganz anders. Ich hätte nie geglaubt, dass es möglich ist und ausgerechnet ich so etwas kann. Mit meinem eigenen Schatten vielleicht. Aber mit einem fremden? Eigentlich sollte das unmöglich sein, oder?«

Gorda zuckte mit den Schultern und musterte sie dabei mit einem Ausdruck absoluter Faszination. Also redete Noréy weiter. »Scheinbar können einzig Schattenweber nicht nur ihren eigenen Begleiter formen, sondern auch den von anderen. Und das Verrückteste ist, dass mich Toriks Schatten selbst auf die Idee gebracht hat. Es wirkte fast so, als hätte er eine eigene Stimme.«

»Und nun hast du ihn zum Verband für Toriks Verletzung gemacht, oder wie?«

»So in der Art. Es ist ein Gewebe. Ich kann es nicht genau beschreiben, aber noch hält es. Ich habe Angst, dass es aufweicht oder irgendwie reißt.«

»Jetzt verstehe ich, warum du dir plötzlich so sicher bist, eine Schattenweberin zu sein, nachdem es uns vorher allen gemeinsam nicht gelungen ist, dich zu überzeugen.«

Noréy nickte ertappt, sagte aber nichts. Gorda strich ihr aufmunternd über den Arm. »Torik ist dir sicher unendlich dankbar.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Das werden wir womöglich nie erfahren. Er ist nicht bei Bewusstsein, und ich weiß auch nicht, ob er je wieder wach wird. Es ist furchtbar. Er hat so viel Blut verloren. Was, wenn ich sein Leiden nur sinnlos verlängere?«

»Er ist ein Kämpfer, das weißt du genauso gut wie ich. Denkst du nicht, er würde alles geben? Bis zu seinem letzten Atemzug? Selbst wenn die Götter schlussendlich seinen Lebensfaden zerreißen, er wird deine Entscheidung verstehen.«

»Meinst du?«

»Du kennst ihn doch viel besser als ich. Denkst du, er würde vor dem Ende eines Kampfes aufgeben?«

»Niemals.«

Gorda sah sie aufmunternd an. »Dann hast du deine Antwort.« Sie legte ihre Hand auf Noréys Arm. Dabei fiel ihr Blick auf den Dolch in ihrem Kamarband. Ein Schimmern huschte durch ihren Blick. »Den kenne ich.«

Noréy zog ihn aus dem Gurt und legte ihn neben ihrem Teller auf den Tisch. Bis zu diesem Moment hatte sie vergessen, ihn an sich genommen zu haben. Nun versetzte ihr allein der Anblick einen scharfen Stich, beinahe als bohrte sich die Klinge in ihr eigenes Herz.

Die Schneide war mit einem Lappen umwickelt, weil sie die passende Scheide nicht besaß. Doch die winzigen Blutflecke auf dem Stoff sprachen Bände.

»Ist Torik damit etwa ...? Dann ... Dann hat Jahor wirklich ...?« Gorda blieb das letzte Wort im Mund stecken.

Noréy nickte. Es auszusprechen, war zu schwer. Auch Gorda rang mit Worten, setzte mehrfach zu einer Erwiderung an und verlegte sich schließlich auf eine Frage. »Warum hast du den Dolch genommen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht, damit er mich daran erinnert, nie wieder leichtfertig mein Herz zu verschenken? Nie wieder ...« Sie seufzte. »Ich hätte Jahor nicht vertrauen sollen. Du hast mich vom ersten Tag an gewarnt und Inesa ebenfalls. Sie meinte, er trage eine Dunkelheit in sich, die niemand aus ihm vertreiben könne. Und wie recht sie hatte. Ich wollte es nur nicht sehen.«

»Wie hättest du das auch sehen sollen? Natürlich habe ich dich gewarnt, aber weil er ein arroganter Sturkopf war und überheblich und herablassend bis in die letzte Haarspitze. Nicht, weil ich glaubte, dass er zum Mörder wird. Niemand hat das ahnen können, du und Aurora am allerwenigsten.«

Noréy barg das Gesicht in den Händen, rieb sich über die Stirn und streifte ihr schwarzes Haar zurück. Sie war zu erschöpft für Tränen, zu leer, um wirklich zu fühlen.

»Mach dir bitte keine Vorwürfe, Noréy. Und schmeiß den verdammten Dolch weg.«

»Nein.« Sie zog ihn zu sich. Jahor hatte die lange Klinge fast jeden Tag, den sie ihn kannte, bei sich gehabt. In den schwarzen Ebenholzgriff waren Intarsien aus silbergrauem Moorholz eingelassen. Schnörkel und Linien wie Schatten, der sich verfestigte. Die kurzen Parierstangen waren nur leicht verziert, und die Klinge ... Was sie unter dem Tuch davon erkennen konnte, war mit einem bräunlichen Schleier überzogen. Toriks Blut. Plötzlich wusste sie nicht mehr, ob sie die Waffe je wieder würde berühren können.

»Gehst du zu Torik?«

Noréy zuckte mit den Schultern. »Lernen kann ich jetzt nicht.«

»Ich kann nicht einmal lesen, seit wir aus Arboressea zurück sind. Gar nichts. Weder zum Zeitvertreib noch um zu lernen. Sobald ich versuche, mich zu konzentrieren, muss ich an Odo denken ... und an Inesa und ... und dann ...« In Gordas Augen begann es zu schimmern.

Kurz überlegte Noréy, sie in den Arm zu nehmen, doch dann würden sie beide weinen und so bald nicht wieder aufhören können. Also sah sie ihrer Freundin nur einmal kurz in die Augen und konzentrierte sich dann wieder auf ihr Essen. Würgte das Gefühl, an ihren Tränen zu ersticken, mit einem Stückchen Brot herunter. Sie leerte den Teller akribisch, tupfte Krümel mit dem Finger auf und merkte, wie die schreckliche Enge in ihrer Brust sich schleichend weitete, bis sie wieder normal atmen konnte.

Gorda schien es ähnlich zu gehen, denn sie richtete sich auf, als wäre sie bereit, den Kampf für diesen Tag aufzunehmen, und nickte Noréy zu. »Wir sehen uns heute Abend. Vielleicht kann mich der Fechtunterricht bei Meister Gayran ablenken.«

»Nicht zu sehr, hoffe ich, sonst bist du grün und blau.«

»Zu Befehl.« Gorda sammelte das Geschirr ein und trug es davon. Noréy sah ihr noch nach, dann wurde es ihr mit jedem Moment unangenehmer, allein am Tisch zu sitzen, und sie brach ebenfalls auf.

Ihre Beine trugen sie wie von selbst zu Toriks Krankenzimmer. Die Tür war nur angelehnt, und als sie auf Zehenspitzen eintrat, fand sie Aurora vor. Die Meisterin saß am Bett ihres alten Freundes und hielt seine Hand. Noréy war stehen geblieben und wusste nicht, ob sie sich bemerkbar machen sollte.

»Du kannst mich jetzt nicht verlassen, Torik«, sagte Aurora leise und malte mit den Fingern Kreise auf seine Haut. »Ich schaffe das alles alleine nicht. Erinnere dich, damals in Ber Glanden ... Du sagtest, wir würden bis ans Ende Seite an Seite kämpfen. Dass du mich bis ans Ende lieben würdest. Aber das Ende ... Es ist noch lange nicht gekommen.« Sie schluckte hart, und Noréy wagte nicht einmal mehr zu atmen.

»Augenstern hast du mich genannt. Auf ewig treu wolltest du mir sein, und dann habe ausgerechnet ich unseren Bund gebrochen. Ich habe sie nicht verdient, deine Treue. Aber jetzt flehe ich dich an, bleib bei mir. Wir werden einen Weg finden, wie wir miteinander und füreinander leben können, wir ... wir drei. Das schwöre ich dir.« Sie beugte sich so langsam vor, als würde sie fast keine Kraft mehr haben, dann küsste sie seine Hand, drückte die Stirn darauf und hielt inne.

Noréy sah ihre Chance gekommen, lehnte sich zurück und schloss geräuschvoll die Tür.

Aurora zuckte zusammen und richtete sich blitzschnell auf. Mit einem falschen Lächeln im Gesicht drehte sie sich zu Noréy um. »Ach, du bist es. Willst du nach Torik sehen?«

Sie nickte. »Darf ich?«

»Aber selbstverständlich. Du bist hier jederzeit willkommen,

Weltenweberin.« Sie betonte das letzte Wort wie eine Auszeichnung, die sich in Noréys Ohren jedoch sperrig und falsch anhörte. Andererseits hatte Aurora doch recht: Ihr war gelungen, was nur Weltenweber vermochten. Sie hatte sich diesen Titel verdient.

Zögernd trat sie auf die andere Seite des Bettes.

Torik lag kerzengerade auf dem Rücken, unter sich einen See aus Schatten, durch den hin und wieder kleine Wellen liefen und ölige Schlieren waberten.

Bis zur Hüfte war er unbekleidet, seine bloßer, muskulöser Oberkörper hob und senkte sich ungeheuer langsam. Schon beim Eintreten hatte Noréy das Rasseln in seiner Brust hören können. Es klang furchtbar anstrengend.

Auch die Blässe war geblieben und hatte sich womöglich sogar verstärkt. Die schwarzen, von Grau durchzogenen Haare bildeten einen harten Kontrast zu seiner wächsernen Haut.

Noréy beugte sich vor, um die Wunde in seiner Seite zu begutachten. Schattenfäden krochen über die Haut ins Innere hinein, kreuzten sich, bildeten Knoten.

»Es ist nichts verrutscht, Noréy.«

»Das ist gut, oder?«

»Ich weiß nicht, wie du es gemacht hast, aber der Schatten scheint Torik Kraft zu geben und er ihm. Sie halten sich gegenseitig am Leben.«

»Ist er aufgewacht?«

Aurora schüttelte den Kopf. Das Schweigen der Meisterin war ihr Antwort genug. Solange Torik nicht wach wurde, gab es keinen Grund zur Freude. Vorsichtig legte Noréy ihre Hand auf Toriks. Seine war kühl, und es kam ihr vor, als würde die Kälte schlagartig auf ihren Körper übergreifen. Ein frostiger Schauer stellte ihr die Nackenhaare auf und rann ihr wie Eiswasser über den Rücken.

Da rollte auf einmal ein tiefes Grollen über das Land.

Erschrocken sah sie zu Aurora.

Im nächsten Moment begann alles zu vibrieren. Medizinfläschchen klirrten gegeneinander, und es war nur Auroras schneller Reaktion zu verdanken, dass der Boden nicht mit Scherben übersät wurde. Das Vibrieren wuchs zu heftigen Stößen. Bücher kippten aus den Regalen, und überall im Turm schrien Menschen. Pferde wieherten schrill, während vor dem Fenster Schwärme aufgeschreckter Vögel vorbeistoben. Noréys Schatten füllte das Zimmer mit wabernder Schwärze, bereit, sie zu verteidigen.

Dann war es schlagartig vorbei.

Noch vom Schreck benommen, ließ Noréy ihn wieder schrumpfen. »Was ... Was war das?«

»Der Rand«, erwiderte Aurora blass und begann hektisch, Torik zu untersuchen. »Die Magie wird instabil.«

»Heißt das, es sind Kreaturen ausgebrochen?«

»Möglich. Bleib hier bei Torik, Noréy. Ich muss nachsehen, wie schlimm es ist.«

Sie nickte. »Selbstverständlich«, erwiderte sie schnell über das ohrenbetäubende Läuten der Warnglocken hinweg.

Nun würden die Schattenritter ihre Positionen auf der Mauerkrone einnehmen und der Turm abgeriegelt werden.

Noréy sandte ein Stoßgebet zu den Göttern. *Beschützt uns! Ich schwöre, ich werde alles tun, um die Prophezeiung zu erfüllen! Aber macht es nicht noch schlimmer!*

Aurora schenkte Torik einen letzten, sorgenvollen Blick, dann wandte sie sich zur Tür. »Ich bin bald wieder zurück.«

Und dann war Noréy mit Torik allein. Sie setzte sich an Auroras Platz und betrachtete den Mann, der innerhalb weniger Monate von einem bedrohlichen Fremden zu ihrem Retter und schließlich zum Ratgeber und guten Freund geworden war.

Seit heute Morgen war sie so mit dem Versuch beschäftigt gewesen, sein Leben zu retten, dass sie ganz vergessen hatte, wie er nach dem Attentat zugegeben hatte, den Riss und damit auch den

Wilden Rand beinahe allein geschaffen zu haben. Doch das Magie-beben hatte ihr alles wieder in Erinnerung gerufen.

Sie wusste noch immer nicht, wie sie damit umgehen sollte. Torik hatte mit seiner Tat das Leben von Tausenden in Gefahr gebracht. Viele Menschen waren gestorben, und wie es aussah, würden ihnen weitere folgen. Mit einem einzigen Fehler vor fast einhundert Jahren hatte er die Geschicke ganz Abreliens verändert. Aber was änderte das zwischen ihnen?

Nichts und doch alles.

Ihre Freundschaft berührte es nicht. Sie glaubte ihm seine Reue. Es erklärte so vieles. Warum er allein in den Rossforsten gelebt hatte und nie wieder in den Dienst eines Fürsten treten wollte. Warum er sich der Vernichtung jeder einzelnen Bestie aus dem Rand verschrieben hatte und warum es ihm so wichtig gewesen war, sie hierher nach Sel Nedara zu bringen.

Wenn er daran glaubte, dass sein Schützling den Wilden Rand verändern konnte, bedeutete das für ihn gleichzeitig auch, einen kleinen Teil seiner Schuld begleichen zu können.

»Du musst durchhalten, Torik. Kämpfe, für dich, für mich. Für Abrelien.« Sie nahm seine Hand, die groß und bleischwer in ihrer lag. Mit aller Macht sehnte sie eine Fingerbewegung herbei, ein Anspannen der Muskeln.

Nichts geschah. Auch dann nicht, als sie die Göttin Geedal um Beistand anflehte. *Bei deinem Licht, Geedal, bei deinem Feuer, mit dem du die Welt erhellst. Rette Torik nun. Du hast ihn damals nicht verdammt und in Ber Glanden am Leben gelassen. Rette ihn jetzt, damit er dir beweisen kann, dass er ein anderer geworden ist.*

Sie seufzte, lehnte sich zurück und spürte dabei etwas in ihrem Rücken knicken. Mutters Brief! Er steckte noch immer in ihrem Kamarband, seit sie am Morgen aufgebrochen war, um Jahor zu suchen und die Neuigkeiten aus Arboressea mit ihm zu teilen.

Doch dazu war es nie gekommen. Stattdessen war sie Zeugin

seines Mordversuchs geworden. Angewidert entledigte sie sich des Messers, das sie wie einen makaberen Talisman bei sich trug, und legte es in seinem blutigen Lappen auf ein Tischchen. Erst dann zog sie den Brief heraus und faltete ihn auseinander. Bruchstücke des Siegels purzelten zu Boden.

»Stell dir vor, Torik. Meine Mutter hat geschrieben. Willst du es hören?« Sie strich mit dem Zeigefinger über die vertraute Schrift, deren Anmut so gut zu Mutters Wesen und ihrer Art, sich zu bewegen, passte.

Noréy drückte Toriks Hand und räusperte sich.

An Noréy Incelo.

Mein Mädchen, hoffentlich habe ich mir Deine Adresse richtig gemerkt, denn notieren durfte ich sie mir ja nicht. Wenn der Brief Dich erreicht, sind seit unserer Begegnung viele Wochen vergangen. Es tut mir leid, dass ich Dir nicht eher geschrieben habe, aber zuvor habe ich es nicht gewagt.

Arboressea war im Aufruhr. Alle drei Völker gingen auf die Straße. Es war wie im Krieg, oder zumindest so, wie ich ihn mir immer ausgemalt habe. Das Blutvergießen war schlimmer noch als das, was die Bestien angerichtet haben. Was noch an Gardisten da war, wurde gegen die Bevölkerung gehetzt. Sie verhafteten Unschuldige auf offener Straße, und wer auch nur einen Funken Aufruhr in sich trug, der wurde davongejagt und sein Haus mit Sonnenfeuer dem Erdboden gleichgemacht.

Ich würde lügen, wenn ich sagte, dass ich keine Angst gehabt habe. Mir unsere kurze Begegnung in Erinnerung zu rufen, war wie ein Fiebertraum, an den ich mich klammerte.

Die Werkstatt habe ich für einige Wochen geschlossen, die Fenster und Türen verrammelt und alle Arbeiter nach Hause geschickt. So etwas hat es in der Geschichte der Weberei noch nie gegeben.

Bis zum Tag des Frühlingsfests ging das so, dann wurden die Menschen müde. Es war eine Erschöpfung, in der der Hass sein Haupt senkte und das

Feld der Trauer überließ. Der Frieden, der seit dieser Zeit herrscht, ist einer der Gewalt. Die Fürsten von der See haben ihre Augen stets überall. Manch einer behauptet, sie besäßen die Macht, Gedanken zu lesen. Wie sonst hätten sie von der Rebellion wissen sollen, noch bevor sie ausbrach?

Lange war meine Angst, Dir zu schreiben, größer als mein Mut. Doch nun wage ich es, in dieser Zeit des lähmenden, falschen Friedens. Und ich schreibe alles, was mir auf dem Herzen liegt. Allein zu verheimlichen, dass Du noch lebst, würde mich in den Kerker bringen.

Entweder sie fangen diesen Brief ab, dann ist es ohnehin vorbei mit mir, oder meine List geht auf, und wir haben einen Weg gefunden, uns auszutauschen.

Noréry räusperte sich. »Stell dir vor, Torik, sie schreibt einen weiteren Brief, der den an mich enthält, den schickt sie dann an eine Jugendfreundin auf dem Land, und die schickt meinen Brief weiter nach Sel Nedara. Klug, nicht wahr?«

Torik regte sich nicht. Also drückte Noréry nur seine Hand und las weiter vor.

Ich hoffe, dieser Brief findet Dich und den Jungen, an dem Dein Herz so hängt, wohlbehalten und glücklich vor. Es tut mir leid, dass ich so abweisend war. Mittlerweile habe ich nachgedacht, und recht hast Du, es spielt keine Rolle, aus welchem Volk jemand stammt, solange er Dich nur aufrichtig liebt. Bitte verzeih Deiner alten Mutter.

Noréry würgte an den Worten. Genau das hatte sie Jahor vorlesen und ihm dann tief in seine grauen Augen blicken wollen. Sie hatte sich vorgestellt, wie sie vor Freude heller wurden und sie ihn dann endlich wieder küssen würde ... Doch dazu war es nie gekommen.

Ihre Mutter hatte recht behalten, wenn auch nur in Bezug auf ihn. Jahor war nicht gut für sie. War es nie gewesen. Und mit dem Instinkt einer Mutter hatte sie es sofort gespürt.

Sie faltete den Brief zusammen. Was brachte es schon, ihn Torik vorzulesen? Vielleicht wollte er nichts davon hören und versuchte, Ruhe zu finden.

Eine Seite hatte sie ausgelassen. Darin schrieb ihre Mutter, dass sie über Noréys Vorschlag, sie solle nach Sel Nedara umziehen, nachdenke, aber noch zu keinem Entschluss gekommen sei. Noch fühlte es sich für sie nicht richtig an, die Traditionswerkstatt zu verkaufen und von den Gräbern ihrer Lieben fortzuziehen. Doch sie plante eine Reise. Erst zu ihrer Freundin aufs Land und dann weiter zu Noréry. In einigen Monaten sollte es so weit sein. Im Herbst.

Noréry schien es viel zu bald und zugleich viel zu weit weg. Sie wollte ihrer Mutter alles zeigen, was sie gelernt hatte. Zeigen, was sie in der Lage war, mit ihrem Schatten zu tun. Und bis dahin vielleicht sogar einen Weg gefunden haben, das alles zu einem Ende zu bringen: die Erdbeben, die blutrünstigen Kreaturen und die betäubende Angst, die so viele Herzen beherrschte. Ihre Mutter sollte stolz auf sie sein. Und dann würde sie ihr die Berge und die blau schimmernden Kiefernwälder zeigen, und gemeinsam würden sie dem Wind lauschen, der in den langen Nadeln sang. Mutter sollte sich in Sel Nedara und die Natur am Fuße von Gralis' Dorn verlieben. So sehr, dass sie nie wieder nach Arboressea zurückkehren wollte.

Aber all das würde nur möglich sein, wenn es Noréry zuvor gelang, den Schattenfluch zu brechen. Sie würde Toriks Traum und ihre eigene Sehnsucht jetzt nicht aufgeben. Jetzt erst recht nicht!

Er glaubte an sie, also würde sie selbst es auch.

»Ich finde die anderen Auserwählten, Torik, und dann beenden wir diesen Fluch ein für alle Mal. Das verspreche ich dir!«

RALUCA

Jede männliche Leiche hatte Raluca überprüfen lassen, doch keine davon entpuppte sich als ihr Neffe. Allerdings waren viele von den Schattenbestien oder einstürzenden Häusern bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht worden. Er konnte durchaus einer dieser unbekannten Toten sein. Doch tief in ihrem Herzen wusste Raluca, dass er lebte. Und es machte sie unbeschreiblich wütend.

»Die Gerüchte wollen nicht weniger werden, Herrin ... Herrin? Habt Ihr gehört, was ich sage?« Der alternde Wirker, der vor ihr stand, räusperte sich. Sie hatte jeden, der nicht mehr kampftauglich war, mit ihren Gardisten auf Patrouille geschickt. Doch der alte Creos hatte weit nützlichere Fähigkeiten als sein schwindendes Licht, denn er verfügte über ein eigenes kleines Netz von Spionen. Es waren nur zwei Handvoll Bettler, doch wenn man wissen wollte, was das Volk redete, waren sie die besten Augen und Ohren, die man für ein paar Münzen kaufen konnte.

»Ja, ich höre. Woher stammt dein Bericht?«

»Aus dem Gerber- und Bäckerviertel. Alle Völker sind beteiligt, aber unseres am wenigsten.« Er nickte wie so oft. Es war ein Tick von ihm. Raluca wandte den Blick zum Fenster, um sich nicht von dem Gewackel ablenken zu lassen.

»Es gibt erste Behauptungen, es handle sich um ein göttliches Zeichen. Einige Leute sind sich sicher, einen Schattenbändiger und einen Wirker zusammen kämpfen gesehen zu haben. Dass sie gemeinsam eine Bestie zu Fall gebracht hätten ...«

»Wir müssen das aufhalten. Es darf keine Verbrüderung geben!«

Creos beugte sich vor und schob ein kleines, mehrfach gefaltetes Papier über den Tisch. Es sah schon auf den ersten Blick so speckig

aus, dass Raluca sich kurz überwinden musste, dann faltete sie es auseinander und überflog eine Liste von elf Namen. Diese würden bald allenfalls noch auf Holztafeln und Begräbnisstelen zu lesen sein.

»Ich werde dir auch zwei Namen geben, Creos. Sobald diese Geschichten erneut aufflammen, werden diese Männer dafür sorgen, dass sie verschwinden.«

Creos erhob sich mit einem Seufzen, verbeugte sich und zog sich ohne ein weiteres Wort zurück. Sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, trat Raluca ans Fenster. Sie hatte versucht, sich vor Creos nichts anmerken zu lassen, doch nun ballte sie langsam eine Hand zur Faust und presste all ihren Zorn hinein. Dabei blickte sie über Arboressea hinweg, das von dem Hügel aus, auf dem die Villa stand, noch immer völlig vernarbt aussah. Dächer fehlten, Wände waren schwarz, Häuser zum Teil eingestürzt.

Und irgendwo da draußen war Maigar.

Kein Zweifel, wer sich mit den Schattenbändigern verbündet und mit ihnen gemeinsam gekämpft hatte. Es konnte gar kein anderer sein. Er hatte sie verraten. Und nun würde sie ihn finden ...

Schon streckte sie ihr Netz über die Stadtgrenzen hinaus, weit ins Land hinein. Oh ja. Sie würde ihn finden ... und dann würde er lernen, was wahrer Schmerz bedeutete!



MAIGAR

Einige Stunden zuvor

Er fühlte sich wie ein Geist an diesem seltsamen Ort.

Am Anfang hatten die Leute ihn noch angestarrt. Ein Wirker unter Schattenbändigern, das war selbst an diesem Ende der Welt eine Novität. Doch mittlerweile hatten sie sich an ihn gewöhnt. Was nicht bedeutete, dass jemand freiwillig mit ihm redete, wenn es sich vermeiden ließ.

Auch an diesem Morgen war er früh aufgebrochen. Es versprach, selbst in den Bergen ein warmer Frühlingstag zu werden, und so hatte er sich schon am Abend etwas Proviant und einen Wasserschlauch zurechtgelegt. Mit der Dämmerung stand er auf, ging zu den Nachtweiden und holte den Grauschimmel namens Danno, den sie ihm als Reittier zugewiesen hatten. Ein Steppenpferd, seh-nig und ausdauernd.

Er ertrug die Blicke der Schüler kaum, wenn er Danno ritt. Dieser Odo, dem das Tier zuvor gehört hatte, schien beliebt gewesen zu sein. Auch deshalb brach er auf, bevor die Nacht ganz dem Tag gewichen war.

Für Maigar waren die frühen Ausritte wie eine Flucht. Er sattelte hastig und war aus dem Tor, bevor Sel Nedara erwachte. Mühe-los lenkte er das Pferd mit einer Verlagerung seines Gewichts auf den Karrenweg, der dem Tal folgte, das sich wie ein Schlangenpfad durch die Berge wand. Maigar spürte eine Ruhe in sich einkehren, die er in den Mauern des Turmdorfes nicht finden konnte. Selbst meditieren half nicht, sondern sandte ihn in einen alpträumhaften Strudel aus Vergangenheit und verlorener Zukunft.

Er lenkte seinen Blick auf die grauen, gespitzten Ohren des Pferdes. Danno dunkle Mähne tanzte wellenförmig auf und ab, wäh-rend er immer flotter trabte. Selbst der Wallach gehorchte ihm zwar, wahrte dabei aber eine Distanz, die sich Maigar nur durch die Treue des Tieres zu seinem alten Herrn Odo erklären konnte. Wehmütig dachte er an seine Stute, die er in Arboressea zurückgelassen hatte. Sie hätte es hier geliebt. Endlich aus Stein und Mauern der Stadt auszubrechen und die Beine zu strecken ... ach ...

Die Berge hier waren zwar nicht zu vergleichen mit den lan-gen Stränden zwischen den grauen Felsen, auf denen die Nordfeste erbaut worden war, doch sie versprachen eine ähnliche Freiheit. Es war ein gutes Land, wenngleich Maigar deutlich spürte, dass es nicht *sein* Land war, nicht der richtige Ort für einen jungen Mann, dessen Herz im Takt der Gezeiten schlug. Vergeblich lauschte er auf Möwen, die zumindest gelegentlich bis zu den Schlachthöfen Arboresseas gezogen waren und deren raue Schreie in seiner Seele widerhallten wie die schönste Melodie.

All das hatte er hinter sich gelassen. Er war entwurzelt. Zielloos wie ein Seefahrer ohne Kompass in dichtem Nebel, der Sonne und Sterne verbarg.

Nie wieder würde er in den Norden zurückkehren, nie wieder sei-nen Bruder Jarno oder seine Eltern sehen. Nie wieder Raluca in die Augen blicken und dabei versuchen, das Spinnengeflecht aus Rät-seln und Geheimnissen zu entwirren, das sie vor ihm ausbreitete.

Er hatte all das fortgeworfen. Und wofür?

Mit einem Schnalzen trieb er den Grauschimmel an, stellte sich in die Bügel und ließ Danno die Geschwindigkeit bestimmen. Der Galopp begann zügig und wurde alsbald halsbrecherisch, als versuchte der Wallach, seinem Herrn in Orrothans Unterwelt zu folgen.

Ein falscher Tritt bei dieser Geschwindigkeit genügte für einen schlimmen Sturz, der ihnen beiden das Genick brach. Doch das war Maigar in diesem Augenblick vollkommen gleichgültig. Nichts, was er in den letzten Jahren gepaukt oder bis zum Erbrechen trainiert hatte, war jetzt noch von Bedeutung.

Der Wind peitschte durch sein Haar, trieb ihm die Tränen in die Augen und riss sie gleich wieder davon. »Lauf, verdammt, lauf!«, schrie er, und Danno wurde noch einmal schneller, streckte sich mit weit vorgerecktem Kopf. Maigar hatte die Zügel losgelassen. Die Lederriemen klatschten mit jedem kraftvollen Sprung gegen den schweißnassen Pferdehals.

Mit geschlossenen Augen brüllte Maigar seine gesamte Verzweiflung heraus. Ein so übermächtiges Gefühl, dass es eigentlich Felsen zum Bersten bringen und Lawinen auslösen müsste. Er riss die Arme auseinander und erwartete, dass etwas geschah. Herabdonnernder Stein oder ein Graben, der sich plötzlich auftat. Doch nichts dergleichen.

Das Pferd geriet kurz aus dem Takt, als würde es seufzen, dann schüttelte es seine Mähne, und der windschnelle Galopp wurde langsamer, verlor an Gewalt.

Maigar öffnete die Augen. Ein letzter Gedanke an seinen älteren Bruder Jarno wurde schlagartig aus seinem Kopf gerissen, als er den Wilden Rand in all seiner schrecklichen Pracht vor sich auf-ragen sah.

So nah war er dem magischen Wall noch nie gekommen.

Danno galoppierte in einem ruhigeren Takt, während sein Atem

weiter stoßweise ging und der Schweiß in Strömen zu fließen begann. In stillem Entsetzen nahm Maigar schließlich die Zügel auf und hielt an. Er war nur noch wenige Schritte entfernt, als er sich aus dem Sattel gleiten ließ und mit weichen Knien stehen blieb. Das war er also, der Ursprung allen Übels. Am Tag zuvor noch hatte er die Erde beben lassen.

Zögernd ging er näher. Vier Schritte Entfernung, dann nur noch zwei. Durch das ölige Schimmern der Magie hindurch konnte er erahnen, dass der Weg auf der anderen Seite weiterging. Von Gras überwachsen zwar, doch die steinernen Wegmarken erhoben sich auch dort, unberührt von der Magie.

Als Maigar noch einen Schritt machen wollte, scheute Danno und schnaubte laut. Bis hierher und nicht weiter, schien er zu sagen.

»Ein Stückchen noch.« Maigar reckte seine linke Hand vor, um die Oberfläche des Walls zu berühren.

Der Schmerz kam wie aus dem Nichts.

Maigars Sonnenstein flammte auf, und es fühlte sich an, als würde eine glühende Klinge in sein Fleisch gerammt. Mit einem Aufschrei strauchelte er zurück, Danno tat einen großen, erschrockenen Satz und entriss ihm die Zügel.

Maigar war für einen Augenblick wie erstarrt und presste die brennende Hand an seine Brust. Wie hatte er sich nur derart dämlich verhalten können? Er wusste doch, dass diese Magie der Dunkelheit zugehörte und seine Wirkerkraft jeglichen Kontakt als Angriff wahrnahm.

Nun pulsierten die Lichtfäden entlang seiner Nervenbahnen wie Wetterleuchten.

Zögernd wich er sich zurück. Aus dem Rand drang ein bedrohliches Wummern, als würde sich etwas aus der Tiefe zu ihm an die Erdoberfläche bohren. Er meinte, die Vibration durch die Stiefelsohlen zu spüren.

Es war Zeit zu verschwinden, und doch fühle er sich, als würde

er unter einem Bann stehen. Wenn er jetzt wegsah und dem Rand den Rücken zudrehte, würde es geschehen. Etwas von dort würde ihn angreifen.

Wie ein pechschwarzes Adergeflecht zuckten Risse durch die schimmernde Oberfläche und schlossen sich gleich darauf wieder. Aber für wie lange noch? *Instabil*. Maigar rang nach Atem. Wie ein Meer scharfer Splitter rann die Erkenntnis durch seinen Körper, dass die Befürchtung der Schattenbändiger kein leeres Hirngespinnst war, um einfachen Leuten Angst zu machen und sie lenken zu können. Dieses drohende Unheil war real und kurz davor, zu geschehen!

Im ersten Moment meinte er, sich nicht mehr regen zu können. Starr den Blick auf die aufplatzenden Risse gerichtet, pochte ihm das Herz schwindelerregend laut und schnell in der Brust.

Die linke Hand von gleißendem Licht überzogen, der Schmerz bis in seine Schulter pochend, wagte er es schließlich doch, sich abzuwenden. Er musste zurück und die Meister fragen, ob sie von den Rissen wussten. Womöglich hatte er gerade eine wichtige Entdeckung gemacht. Es mussten Vorkehrungen getroffen werden. Sie alle mussten zum Kampf bereit sein!

Danno war nicht weit gelaufen. Während seine Mitte noch immer wie ein Blasebalg pumpete, zupfte er an einigen Grashalmen. Das Tier schwitzte so sehr, dass die schwarze Haut durch das Fell schimmerte und es dunkelgrau aussehen ließ.

Maigar gab sich einen Ruck, nur langsam ließ die Anspannung nach. »Komm, wir müssen fort von hier.« Sein Sonnenfeuer erlosch, während er die kurze Distanz zu dem Wallach überbrückte, nach den Zügeln haschte und ihn mit sich zog.

Er war wohl eine Stunde zu Fuß gegangen, bevor er wieder in den Sattel stieg. Zwischen ihm und dem Pferd schien es eine neu erwachte Bindung zu geben. Der halsbrecherische Galopp war für beide wie eine Reinigung gewesen. Ein Abschluss des Alten, nicht vollständig, aber doch so weit, dass Maigar das Gefühl hatte, wieder

ein Stückchen des Weges vor sich zu sehen, seitdem er auf so unsanfte Weise aus seinem Leben in Arboressea gerissen worden war.

Torik hatte ihn niedergeschlagen und ihm die Wahl abgenommen, bevor er auch nur die Chance bekommen hatte, den Schattenbändigern womöglich aus freiem Willen zu folgen. Dabei hatte Maigar schon damals tief in sich gewusst, dass es für ihn nur diese eine Möglichkeit gegeben hatte, nachdem er erst einmal Partei für Noréy ergriffen hatte.

Seine Tante Raluca verzieh nicht, und sie duldete auch keine losen Enden. Doch der Schattenritter Torik hatte ihn nicht aufgrund eines weichen Herzens entführt – und nichts anderes als eine Entführung war es gewesen. Er sah etwas in Maigar. Was genau, das hatte er ihm noch nicht gesagt, doch es stand in Verbindung zu Noréy. Sie war wie ein Fixstern, um den sich in Sel Nedara alles drehte, wenngleich mit dem Tod zweier Schüler vorgezeichnet geglaubte Wege eingebrochen waren.

Die Schattenbändiger suchten noch immer nach den vier Krieger der Prophezeiung. Doch Maigar verstand nicht, wie er als Wirker in dieses Muster passte.

Als nun die helle Fassade des Turmdorfes hinter halbhohen Felsen ihr trutziges Antlitz erhob, stieß ihn der Anblick etwas weniger ab.

Sein Pferd witterte den Stall und schritt von allein flotter aus.

»Du hast die Nase voll von mir, was, Danno?« Er klopfte dem Pferd den Hals, wo das Fell nun trocken, aber von Schweiß und Staub verkrustet war.

Maigar ließ ihn den Weg allein finden, durch das offene Westtor in den Innenhof, wo Danno ein Wiehern ausstieß, das einen Chor von Erwiderungen fand.

Es war noch immer früh, nur wenige Leute waren unterwegs. Gut so. Maigar fiel der Umgang mit den Schülern schwer. Besonders die Durchmischung der Völker irritierte ihn, und er ertappte

sich wieder und wieder dabei, auf die anderen herabzusehen oder nach Bestätigung der Vorurteile zu suchen, mit denen er aufgewachsen war.

Er stieg aus dem Sattel, packte das Lederzeug weg und ging los, um aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen. Als er mit zwei randvollen Eimern zurückkam, war er nicht mehr allein. Gorda stand bei seinem Pferd und rieb ihm die Ohren, was dem Wallach offensichtlich gefiel.

»Hast du vor, Danno umzubringen?«, fuhr sie Maigar ohne Umschweife an.

Einen Moment lang war er zu perplex, um etwas zu erwidern. Dann stellte er die Eimer ab, ließ das Pferd saufen und tunkte einen Schwamm in den zweiten.

»Ich hab ihn nur laufen lassen, nicht getrieben, wenn du das meinst. Er läuft gerne.« Er sah ihr nicht ins Gesicht, um seinen Ressentiments gegen die von der Ebene erst gar keine Chance zu geben, sondern strich mit dem vollgesogenen Schwamm über Danno's Schulter. Dreck und Schweiß rannen in Schlieren aus dem Fell.

»Wenn ihm etwas zustößt, wirst du es bereuen, Wirker!«

Ihre Worte reizten ihn wie Scharfkraut in einer offenen Wunde. Allein die Art, wie sie das Wort *Wirker* aussprach, glich einer Beleidigung.

»Ich habe mir nicht ausgesucht, hier zu sein, Gorda. Ich habe mir nicht ausgesucht, ein Schwert über den Schädel zu bekommen oder meine Stute Zinda zurückzulassen, die jetzt im Stall meiner Tante verkümmert oder längst verkauft wurde. In der Tat würde ich alles, was ich noch besitze, hergeben, um mein eigenes Pferd zurückzubekommen. Aber die Entscheidung kann ich nicht treffen. Ich *kann* nicht!« Nun sah er sie doch an. »Wenn es dir so wichtig ist, dass ich Danno nicht reite, dann spreche ich mit dem Rittmeister und versuche, ein anderes Tier zu bekommen. Auch wenn ich es nach dem heutigen Morgen sehr bereuen würde. Danno ist ein gutes Pferd.«

»Das ist es nicht«, erwiderte Gorda mit einem Hauch von Verzweiflung. Sie grub ihre Hände in die Mähne und sah ihn über den Hals hinweg an. »Odo war mein bester Freund. Er war der Einzige ... der *Einzige*, der aus meinem alten Leben mit hierhergekommen ist. Er war immer für mich da, hat mich beschützt, als alle anderen gegen mich waren. Er hätte mich mit seinem Leben verteidigt.«

»Verstehe«, sagte Maigar und goss den Eimer über dem Pferd aus. »Ich besorge mir ein anderes.«

»Wie war sie, deine Stute?« In Gordas Augen schimmerte es verätherisch. Hier ging es um viel mehr als Pferde, doch Maigar ließ sich nicht anmerken, dass ihm das bewusst war.

»Temperamentvoll und eigenwillig. Zinda hätte alles für mich getan, reagierte auf den kleinsten Fingerzeig, auch wenn es für andere oft aussehen musste, als würde ich jeden Moment die Kontrolle verlieren. Es war wie ein Spiel zwischen uns. Ich ließ sie ihren wilden Tanz aufführen, und sie nutzte es dennoch nicht aus. Fuchsrot war sie und blitzschnell«, schloss er wehmütig.

»Odo kannte Danno von dessen Geburt an. Als sein Vater ihm das Fohlen geschenkt hat, war er selbst noch ein Junge. Es war sein erstes Pferd. Sie sind gemeinsam gewachsen.« Ein Lächeln huschte durch ihr Gesicht. »Odo etwas mehr als sein Pferd, aber Danno ist stark. Er trug ihn auch in voller Rüstung noch mühelos.«

»Er vermisst ihn, das merkt man«, gestand Maigar und begann, das Pferd trocken zu reiben. »Du hast recht, ich hätte es nicht einfach so annehmen sollen. Torik hatte kein Recht, das zu entscheiden.«

»Nein, das hatte er nicht.« Ihr Blick wurde warm. »Deshalb nehme ich dir nun ein Versprechen ab, Maigar.«

Er nickte in der Erwartung, das Pferd, an das er sich gerade gewöhnt hatte, nun wieder zu verlieren.

Gordas schmale Hände spielten in der Mähne. »Du musst ver-

sprechen, immer auf ihn aufzupassen und ihn genauso zu achten wie deine Stute.«

Die Antwort blieb ihm im Hals stecken. »Meinst du das wirklich? Ich verstehe, wenn du ...«

»Zögere noch länger, und ich entscheide mich um.«

»Nein, nein. Versprochen!«

Sie mussten beide lachen, und für einen winzigen Augenblick fühlte sich Maigar auf die Nordfeste zurückversetzt, in eine Zeit, in der er noch nicht einmal darüber nachgedacht hatte, den Ort seiner Geburt je zu verlassen. Damals war er glücklich gewesen. Mit seinem nur ein Jahr älteren Bruder Jarno war er jeden freien Augenblick, den sie nicht mit dem alten Magister Ato studierten, durch das raue Land gezogen. Sie hatten jeden Felsen und Berg erklimmen, waren am Strand Wettrennen geritten und in den Fjorden geschwommen, sobald die Dämmerung oder schwere Wolken über das Land zogen und das Zwielicht den Aufenthalt im Freien erlaubte. Die Kälte hatte er kaum gespürt, aber die Hitze Arboresseas, die war ein quälender Fluch. Hier in den Bergen war es besser.

»Woran denkst du?«, fragte Gorda und rieb dem Schimmel die Stirn.

»An daheim«, gestand er.

»Wie wir alle.« Sie hatte es kaum ausgesprochen, da wurde ihr Gesicht hart. Ihre Blicke trafen sich, und es war, als würden sie beide wortlos entscheiden, nicht tiefer zu dringen. Maigar fragte nicht nach, und Gorda verschloss ihr Heimweh und, wie es schien, auch ihre Enttäuschung tief in ihrem Herzen.

Maigar meinte, den klagenden Ruf der Möwen und Seeadler zu hören. »Ich war schon Jahre nicht mehr im Norden. Aber hätte ich gewusst, dass es ein Abschied für immer ist ...«

»Sei froh. Es hätte sonst von Anfang an mehr wehgetan. So konntest du dich schleichend daran gewöhnen.«

»Vielleicht hast du recht.«

»Ganz bestimmt habe ich das, das habe ich immer.« Sie grinste triumphierend und versteckte ihre Trauer unter einer Maske aus Fröhlichkeit. Wäre da nicht der tiefe Schmerz in ihren Augen gewesen, er hätte ihr die gute Laune abgekauft.

Auch Maigar lachte und merkte, wie die vorgespelte fröhliche Stimmung seiner Trauer tatsächlich ein wenig die Schärfe nahm.

»Hast du überhaupt schon gegessen, so früh, wie du aufgebrochen bist?«

»Nicht richtig. Und ich fürchte, das wird auch nichts mehr. Ich bin schon recht spät dran, und Torik erwartet mich.« Der Schattenritter hatte versprochen, endlich mit ihm zu reden und ihm zu erklären, warum er Maigar nach Sel Nedara verschleppt hatte. Es war kein Akt der Freundlichkeit gewesen, das war ihm wohl bewusst. Es lag an seinen Träumen über Noréy. Seitdem er hier war, hatte er keinen mehr gehabt. Die Prophezeiung war in sich zusammengebrochen, lange bevor die Auserwählten ihrem Ziel auch nur nahe gekommen waren. Sie alle waren einem Phantom nachgehetzt, was nicht bedeutete, dass die Gefahr damit gebannt war.

Und dann waren da noch die schwärzlichen Risse im Rand, von denen er Torik dringend erzählen musste. Schon der Gedanke daran fühlte sich an wie eine kalte Hand in seinem Nacken.

»Du weißt es nicht?« Gordas Augen weiteten sich in blankem Erstaunen.

»Was weiß ich nicht?«

»Torik! Er ... Er ist ...«

NORÉY

Unverändert. Was war das überhaupt für ein schreckliches Wort? Ein Wort des Stillstands, der Tatenlosigkeit, des Abwartens und der schleichend wachsenden Verzweiflung.

Noréy hatte seit dem Frühstück an Toriks Bett gesessen, ihn beobachtet und danach das Gewebe der Magie überprüft, das sie um ihn gespannt hatte.

Waren die Knoten fester geworden, oder lösten sie sich? Hatte sich sein Schatten verändert? Mehr an Substanz verloren? Es schien nicht, als würde sein dunkler Begleiter heilen oder wieder stärker werden, wie es normalerweise mit verstreichender Zeit von allein geschah. Wenigstens war das Schattengewebe in der Wunde noch genau da, wo es sein sollte. Toriks Atem ging weiterhin rasselnd, sein Gesicht wirkte verkrampft. Er litt, und der Schmerz grub Furchen in seine Haut, wie es all die Jahre seiner unnatürlich langen Existenz nicht vermocht hatten.

Noréy stellte sich vor, dass die Pein ihn von einem Albtraum in den nächsten zog, denn mal ging sein Atem ruhig, dann wieder schnell und gehetzt, als wäre er auf der Flucht. Unverändert blieb das schwere Rasseln in der Brust.

Vor Noréys innerem Auge verschwanden die Konturen. Dann lag irgendwann ihr Vater auf dem Bett, schwer verwundet von der Schattenkreatur, sterbend.

Sie vermisste ihn, vermisste ihn so sehr, dass es keine Worte dafür gab. Noréy beugte sich vor und legte Arm und Kopf auf die Matratze, in der das Stroh leise raschelte. Mit geschlossenen Augen nahm sie Toriks Hand, die sich so anders anfühlte als die ihres Vaters, dessen Hände zwar auch kräftig gewesen waren, aber dabei

feingliedrig und niemals rau. Die Arbeit mit den Garnen und edlen Stoffen ließ nichts anderes zu. Torik dagegen besaß Pranken. Groß, mit kräftigen Knochen, die sich in einem Jahrhundert als Krieger geformt hatten, schwielig und rau ... Hände, die beschützten. In deren Obhut sie sich begeben hatte und die ihr bis zum Vortag ein trügerisches Gefühl von Sicherheit vermittelt hatten, das so lange zu wahren versprach, wie sie es brauchte.

Warum?

»Warum?«, sprach sie es laut aus. Wie hatte Jahor ihr das nehmen können? Er liebte sie doch. Er wusste, was Torik ihr bedeutete. Wusste, dass er ihr mit dem versuchten Mord nicht nur den väterlichen Freund und Beschützer nahm, sondern auch sich selbst. Torik zu verlieren, hätte sie überwunden – aber nur gemeinsam mit Jahor. Die Liebe zu ihm war ihr zum Felsen geworden.

Nun hatte er ihr den sicheren Boden unter den Füßen weggerissen und sie von der Klippe gestoßen. Noréy fühlte sich wie im freien Fall.

Sie trudelte und trudelte, weiter und immer weiter bergab, und versuchte nicht einmal, Halt zu finden. Es war zu viel, sie konnte nicht mehr ...

Nein.

Nein, sie durfte sich dem nicht hingeben. Sie hatte Torik versprochen, sein Ziel zu ihrem zu machen, die fehlenden Auserwählten zu finden und mit allem, was sie noch besaß, dafür zu kämpfen, dass die Prophezeiung in Erfüllung ging. Energisch drückte sie den Rücken durch.

Als nun jemand zögerlich an der Tür klopfte, sah sie sich nicht um. Leise Schritte näherten sich, die nicht zu Gorda gehörten und auch nicht zu Meisterin Aurora oder Eline.

»Noréy? Du? Entschuldige, ich wollte nicht ...«

Nun wandte sie sich doch um, strich sich ein paar Strähnen aus der Stirn und sah Maigar dort stehen, mit hängenden Schultern, in

den jadegrünen Augen den gehetzten Blick, den er seit seiner Ankunft in Sel Nedara niemals ablegte.

»Was machst du hier?«, fragte sie. Es klang unfreundlicher, als sie beabsichtigt hatte. Dabei zuckte unwillkürlich ihre Hand zum Dolch in ihrem Gürtel. Sie traute niemandem mehr.

Maigar bemerkte die kleine Bewegung und trat mit vorgestreckten, leeren Händen einen Schritt zurück. »Ich wollte dich nicht erschrecken. Wie geht es ihm?«

Noréy schüttelte den Kopf. »Weiß ich nicht. Vor allem wird er Zeit brauchen. Sein Schicksal liegt nun in den Händen der Götter.«

Maigar murmelte etwas Unverständliches, das ebenso Fluch wie Bittgebet sein konnte, dann räusperte er sich. »Ich verstehe das alles nicht. Wie? Wer?«

Noréys Blick strich zu Toriks blassem Antlitz. Im Moment ging sein Atem ruhig, er schlief vielleicht. Besser, sie störten ihn nicht. Sie drückte seine Hand zum Abschied und erhob sich dann leise.

Mit einem Blick gab sie Maigar zu verstehen, ihr zu folgen.

Es war noch immer ein merkwürdiges Gefühl, ihn hier in Sel Nedara zu wissen. Auch jetzt spürte sie seine Präsenz überdeutlich, wie ein schlechtes Omen, das ihr folgte. Und doch hatte sie keine Angst vor ihm. Vielmehr war seine Gegenwart irritierend, und sie konnte nicht einmal sagen, warum.

Ja, es war einiges schiefgelaufen zwischen ihnen. Er hatte sie gezwungen, mit ihm zu kommen, sie eingesperrt und beinahe etwas in Gang gesetzt, das ihren sicheren Tod zur Folge gehabt hätte. Aber als er das herausfand, hatte er auch alles dafür gegeben, sie aus dieser verzwickten Lage zu befreien. Hatte Familie, Karriere und Zukunft aufgegeben, um ein offensichtliches Unrecht wiedergutzumachen.

Dennoch war er noch immer ein Fremder. Jemand, dem sie nicht vertraute, ganz gleich, wie sehr er sich bemühte.

Sie wartete, bis er an ihr vorbeigetreten war, und schloss die Tür zum Krankenzimmer.

»Er liegt auf einem See aus Schatten«, sagte Maigar nachdenklich. »So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Der Schatten ist auch in seiner Wunde. Er wird ihn heilen, wenn es der Wille der Götter ist.«

»Heilen?« Maigar fuhr sich verblüfft durch das dichte Haar, doch die Locken sprangen sofort wieder zurück.

»Kann dein Sonnenfeuer heilen?«, setzte Noréy nach.

»Nicht dass ich wüsste.«

Alles, was mit Lichtmagie zu tun hatte, erschien Noréy wie ein einziges Rätsel. »Aber es ist in dir? Es ist immer in dir? Das sagt Torik zumindest. Vielleicht habe ich auch nicht richtig zugehört.«

Maigar räusperte sich. »Das Licht nicht, aber eine Art Geflecht, das mit meiner Schattenkraft verbunden ist und ihre Energie nutzt.«

Noréy blickte auf den Boden, wo Maigars Schatten wie ein kümmerlicher grauer Flecken lag und sich nicht rührte. Es sah irgendwie deprimierend aus, und sie meinte, eine ferne Empfindung wahrzunehmen, so leise und dünn, als wäre es nur ein schwindendes Echo. Sein Schatten wirkte noch schwächer als Toriks, wenn auch auf eine andere Art. Toriks Begleiter besaß einen starken Willen. Was Maigar da jedoch hinter sich herzog, besaß weder Willen noch Hoffnung. »Du hast deinen Schatten besiegt und dir unterworfen, wie man es mit einem Feind tun würde, nicht wahr?«, fragte sie erschüttert.

Maigar nickte. Man merkte ihm an, dass ihm nicht wohl in seiner Haut war. Wenigstens das. Wenigstens war er sich seines Verbrechens bewusst.

Noréy ließ ihn ihre Abscheu sehen, und Maigar wandte prompt den Blick ab. »So haben sie es uns beigebracht. Du bist doch in Arboressea aufgewachsen, du weißt, was sie über Schatten sagen. Scheinbar trachten sie jedem Menschen nach dem Leben. Da ist es nur recht und billig, sie sich zu Sklaven zu machen und ihre Kraft für das Gute einzusetzen.«

»Das Gute ... so ...« Noréy sah ihn von der Seite an, während sie langsam den Flur hinunterliefen. »Was die Wirker unter *gut* verstehen, habe ich mit eigenen Augen gesehen. Und meinen Schatten, den habe ich lieber zum Freund als zum Diener.«

»Machst du es mir zum Vorwurf?« In seinen Wangen spannten sich die Muskeln an, als erwartete er einen Angriff, was sein Gesicht härter und erwachsener wirken ließ.

Tat sie das? Noréy horchte in sich hinein. »Ich habe kein Recht dazu. Du hast nicht befohlen, die Zeugen vom Markt zu ermorden, und du hast auch nicht entschieden, den Pass im Roten Tal abzuriegeln. Und was deinen Schatten angeht...« Sie sah auf das klägliche Fleckchen hinab. »Dir war nicht klar, dass es auch anders geht, oder?«

»Nein, das wusste ich nicht. Und nun ist es zu spät.« Er schien ehrlich bestürzt. »Seit Generationen bringt unsere Familie besonders starke Wirker hervor. Ich habe nie infrage gestellt, was aus mir werden sollte. Ich weiß jetzt, dass es ein Fehler war.«

»Würdest du dich heute anders entscheiden?«

Sie waren stehen geblieben. Auf Maigars hoher Stirn wuchs eine Falte, und seine grünen Augen wirkten, als blickten sie inwendig auf eine Erinnerung. »Ich glaube nicht. Aber ich würde mehr Fragen stellen. Zum Beispiel, warum sie uns die Steine einpflanzen.« Er rieb sich über die linke Hand.

»Darf ich es sehen?«

Zum ersten Mal musterte Noréy bewusst seine Linke, wo sich eine zackige Narbe über den Handrücken spannte. Dort, wo der Sonnenstein saß, war deutlich eine Erhebung zu erkennen. Sie meinte, ein feines Netz heller Linien zu erkennen, die davon ausgingen. »Und das hält deinen Schatten gefangen?«

Er nickte. »Jedes Kind, das zu einem der großen Häuser gehört, bekommt den Gran-Stein eingesetzt, statt ihn zu schlucken. Zeigt man später Talent, wird er gegen einen Sonnenstein getauscht. Der

Gran-Stein wächst noch problemlos ein. Der andere dagegen ... « Ein Schatten huschte durch seinen Blick. »Ein Teil der zukünftigen Wirker stirbt an Blutvergiftung oder stößt den Stein auf unschöne Weise ab. Ich kenne mehr als eine Geschichte von Amputationen.«

Was für eine scheußliche Vorstellung. »Das tun sie ihren eigenen Kindern an?« Sie konnte es nicht glauben.

»Angeblich gibt es keinen anderen Weg.«

»Und es tut weh? Noch immer, meine ich?«

Er zuckte schicksalsergeben mit den Schultern. »Jedes Mal, wenn ich wirke. Angeblich hört es irgendwann auf, wenn der Wille des Schattens vollständig gebrochen ist. Torik meinte, früher wäre es anders gewesen. Er hatte allerlei Beschimpfungen für die Richtung auf Lager, welche die Ausbildung in den vergangenen Wirkergenerationen eingeschlagen hat. Er meinte, wir würden verstümmelt und unterdrückt ...« Maigar blickte zur Tür des Krankenzimmers zurück. »Heute wollten wir weiter darüber reden. Torik plante, mir ein Buch zu geben, das er sich von einem anderen Schattenbändiger hat schicken lassen. Es sei gestern gekommen.«

»Gestern? Wie mein Brief.« Noréy zögerte. »Komm mit.«

Maigar folgte ihr, während sie schweigend zur nächsten Treppe lief, die Stufen hinaufeilte und gar nicht bewusst wahrnahm, wie ihr Schatten die Gestalt des katzen großen Greifen annahm. Er sprang zwischen Maigar und sie, machte einen Buckel und sträubte sein Fell.

Sie wandte sich um, weil Maigar stehen geblieben war.

»Dein Schatten kann mich nicht ausstehen.«

»Du hast ihm in Arboressea Angst gemacht.«

»Dann sind Schatten nachtragend?«

»Meiner offensichtlich schon.« Ein Gedanke genügte, um ihn zurück an ihre Seite zu rufen.

Doch Maigar stand trotzdem da wie angewurzelt. »Manchmal wünschte ich, sie hätten mir den Sonnenstein nie eingesetzt.«

»Wir können die Vergangenheit nicht ändern«, erwiderte Noréy mit aller Schwere, die diese Worte in sich trugen, und setzte ihren Weg fort, bis sie vor Toriks Zimmertür ankam. Plötzlich schien ein dicker, runder Klob in ihrer Kehle zu sitzen. Sie war schon mehrfach hier gewesen, auch in seiner Abwesenheit. Und er hatte ihr ausdrücklich erlaubt, sich an seinen Büchern zu bedienen, um mehr über die Geschichte ihrer Familie herauszufinden.

Seit ihrer Rückkehr aus Arboressea hatte sie jedoch vor allem mit ihrer Trauer gerungen. Und Torik, der, wenn es darauf ankam, so hart sein konnte, verstand. Ließ sie gewähren und gab ihr Zeit.

Das hatte sie nun davon. Wochen, in denen sie kaum miteinander gesprochen hatten, und Rätsel, die sie womöglich nie mehr lösen würde, falls Orrothan entschied, Torik zu sich zu holen.

Ihre Hand lag schwer auf der schmiedeeisernen Klinke, während sie mit sich rang. Dann gab sie sich einen Ruck. Torik wollte, dass Maigar dieses Buch bekam, und vielleicht stand sogar auch etwas über die Prophezeiung darin, über die sie ohnehin dringend mehr herausfinden musste. Und wenn es bedeutete, dass sie die halbe Bibliothek auf den Kopf stellte.

»Wo sind wir hier?«

»Bei Torik.« Noréy klopfte, weil es sich ungehörig anfühlte, einfach einzutreten, und drückte die Klinke hinunter. Es war nicht abgeschlossen. Die Tür schwang auf, und Noréys Herz schien bei dem vertrauten Anblick der kargen Einrichtung ein wenig zu schrumpfen. Ob er je wieder hierher zurückkommen und sie mit diesem nachdenklichen Blick anschauen würde, der sie stets ein wenig ehrfürchtig machte?

In der abgestandenen Luft hing der Geruch von Leder und Eisen, von alten Folianten und dem süßlich-bitteren Fett der Takelnuss, mit dem Torik seine Waffen pflegte. Die geschwärzte Rüstung hing auf ihrem Ständer, und auf einem Tischchen standen zwei schlichte Karaffen, eine mit Portwein und eine mit Wasser.

»Siehst du das Buch?«, fragte Maigar plötzlich, und Noréy wäre beinahe zusammengezuckt. Sie hatte ihn für einen Moment vergessen. Nun trat sie hektisch an Toriks Regal und überflog die Buchrücken. Nur die Hälfte war beschriftet, die anderen musste sie herausnehmen und auf den Deckel schauen. Doch ein Buch über Wirkermagie fand sie nirgends.

Maigar war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und rührte sich nicht vom Fleck, sah sich aber um und fragte schließlich: »Was ist mit dem auf der Fensterbank?«

»Fensterbank?« Sie ging zu der tiefen Wandnische, in der einige Kissen lagen, damit man es bequem hatte, wenn man dort im hereinströmenden Tageslicht lesen wollte. Das unscheinbare Buch, das dort lag, war abgegriffen und außen ohne Titel. Noréy schlug es auf ... und wusste sofort, dass ihre Suche ein Ende hatte.

»Aus Schatten geboren – Lichtmagie. Eine Einschätzung, von Cyrin Nectrell.«

»Das ist es! Davon hat er gesprochen!«

»Es ist in der alten Sprache verfasst, kannst du es lesen?«

»Ja, natürlich.« Er streckte die Hand aus, und zum ersten Mal war da wieder das Licht in Maigars Augen, das sie aus ihren Träumen kannte.

Hoffnung. Es war Hoffnung.

Sie reichte ihm den alten Lederband, und er nahm ihn mit beiden Händen entgegen wie einen Schatz.

In seiner Linken glomm es kurz auf.

Erschrocken sah Noréy zu Maigar – dann fuhr auch schon eine blendend helle Stichflamme zwischen ihnen in die Höhe und verschlang das Buch.



TORIK

Unerträglich! Sein Körper war nicht zur geringsten Bewegung in der Lage. Ein Schwebezustand, gefangen im gleichmäßigen Takt der Pein. Er konnte nicht aufhören zu atmen, aber jeder Atemzug war pure Agonie.

Doch dann drang ihre Stimme zu ihm durch, und das gab ihm die nötige Kraft, am Leben festzuhalten, so sehr es auch schmerzte.

Er schlug die Augen auf, ihr rotes Haar wehte im Wind, als sei die Morgenröte selbst auf die Erde gesunken und hätte ihr diese Farbe geschenkt.

Ihr, Aurora Laach von den Firnwäldlern. Der schönsten Frau und mächtigsten Schattenbändigerin, der er je begegnet war. Und er folgte ihr wie eine Motte dem Licht. Er hatte ihr sein Herz, seinen Schatten und sein Schwert versprochen. Wochenlang hatte sie um ihn geworben, und nun führte sie ihn in den Krieg. Ihr Licht würde zum Feuer werden, das ihn allzu leicht verbrennen konnte, doch in diesem Moment kümmerte ihn die Gefahr nicht.

Aurora verschwand hinter ihrem flatternden Haar, und das Rot wich Toriks Dorf.

Wie alle Kinder seiner Generation war er mit dem Krieg aufge-

wachsen. Werber zogen jährlich im Frühsommer von Dorf zu Dorf und prüften jedes Kind, dessen Schatten erwachte, auf Tauglichkeit für den Kriegsdienst. Die meisten wurden für die Infanterie oder Reiterei oder als Pikiere vorgemerkt. Solche wie Torik aber nahm man den Eltern sofort weg und steckte sie in Kasernen.

Seine Tränen waren schnell getrocknet. Es war eine harte Zeit gewesen, doch der Ehrgeiz half ihm über viele dunkle Stunden hinweg. Er lernte, seinen Schatten zu bändigen und das Schwert zu führen, und ehe viel Zeit verstrichen war, ernannten sie ihn zum Knappen. Vier Jahre diente er einem Schattenritter, der die Grenzen der Waldländer patrouillierte, und machte sich dabei nach und nach selbst einen Namen. Sein Schatten vernichtete Räuber und Strauchgesinde, mit seinem Schwert brachte er Söldner zu Fall, die aus dem Süden kamen, um sich den Gegnern des Waldvolks anzuschließen. Als sie ihn schließlich mit zwanzig Jahren zum Ritter schlugen, war er wieder ein freier Mann.

Wer erwartet hatte, dass er nun seinen Blick auf die offene Schlacht richten würde, um seinen Ruhm zu mehren, der irrte. Denn Torik ren Hulme hatte nicht vergessen, woher er kam. Er verschwand in seiner ersten Nacht als freier Mann, ohne Abschied zu nehmen, und ritt heim, fiel vor seinen Eltern auf die Knie und versprach, nie wieder fortzugehen, sondern stattdessen seinen Geburtsort Graubrok zu verteidigen, der regelmäßig von marodierenden Banden überfallen wurde.

Neun Jahre blieb es so. Er lebte, liebte und tauchte sein Schwert in das Blut seiner Feinde, wenn es sein musste, aber er suchte die Schlacht nicht. Niemals.

Regelmäßig brachten Händler Gerüchte von dem Großen Krieg bis nach Graubrok. Einst gestohlene Kinder kehrten geistig oder körperlich gebrochen heim und erzählten grauenhafte Geschichten vom sinnlosen Morden.

Was sie ebenfalls mit sich brachten, war ein Hass, der sich tief in

ihre Seelen gefressen hatte. Schwüre, jeden aus dem Steppen- oder Seevolk zu erschlagen, der auch nur einen Fuß in den Wald setzte, in dem sich Graubrok verbarg. Es war ein Hass, der seit Generationen angeschwollen war und immer ein wenig stärker an die nächste weitergegeben wurde. Kinder hassten alle anderen Völker, ohne je einem zugehörigen Menschen begegnet zu sein. Sie sog den Willen nach Vergeltung mit der Muttermilch auf.

Torik kam es vor, als würde das Land selbst böse. Als triefte der Hass in den Boden, würde von den Bäumen aufgesogen. Vögel fielen in Scharen tot vom Himmel, und selbst die Straßenhunde führten Krieg ...

Dann das Gerücht ... Im Nachhinein konnte niemand mehr sagen, wann es erstmals aufgetaucht war. Nur dass es sich rasend schnell verbreitete. Angeblich war der Totengott Orrothan nach Abrelien gekommen und pflanzte die dunkle Saat des Hasses in die Herzen der Menschen. Gekleidet in einen blutroten Mantel und eine Rüstung aus eisernen, geschwärzten Krähenfedern, zog er über das Land. Schattenvögel wiesen ihm den Weg, und die Menschen begannen, Krähen zu fürchten, wenn sie plötzlich auftauchten oder blitzschnell verschwanden, als würden sie sich in Rauch auflösen. Dann hieß es, die von der Ebene oder die von der See wären schuld, wenn der dunkle Gott seinen Blick nach Graubrok wendet. Sorgen wir dafür, dass kein Fremder je wieder ein Auge auf das Walddorf legt, hieß es.

Und so wurden die Patrouillen noch einmal verstärkt und auch die letzten Händler vertrieben. Wege wurden zugeschüttet und Brücken abgerissen. Töricht, dachte Torik. So töricht, dass es beinahe amüsant ist. All das viele Blut ...

Dann aber hatte der Große Krieg ihn schließlich doch gefunden. Und zwar in Gestalt einer wunderschönen Frau.

Aurora kam nach Graubrok, als kümmerten sie weder abgerissene Brücken noch Grenzen. Firnwäldler wie sie waren an ihren hellblonden oder roten Haaren und den meist blauen Augen gut zu erken-

nen. Sie stammten aus dem hohen Norden und waren dem südlichen Waldvolk traditionell in Freundschaft verbunden.

»Kehrt um!«, hatte Torik ihrer kleinen Gruppe zugerufen und seinen Schatten drohend auf und ab streichen lassen. Statt seinem Befehl zu folgen, rückten die drei Reiter näher zusammen und begannen zu tuscheln. Einer zeigte sogar auf ihn. »Das muss er sein, Torik ren Hulme!«

»Der bin ich!«, rief er. Daraufhin kehrten zwei Reiter um, und nur Aurora blieb. Sobald die anderen außer Sicht waren, rief sie ihren Schatten hervor. »Zeig mir, was du kannst, Ritter«, forderte sie.

»Kehr einfach um!« Er wollte nicht mit ihr kämpfen, auch nicht zum bloßen Kräftemessen.

Doch das interessierte sie nicht. Blitzschnell wuchs ihr Schatten zu enormer Größe, bildete Dornen und Schuppen und raste auf seinen zu.

Der wurde zu Boden geschleudert, regelrecht platt gewalzt, und verlor dabei einen Teil seiner Substanz. Der Angriff traf Torik wie ein wohlplatzierter Schlag in die Magengrube, und er krümmte sich auf seinem Pferd zusammen. Als er wieder atmen konnte, war jede Zurückhaltung vergessen. Aurora war eine meisterliche Schattenbändigerin, eine Kraft wie ihre war ihm nie zuvor begegnet.

Doch er hielt stand. Der Kampf wogte lange hin und her, riss Gräben auf und fetzte eine Schneise in den Wald, die eines Sturmes würdig war.

Torik und Aurora kämpften, bis ihre Schatten auf kleine schwarze Flecke reduziert waren, und noch immer hatte keiner die Oberhand gewonnen.

Schließlich besaßen sie beide keine Kraft mehr. Torik war längst aus dem Sattel gestiegen und sank nun ermattet zu Boden, den Rücken an einen morschen Stamm gelehnt.

Als Aurora durch den flachen Bach watete und sich neben ihn setzte, gab es nur noch sie.

Ihre leicht geöffneten Lippen ...

Ihren schnellen Atem ...

Den dünnen Schweißfilm auf ihrer Stirn und ihre geheimnisvollen blauen Augen, in denen mehr Rätsel verborgen lagen, als je ein Mensch lösen konnte ...

Ihr Lächeln, das ihn schwindelig machte ...

Er war froh zu sitzen.

»Warum?«, war das Einzige, was ihm über die Lippen kam.

»Ich habe von dir gehört, dein Ruhm reicht weit über dieses von den Göttern vergessene Stückchen Wald hinaus. Du verteidigst dieses Dorf seit Jahren beinahe allein. Das ist beeindruckend.«

»Deshalb bist du hergekommen? Um dich mit mir zu messen und zu sehen, ob stimmt, was geredet wird?«

Ein fröhliches Blitzen in ihren Augen ...

»Womöglich.« Sie hatte die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern gesenkt.

»Besiegt hast du mich nicht«, erwiderte er mit einem Anflug von Stolz. In ihrer Gegenwart schien der Ausgang des kindischen Duells an Bedeutung zu gewinnen. Als müsste er ihr etwas beweisen.

Sie schmunzelte, als wüsste sie genau, dass sie ihm gerade den Kopf verdrehte. »Aber du mich auch nicht. Weißt du überhaupt, was dort draußen vor sich geht?«

Er verneinte mit einer Geste. »Mir reicht es, wenn ich weiß, was in Graubrok passiert und dass die Menschen hier sicher sind.«

»Aber wie lange wird das noch so sein? Von Süden rücken die Armeen der Steppe vor, von Norden die der Seefürsten. Diesen Landstrich schützt nicht du allein. Eure Sicherheit verdankt ihr vor allem den zur meisten Zeit unpassierbaren Bergen und dem dichten Wald, der nicht zulässt, dass größere berittene Verbände hindurchziehen.«

»Umso besser.«

Sie zog die Knie an ihren Körper und musterte Torik nachdenk-

lich. »Du kannst deinen Leuten woanders besser dienen. Sie sind auch ohne dich sicher.«

»Nein.«

Sie legte den Kopf schief und löste den zerzausten Zopf, der ihr Haar kaum noch zusammenhielt. Ihr dabei zuzusehen, war, als hätte er einen Ort der Ruhe gefunden. Als wäre er bis zu diesem Moment sein ganzes Leben auf der Suche gewesen, ohne genau zu wissen wonach, und hätte es nun gefunden. Angekommen.

Ich habe auf dich gewartet, Aurora ... Immer schon auf dich gewartet ...

Wie konnte eine vollkommen Fremde so etwas in ihm auslösen? Torik hatte schon einige schöne Frauen kennengelernt und konnte mit Sicherheit sagen, dass es nicht ihr Äußeres war, was ihn derart in den Bann schlug.

War es ihr geheimnisvoller Blick?

Wie eine Katze sah sie ihn an ...

Wie eine, die noch nicht entschieden hat, ob ihr der Sinn nach Spielen oder Kämpfen steht oder ganz etwas anderem ...

Sie schwiegen lange miteinander, während sie sich von dem stundenlangen Kräftemessen erholten.

Ihr Atem ...

Die Sonne, die wie mit einem feinen Pinsel goldene Reflexe in ihr rotes Haar malte ...

Das silbrige Aufschimmern im Dunkelgrün der Zirben dahinter ...

Als sie das Schweigen satt hatten, begann sie, ihm von den Wäldern im hohen Norden zu erzählen. Von Schneekristallen in der Winterluft und einem strahlenden Ring, der die Sonne an besonders eisigen Tagen umgab. Sie erzählte von ihrer Kindheit, und dann wurde ihr blasses Gesicht noch blasser, als sie berichtete, wie der Krieg in diese heile Welt eingebrochen war. Wie er mit dem Schiff vom Meer kam und ihre kalte Welt in glühenden Bränden unterging. »Sie zündeten nicht nur die Siedlungen an, sondern auch unsere endlosen Wälder.

Es war ein Sommer mit wenig Regen gewesen, und sie brannten und brannten, bis nur noch Asche und schwarze Stümpfe übrig waren.«

Er wusste, dass sie ihre Eltern, ja die ganze Familie verloren hatte, lange bevor sie es aussprach. »Aber du, du hast überlebt.«

Ihr Mund wurde ganz schmal. »Wie ein Geist in einer Geisterwelt. Ich schlief zwischen Felsen und Staub, trank rotes Moorwasser und verdarb mir den Magen mit halb verbrannten, faulen Beeren. Aber ich lebte.«

Torik nahm ihre Hand, weil es sich einfach richtig anfühlte, und als sie schwieg, verflocht er seine Finger mit ihren. Vor ihren ausgestreckten Füßen im Laub mischten sich ihre Schatten.

Ein Gefühl, als würden alle Nervenenden plötzlich doppelt so empfindlich wie zuvor ...

Er sah sie nicht an, wagte es nicht mehr.

Und als sie schwieg, begann er selbst zu erzählen.

Von seiner Kindheit, seinen Geschwistern ... Vom Tag, an dem sie ihn seiner Heimat entrissen und fortschafften, weil sein erwachter Schatten so ungewöhnlich stark war.

Und auch, dass er seinen dunklen Begleiter dafür anfangs gehasst hatte.

Ein betrübt Lächeln ...

Sie ließ ihre Fingerspitzen über sein Handgelenk streichen. Ihre Berührung gab ihm die Kraft, weiterzusprechen und zu erzählen, was er sonst im Verlies seiner Erinnerung verschloss. Zögernd zu Anfang, dann immer schneller.

Von all den Menschen, die er nicht hatte beschützen, nicht hatte retten können.

Sie lehnte sich an seine Schulter, während der Tag zur Nacht wurde und Torik trotz hereinbrechender Dunkelheit immer klarer sah.

Das Schicksal, vor dem er so lange davongelaufen war, hatte ihn in Gestalt von Aurora gefunden!

Schmerz riss ihn aus den Nebeln der Vergangenheit, und für einen Moment lauschte er angestrengt. Aurora? Nein ... Sie war nicht mehr da. Niemand war da.

Niemand ...

Nur der Schmerz, sein ewiger Begleiter ...

MAIGAR

Sie hatte Maigar das brennende Buch aus der Hand geschlagen, von wo es auf den Teppich fiel und auch den in Brand setzte. Während er sich in einem Reflex seine schmerzende Hand an die Brust drückte, goss Noréy geistesgegenwärtig das Wasser aus der Karaffe über beides.

Nun starrten sie gemeinsam auf den alten Ledereinband, dem auch jetzt noch schwarzer Qualm entstieg. Maigar stand der Schweiß auf der Stirn. Sein Herz pochte, als wäre es kurz aus dem Takt geraten, und er schämte sich fürchterlich. Beißender Gestank von verbranntem Leder und Wolle verpestete die Luft.

»Was war das gerade?«, fuhr Noréy ihn zornig an. »Ich dachte, du wolltest das Buch unbedingt lesen, und dann zündest du es an, bevor du auch nur reingesehen hast?« Ihre Augen funkelten gefährlich, während sie die Hände in die Hüften stemmte, wie um ihm keine Ohrfeige zu verpassen.

»Ich ... Ich wollte das nicht«, stammelte er wie ein verwirrtes Kind und hasste sich selbst dafür. Am liebsten wäre er auf der Stelle im Boden versunken. »Ich will es doch lesen«, erwiderte er trotzig und beugte sich vor, um das triefend nasse Buch aufzuheben.

Doch sie schubste es blitzschnell mit dem Fuß zur Seite. »Fass es nicht an, sonst machst du noch mehr kaputt, Wirker!«

Maigar war sofort klar, dass es ihr um weit mehr ging als das Buch. Er trat einen Schritt zurück. Es war wohl das Beste, was er tun konnte, um nicht noch weiteres Unheil anzurichten.

Sie sah ihn warnend an und hob das Buch mit spitzen Fingern auf. In ihren Händen geschah nichts. Keine Flamme, kein Rauchföhnchen, nichts. Laut tropfte das Wasser aus den Seiten auf den angeschmorten Teppich. Sie sahen beide den fallenden Tropfen nach, als würde die Zeit schlagartig langsamer verlaufen, und plötzlich musste Noréy lachen.

Glücksend begann sie, das Buch auszuschütteln wie einen nassen Lappen.

Maigar konnte noch immer nicht ganz fassen, was gerade passiert war. Es war schockierend. Jetzt hatte er nicht einmal mehr Kontrolle über sein Sonnenfeuer. »Was ist so lustig?«

»Wenigstens legte Torik keinen Wert auf solcherlei Dinge«, sagte Noréy, schob die Fußspitze in den verkohlten Teppich und stocherte in dem Loch herum. »Aurora hat ihm das Ding aufgedrängt, weil es hier so wenig gemütlich ist, und er hat sich auf seine knurrige Art damit abgefunden. Aber gemocht hat er den Teppich nie.«

»Wann war das?«

»Kurz vor unserem Aufbruch nach Arboressea.« Ihr Lachen schwand genauso plötzlich, wie es aufgetaucht war. Zurück blieben ein klitschnasses Buch und die Angst, Torik könnte nie wieder gegen so einfache Dinge protestieren wie einen recht bunten Teppich aus Ferant.

»Was nun?« Maigar sah auf seine Linke, als würde sich der Sonnenstein darin bemerkbar machen, bevor er erneut beschloss, Bücher zu verbrennen. »Es kam so plötzlich«, murmelte er und rieb über die Narbe.

»Und das war wirklich keine Absicht?«

»Nein, wenn ich es dir doch sage. Ich habe fast seit meiner An-

kunft darauf gewartet, endlich Antworten auf meine vielen Fragen zu erhalten. Und wahrscheinlich stehen sie dadrin. Warum sollte ich das Buch dann vernichten?«

Sie hob eine Braue. »Weil du ein Wirker bist und die Wirker alle anderen Ausgaben dieses Werkes vernichtet haben. Es wird einen Grund dafür geben.«

»Das beweist doch nur, dass etwas darinsteht, was wichtig ist. Sonst würden sie sich diese Mühe nicht gemacht haben. Ich muss herausfinden, was sie verheimlichen wollten.«

»Vielleicht solltest du vorher diesen verdammten Stein loswerden.«

»So einfach ist das nicht.«

»Der kleine Schnitt ...«

»Du verstehst es nicht. Da hängt weitaus mehr dran. Aber was weiß eine Schattenbändigerin schon von Lichtmagie? Selbst wenn sie die auserwählte Weltenweberin ist.«

Noréy blätterte kurz durch das Buch und drückte es dann an ihre Brust. »Noch so ein blöder Spruch, Maigar, und das war das Letzte, was du hiervon gesehen hast.«

»Du kannst doch nicht ...«

Sie sah ihn mit diesem Blick an, der Maigar alles vergessen ließ, was ihm gerade im Kopf herumging. Ihre blauen Augen waren trotz all der Traurigkeit darin tief wie die Fjorde seiner nordischen Heimat. Endlose Welten schienen darin zu warten, in denen Geheimnisse wie wilde, dunkle Wesen umherstreiften. Wie gern er einfach mit ihr geredet hätte. So als wären sie sich erst heute begegnet. Als hätte er all die Fehler nicht begangen, die so vieles unaussprechbar machten.

Sie musterte ihn. »Wenn du das Buch wirklich lesen willst, dann komm.«

»Wohin?«

»Nach draußen, wo du weniger abfackeln kannst.« Sie verließ das

Zimmer, das Buch fest an sich gedrückt. Maigar trat an ihr vorbei, doch den wehmütigen Blick, mit dem sie Toriks Zuhause bedachte, bevor sie endgültig die Tür schloss, der entging ihm nicht.

Maigar schwieg, während er ihr auf die Mauerkrone folgte, die in diesem seltsamen Turmdorf so breit war, dass man zwei Häuser nebeneinander darauf hätte stellen können. Kleine Häuser, aber immerhin.

»Nicht hier«, keuchte sie und hetzte südwärts.

Ein dunkler Fleck an der Brüstung hatte sie abgeschreckt. Blut war das. Getrocknet und braun geworden in der Sonne. Toriks Blut. Hier musste es passiert sein. Maigar wusste mittlerweile, dass es ausgerechnet Jahor gewesen war, der den Dolch geführt hatte.

Wie eine Getriebene eilte Noréy ein Viertelrund weiter, erst dann blieb sie bei einer Gruppe steinerner Bänke und Tische stehen. Auf einem davon legte sie nun das Buch ab. Wie ein düsteres Vorzeichen rollte ein Grollen aus Richtung Westen heran.

Noréy rieb sich über die bloßen Unterarme, auf denen Maigar zu erkennen glaubte, wie sich ihre feinen Härchen aufstellten.

»Ist dir kalt?«

Sie schüttelte ruckartig den Kopf. »Nur so ein komisches Gefühl, das ich manchmal habe.« Sie ließ die Arme sinken. »Setzen wir uns und sehen es uns an. Aber du lässt dabei deine Wirkerfinger bei dir.«

Maigar wusste, wann es besser war, den Mund zu halten und sie nicht mit Fragen zu bedrängen. Er hätte gerne noch einmal versucht, das Buch mit der rechten Hand zu berühren, in der sich kein Stein befand. Aber wenn hier oben etwas schiefging, bekämen sie das Buch kein zweites Mal und vor allem nicht rechtzeitig gelöscht. Also setzte er sich und überließ es Noréy, die ersten klammen Seiten aufzuschlagen.

»Von der Kunst, Licht aus Dunkelheit zu schaffen«, las sie laut vor. Es folgte eine Auflistung von Steinen und Kristallen, mit denen die

Magie der Wirker eingefangen und das Licht gebündelt werden konnte. Ein jeder war mit einer kleinen Zeichnung abgebildet.

»Zum Glück ist nichts verlaufen«, murmelte Maigar.

Der leichte Brandgeruch des versengten Ledereinbandes war kaum zu ignorieren.

Maigar überflog die verschiedenen Steine, doch das interessierte ihn am wenigsten. Schließlich hatten sie ihm einen weißen Sonnenstein eingesetzt, und austauschen konnte und wollte er ihn nicht. Allein die Vorstellung, den Stein zu entfernen, jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Fühlte es sich doch an, als reichte von dem Kristall ausgehend eine Art Wurzelgeflecht durch seinen ganzen Körper. In einem wiederkehrenden Albtraum zerrte ein gesichtsloser Unbekannter an seinem Sonnenstein und riss so sehr daran, dass das Geflecht sich quälend langsam löste, bis er es wie einen Wust schimmernder Spinnenseide in der Hand hielt. Zu diesem Zeitpunkt verlor er dann jedes Mal das Bewusstsein. Im Traum sah er am Ende sich selbst als zusammengekrümmtes Häufchen Elend auf dem Boden liegen, wimmernd vor Schmerz. Und mit diesem Wimmern auf den Lippen erwachte er stets.

»Bitte weiterblättern.«

Noréy schlug Seite um Seite um. Es sah aus, als sei eine technische Abhandlung niedergeschrieben worden. Nun, auf Seite zehn, blickten sie beide neugierig auf eine Konstruktion aus feinen Metallplättchen, die ein Wirker auf seinem Handrücken befestigen konnte. Auch wenn Maigar so etwas noch nie gesehen hatte, erkannte er den Zweck sofort.

»Er hatte recht! Torik hatte recht!« Kribbelige Aufregung wusch durch seinen Körper.

»Was ist das?« Noréy runzelte die Stirn.

»Eine Gerätschaft, mit der ein Wirker sich den Fokusstein auf der Hand befestigen kann. Er muss ihn nicht unter der Haut tragen! Es geht auch unblutig!«

»Aber warum zwingen sie euch das dann auf?«

»Warum zwingen sie jedes Kind dazu, einen Gran-Stein zu schlucken, statt ihnen beizubringen, mit ihrem lebendigen Schatten umzugehen?«, erwiderte er mit einer weiteren Frage.

Noréy runzelte die Stirn. »Bei den Gran-Steinen liegt es vermutlich daran, dass sie einfachen Leute keine solche Macht gestatten wollen. Den Stein wird man nicht mehr los.«

Maigar nickte gequält, er musste jetzt vorsichtig sein und achten, dass ihm nicht seine eigene Herkunft auf die Füße fiel. Von klein auf hatte er gelernt, dass es die Götter so vorgesehen hatten, dass nur die hohen Häuser Macht besaßen. Dem einfachen Volk zu viel zuzugestehen, führte zu Aufständen und Kriegen. Nicht auszudenken, wenn plötzlich ein Schuster oder Bäcker den mächtigsten Schatten Abreliens besäße! Er könnte die Fürstenhäuser stürzen!

Aber wie viel besser war die Herrschaft der Fürsten? Er dachte an seine machthungrige Tante Raluca und das Blutbad, das die von der See angerichtet hatten, und ihm wurde ein wenig flau.

»Vielleicht sorgen die eingepflanzten Steine auch für eine Art Kontrolle? Weißt du da etwas?« Sie musterte ihn derart intensiv, als versuchte sie, ihn beim Lügen zu ertappen.

Doch er zuckte nur mit den Schultern und blendete aus, was die Gran-Steine vermochten. Stattdessen drehte er seine Antwort so, als sprächen sie nur über Sonnensteine. »Ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Ich konnte nichts dergleichen spüren. Wer sollte die Wirker kontrollieren, wenn selbst die mächtigsten von ihnen Sonnensteine unter der Haut tragen?«

Noréy blätterte zur nächsten Seite, wo es keine Zeichnungen mehr gab, sondern nur noch dicht geschriebenen Text. Maigar rückte näher, die Hände artig im Schoß gefaltet, und las ebenfalls. Bei jeder anderen Lektüre hätte ihn Noréys Nähe so sehr abgelenkt, dass er nur noch ihre Wärme neben sich wahrgenommen und auf

den leisen Rhythmus ihres Atems gelauscht hätte. Doch dieser Text hatte es in sich.

»Hier steht, dass die Wirker früher auch Schattenbändiger waren«, murmelte Noréy.

Er hatte es im gleichen Moment entdeckt. »Kein Entweder-oder! Ihre Schatten leben weiter!«, sagte er fassungslos. Augenblicklich begann etwas in ihm zu rebellieren, und der Sonnenstein sandte ein schmerzhaftes Glimmen aus.

Maigar sprang hektisch auf und hielt die Hand vom Buch weg, mit dem Rücken Richtung Berge, sodass nicht einmal ein versehentlicher Lichtstrahl das kostbare Werk treffen konnte.

Noréy sah erschrocken zu ihm auf. »Was ist passiert?«

»Der Kristall ... Er ... Es ist, als würde er verhindern wollen, dass ich herausfinde, was Meister Cyrin Nectrell über die Wirker-magie schreibt.«

»Dass dein Schatten auf dieselbe Weise lebendig sein könnte wie meiner!«

»Ja, genau das«, sagte Maigar bestürzt. In seiner Hand wuchs indes ein wütendes Pulsieren.

»Warum? Was bezwecken die Wirker von heute damit? Verstehst du das?«

In Maigar wand sich alles. Während seiner Ausbildung in Arboressea, besonders nachdem er angefangen hatte, Raluca infrage zu stellen, waren seine Zweifel an den allseits verkündeten Wahrheiten gewachsen. Bei der Suche nach Antworten war er dann nur auf eine Wand aus Schweigen und Regeln gestoßen. Doch nun war er nicht mehr allein. Noréy war an seiner Seite, und er schuldete ihr so viel mehr ... Die Heimlichtuerei seiner Familie aufrechtzuerhalten, wäre ein Fehler gewesen. Jeder und besonders sie sollte wissen, was er vermutete.

Er räusperte sich, denn auch wenn es in der Theorie einfach war – das anerzogene Schweigen tatsächlich zu brechen, es wirk-

lich zu tun, fühlte sich an wie ein Tabubruch. »Nach dem Großen Krieg wollten sie vermutlich alles, was mit den Schatten zu tun hatte, verdammen. Kein normaler Bürger sollte mehr einen lebendigen Schatten besitzen, weil es zu gefährlich war. Auf diesem Weg konnten sie es für die Magiebegabten gleich mit ausschließen. Sie haben einen Weg gefunden, diese mächtige Kraft vollständig verschwinden zu lassen und zugleich seine Energie zu verwenden.«

Noréy musterte ihn, dann wandte sie sich wieder dem Buch zu und las hastig. »Hier, hier steht etwas von der *Verdammnis des neuen Weges!* Der Stein unter der Haut wird eingesetzt, damit niemand ihn so leicht abnehmen und seinen Schatten nutzen kann. Auf die Weise wandelt der Stein nicht die Energie des Schattens in magisches Licht, sondern zehrt ihn über die Dauer auf wie ein Parasit!«

»Deshalb wurde ich immer davor gewarnt, darauf zu achten, dass ich nicht *ausbrenne*.«

Noréy musterte ihn irritiert. »Ausbrennen? Was soll das heißen?«

»Wenn man alles Licht zu einem einzigen Angriff bündelt. Es lässt einen sehr geschwächt zurück, und wer es oft hintereinander macht, der verliert seine Magie. Ich habe alte Wirker erlebt, die gerade noch eine Kerze entzünden konnten.«

»Weil ihr Schatten beinahe vollständig vernichtet war.«

»So ist es.« Maigar rieb sich über den schmerzenden Handrücken. In seiner Kehle pulsierte eine Enge, die ihm die Luft abschnürte und beständig zunahm. Alles, was man ihm in Arboressea beigebracht hatte, war eine einzige, gewaltige Lüge! »Torik hatte recht, der Stein verstümmelt uns.« Er drehte sich von Noréy weg, wollte nicht das Mitleid in ihren Augen sehen oder gar ihre Abscheu.

Er hätte beides haben können, einen starken Schatten *und* das Licht der Wirker. Es war kein Entweder-oder – es war ein Mehr! Sein Herz polterte regelrecht durch seine Brust, als wüsste es nicht mehr, wohin mit sich. Alles in ihm war in Aufruhr geraten.

Als Noréy ihm nun die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zusammen.

»Es tut mir leid, Maigar«, sagte sie leise.

»Ich will dein Mitleid nicht«, fauchte er und wischte sich übers Gesicht. Es fehlte nicht mehr viel, und er würde anfangen zu heulen. Auf keinen Fall würde er jetzt heulen wie ein kleiner Junge!

Ihre Hand lag noch immer da. Ihr Druck sorgte dafür, dass er nicht den Halt verlor. Der kurze Schwindel, der ihn erfasste, riss ihn nicht mit davon, und die rumorende Unruhe wurde schleichend weniger.

»Wenn du willst, suchen wir gemeinsam nach einem Weg, um deinen Schatten zu befreien. Aber ich will dir keine große Hoffnung machen, wahrscheinlich ist es dafür zu spät.«

Sie wandte sich wieder dem Buch zu, während Maigar nicht einmal die Kraft fand, ihr zu antworten. Stattdessen starrte er auf seine Linke und bewegte mit spitzen Fingern den Stein unter der Haut. Er war so stolz gewesen, als der Kristall erfolgreich eingewachsen war. Was für einem Turm aus Lügen war er da nur aufgefressen?

Noréy räusperte sich. »Hier steht, dass der Sonnenstein immer nur kurz verwendet werden soll. Von wenigen Momenten bis hin zu einigen Stunden, aber nie länger als einen halben Tag.« Ihre Stimme wurde immer leiser. »Nur vollendet ausgebildete Schattenbändiger dürfen überhaupt versuchen, mit dieser Magie zu arbeiten. Und der Schatten muss besondere Merkmale aufweisen und ... und zustimmen.«

»Zustimmen?«

»Sonst kann es zu großen Schmerzen und schweren Verletzungen führen.«

Maigar richtete seinen Blick nach Norden in die Berge und sah vor seinem inneren Auge sich selbst in Arboressea. Wie er sich gewunden und schlaflose Nächte durchlitten hatte. Es war nur erträglich gewesen, weil er fest daran glaubte, dass in dieser Zeit Gut

und Böse erbittert in ihm rangen und am Ende das Licht, das Gute triumphieren würde. »All die Lügen ...«, keuchte er, um Fassung ringend.

Noréy sagte nichts. Wartete nur ruhig ab, bis er die Kraft fand, weiterzusprechen. »Es ist vorbei, Noréy. Der Stein ist zu lange in mir. An vielen Tagen spüre ich den Schatten überhaupt nicht mehr. Ich fürchte, ich habe nur noch das Licht.«

Ernst begegnete sie seinem Blick. Das Mitleid in ihren Augen war geschwunden und hatte einer Art sturer Entschlossenheit Platz gemacht. »Das kann nicht sein. Torik hätte dich – einen Wirker! – doch niemals hergebracht, wenn es nicht noch Hoffnung für deinen dunklen Begleiter geben würde.«

»Aber wie? Torik stirbt, so sehr du es auch zu verhindern versuchst. Es ist aus. Aus! Mein Schatten ist tot, und der Einzige, der mir noch Hoffnung geben könnte, ist es bald auch!«

»Maigar!«, schrie Noréy in einer Mischung aus Zorn und Trauer, während er aufsprang und ihr den Rücken zuwandte. Er konnte ihr keinen Moment länger in die Augen sehen. Seine Welt war ins Wanken geraten, er strauchelte, taumelte. Hatte das Gefühl, sämtlichen Halt zu verlieren.

»Bei den Göttern!«, keuchte Noréy plötzlich. Erst da wurde ihm klar, dass er sich das Wanken nicht einbildete.

Im Westen stieß der Rand ein fauchendes Brüllen aus. Lichtblitze in Blau und Grün zuckten wie Schlangen über den Himmel. Dann begannen Sel Nedaras Alarmglocken zu läuten, während im Innenhof eine Kakophonie aus Schreien, dem Krachen und Schepfern umstürzender Gegenstände und ängstlichem Pferdegewieher ausbrach.

»Sieh nur!«, rief Noréy. Sie war aufgestanden, presste das kostbare Buch an ihre Brust und wies auf die Berge im Norden. Staubwolken kündeten von Erdrutschen und Steinschlägen. Unter das Dröhnen des Wilden Randes mischte sich das Poltern hausgroßer

Felsbrocken, die gleich neben dem Turm den Hang hinunterstürzten.

Dann war es mit einem Schlag bis auf die Alarmglocken still. Wachleute besetzten Aussichtsposten auf der Mauerkrone, um das Land nach ausgebrochenen Schattenkreaturen abzusuchen.

Als Maigar zu Noréy blickte, hatte er alles erwartet, nur nicht die wilde Entschlossenheit, die ihm entgegenstrahlte. »Ich muss endlich herausfinden, wie wir diese verdammte Prophezeiung erfüllen können, bevor hier alles dem Erdboden gleichgemacht wird.«

Sie hatte *wir* gesagt. Maigar fühlte sich fiebrig. Endlich gab es etwas, das er tun konnte. »Wie kann ich helfen?«

»Bibliothek«, antwortete sie sofort, dann flackerte Unsicherheit durch ihre Augen, und sie sah auf seine Hand. »Nein, sprich du mit den übrigen Meistern. Lass dir alles erzählen, was sie über den Fluch selbst und über die Prophezeiung wissen, vielleicht entdeckst du etwas.«

»Mache ich.«

»Viel Glück, Maigar. Und flehen wir die Götter an, dass keine Kreaturen freigekommen sind.«

Doch es war bereits geschehen. In diesem Moment änderte sich der Warnton, wurde schriller, dringender. Überall wurden nun krachend Fenster und Türen geschlossen und verriegelt.

Maigar rannte zusammen mit Noréy zur Brüstung im Westen, von wo sich nun gleich drei schwarze Schemen näherten.

»Wir müssen kämpfen!«

Schon begann der Sonnenstein seine Arbeit, sammelte pulsierend die Schattenkraft.

Noréy starrte wie benommen auf die Pferde, die nun als dicht gedrängte Herde auf den Turm zugaloppierten.

Schritte wurden hinter ihnen laut. Meisterin Aurora. »Rein mit euch!«, schrie sie.

»Jemand muss die Biester aufhalten«, protestierte er, während

die Schattenherrin Noréy am Arm fasste und unsanft in Richtung Tür stieß.

»Wir können sie schlagen!«, rief nun auch Noréy und reckte ihr Kinn vor.

»Nein, niemand kämpft, nicht heute. Nur wenn die Schutzmauern versagen, und jetzt hinein mit euch!«

Maigar riss sich von dem Anblick der Wesen los, die aus finsternen Albträumen entsprungen sein mussten. Gemeinsam schlüpfen sie durch die Tür, dann betätigte Aurora einen Hebel, und ein schwerer Stein rollte knirschend und reibend vor die Öffnung.

»Wehe denen, die jetzt noch unter freiem Himmel sind.«

RALUCA

Der erste Festumzug seit dem Angriff auf die Stadt. Und was für ein Fest es war!

Fanfaren hallten durch die blumengeschmückten Gassen. Wo man auch hinsah, versammelten sich die Menschen, um zu bestaunen, was die Fürsten der Stadt ihnen boten.

Geschirmt von ihrer Leibgarde, ritt Raluca an der Spitze des Festumzuges, direkt hinter den Ausrufern und den Fanfarenträgern. »Sehet, sehet die Helden! Sehet die verfluchten Kreaturen! Ein Hoch den Lichtwirkern! Ein Hoch dem Hause Legién!«

Hinter Raluca ritten die mächtigsten Wirker der Stadt, allesamt von ihrem Volk, und dahinter, auf prächtig geschmückten Wagen, fuhren die präparierten Schädel der erschlagenen Schattenbestien.

Raluca hatte neben jedem eine Tafel anbringen lassen, die zeigte, wem der Sieg über jeweils welche Wesen zuzuordnen war. Nur neben einem, dem kleinsten von allen, prangten die Farben des

Steppenvolks, alle anderen reklamierte sie für die Wirker von der See. Sollte doch jeder sehen, wem sie ihr Leben zu verdanken hatten.

Sie musterte die Gesichter der Leute. Sah sie Staunen, Begeisterung? Zweifelte jemand? Drückten sich Gestalten mit Hass im Herzen im Dämmerlicht der Gassen herum? Sie würde alles erfahren. Denn genau in diesem Augenblick waren im Turm der Wirker alle Mann damit beschäftigt, die versammelten Menschen mithilfe der Gran-Steine auszuspionieren.

Sie würden reiche Ernte einfahren. Und schon morgen würden die ersten Verhaftungen erfolgen.

Vor ihnen lag ein langer, anstrengender Prozess, doch schlussendlich war es das Beste so für ihr Reich. Zuerst würden sie die Rebellion ausmerzen. Die Leute wurden immer vorlaut, wenn der nächste Regierungszyklus anstand.

Dieser ständige Wechsel der Führungsriege alle neun Jahre musste aufhören. Und das würde er, noch ehe die Fürsten vom Wasser das Zepter an das nächste Volk abgeben mussten. Den Weg dafür würde Raluca schon zu bereiten wissen ...



JAHOR

Seine Beine schmerzten noch von gestern, doch was er ihnen und damit auch sich selbst heute zumutete, übertrumpfte den Vortag bei Weitem.

Wie viel leichter es gewesen wäre, auf seinem Schatten zu fliegen. Doch das wagte Jahor nicht. Die Wesen dieser Welt witterten den Grauen wie Bluthunde verletztes Wild. Er hatte keine andere Wahl, als den Schatten in seinem Körper zu verbergen und diese namenlosen Berge aus eigener Kraft zu überwinden.

Schnell hatte Jahor herausgefunden, dass es weniger blutrünstige Wesen gab, je weiter er sich vom Wilden Rand entfernte. Die Tiere, die Natur, selbst das Wetter wurde mit jedem Schritt weniger feindselig. Es schien, als zöge die Nähe der Barriere all jenes Leben an, das vom Fluch der Götter und der daraus entstandenen Magie verwandelt und mit mörderischem Hass versehen worden war.

Deshalb musste er selbst genau in die andere Richtung. Er wollte endlich wieder schlafen. Tief und fest schlafen, ohne vom kleinsten Geräusch geweckt zu werden. Ohne dass er fürchten musste, von dornigen Schlingpflanzen überwuchert zu werden, wie es gleich in der ersten Nacht beinahe geschehen war.

Wenn es schon enden sollte, dann wollte Jahor kämpfen und auf seinen eigenen zwei Beinen sterben, nicht im Halbschlaf und ohne eine Chance, sich zu verteidigen.

Die Erinnerung an diese Nacht gab ihm die Kraft, immer weiterzugehen. Er hatte einen alten Saumpfad gefunden, auf dem früher mit Eseln Erze und Salz transportiert worden waren. Von den Handelswegen hatten ihm noch seine Eltern erzählt, angeblich führten fast alle ans Meer.

Einhundert Jahre waren nicht spurlos an den steinernen Wegen vorübergegangen, aber hier oben fand er sie mühelos. Weiter unten war es schlimmer gewesen, denn dort, wo der Winter nicht so hart war und sich eine dichte Humusschicht über die Steine gelegt hatte, war alles heillos überwuchert. Jeder Schritt war mühsam, jedes Wegstück ein nicht enden wollender Kampf.

Komm, Jahor, schien eine Frauenstimme im Wind zu singen und zerrte ihn vorwärts. Er versuchte, nicht darüber nachzudenken, ob er womöglich bereits jetzt, nach nur einem Tag, zu halluzinieren begann, und stapfte stur weiter.

Bald wurde der Pfad besser. Es gab nur noch an wenigen geschützten Stellen Sträucher, dornig zwar, aber doch leichter zu bewältigen als Bäume, die so dicht standen, dass es kaum ein Durchkommen gab.

Hier oben pfiff der Wind unablässig. Die Luft war ohne Geruch und so trocken, dass Jahor immer wieder stehen bleiben musste, um kleine Schlucke zu trinken. Manchmal befeuchtete er auch nur mit ein paar Tropfen seine Zunge, getrieben von der ständigen Angst, kein Wasser mehr zu finden und zu verdursten, bevor er den Pass erreichte.

Oben an den Berggipfeln fingen sich die Wolken. Aus Westen kommend, schoben sie sich zum Kamm hinauf, wo sie wie von magischer Hand gestoppt wurden. Es sah aus, als prallten sie vor eine unsichtbare Mauer.

Eine Wetterscheide. Die Erklärung dafür, warum das Land östlich von hier eine Halbwüste war, obwohl es nicht so weit südlich lag wie das Sandmeer Ferant. Die Regenwolken schafften es nicht über die Bergkette.

Die Geschichten vom verlorenen Land im Westen berichteten von einer fruchtbaren, grünen und sehr, sehr nassen Region hinter den Bergen. Jahor hatte es immer für heillose Übertreibungen gehalten. Doch wenn er den Bergkamm nun so ansah ... Kein Zweifel, dort oben gab es Wasser. Jahor meinte, es in manchen Momenten aus den Wolken fallen zu sehen, doch stets gingen die Schleier auf der anderen Seite nieder, bevor die Sonne die letzten Reste der Wolken verbrannte.

Der Pfad vor ihm war mit Steinhäufen markiert und immer besser zu erkennen. Eine Mischung aus Quarzgrus und verwittertem Sandstein ließ keinen Bewuchs zu. Selbst Flechten wagten sich kaum hierher.

Einige Hügel weiter änderte sich das Gestein, oft grau und an manchen Stellen tiefschwarz, hob es sich wie scharf gesplitterte Knochen hinter dem von der Witterung rund geschliffenen Sandstein ab. Jahor hatte keine Vorstellung, worum es sich dabei handelte, aber er würde es herausfinden. Es half ihm, seine Aufmerksamkeit auf derlei Dinge zu konzentrieren, als hinge sein Leben davon ab.

So gab es seinen Gedanken weniger Möglichkeit zu wandern – und das taten sie, wenn er nicht achtgab.

Alles zog ihn zurück zu Noréy. Sein unvernünftiges Herz sah nicht ein, dass er etwas getan hatte, was sie ihm nie verzeihen konnte. Nicht verzeihen durfte. Er war für sie gestorben, und sie sollte es auch für ihn sein!

Um sich abzulenken, starrte er auf den Pfad vor sich, als gäbe es dort außer winzigen Eidechsen und Steinen irgendetwas Interessantes zu sehen.

Ob sie Torik schon begraben hatten? Seinen Körper mit Ölen be-

strichen, ihm die schwarze Rüstung zum letzten Mal angelegt? Und sein Schwert ... Würden sie es ihm mitgeben?

Torik würde einen Grabhügel bekommen, da war er sich sicher. Etwas Geringeres hatte der alte Schattenkrieger nicht verdient. Denn so sehr er sich mit der Erschaffung des Risses auch schuldig gemacht hatte – danach war sein Leben das eines Helden gewesen.

Noréy würde sein Grab oft besuchen. Weinen, wenn sie allein war und glaubte, niemand würde es merken. Und dann mit erhobenem Haupt und gestrafften Schultern zum Turmdorf zurückkehren.

Tapfer und stark war sie, seine Noréy.

Nein, nicht meine. Niemals mehr!

Wie lange würde sie wohl brauchen, bis sie über ihn hinweg wäre?

Ein Teil von ihm wollte, dass sie ihn schnell vergaß und bald glücklich wurde, wieder Liebe fand. Sie hatte es so sehr verdient, endlich keine weiteren Schicksalsschläge mehr erleiden zu müssen.

Aber da war noch ein anderer Teil von ihm. Der, den er ein wenig hasste. Der Noréy die Schuld an der ganzen Misere gab, weil sie nicht eingesehen hatte, dass ein Kriegsverbrecher von einst nicht ihre Zuneigung verdiente. Der Teil, der von einer Welt träumte, in der sie seinen Schwur gemeinsam erfüllt und dann zusammen ein neues Leben begonnen hätten. Vielleicht hier, vielleicht auch in der Einsamkeit des verlassenen Felsendorfs Sel Briel.

Die Noréy aus diesen Hirngespinnsten war nicht die Frau, in die er sich Hals über Kopf verliebt hatte, und er wusste das nur zu gut. Dennoch kehrte dieser Traum voller Sehnsucht regelmäßig zu ihm zurück, ganz gleich, wie sehr er versuchte, ihn aus seinem Herzen zu verbannen.

Und schleichend begann er zu verstehen, dass dies seine wahre Strafe für den Mord war. Nicht Reue, nein. Sondern die Sehnsucht nach einer Liebe, die er selbst zerstört hatte.

Keuchend hielt er inne und sah zu der Felsenpassage auf, die vor ihm lag. Hier begann das schwärzlich graue Gestein.

Wie Knochen längst ausgestorbener Wesen bohrte es sich durch weichen, rötlichen Sandstein.

Jahor blieb stehen, um es zu berühren. Scharfkantig fühlte es sich an. Mal schien es gewellt wie die Haut eines steinernen Puddings, dann wieder blasig wie überkochende Milch ... Moment! Warum verglich er harten Fels mit Essen?

Sein Magen knurrte eine Antwort. Er kramte in seinen Taschen, bis er sein vorletztes Stückchen Dörrfleisch fand. Lustlos begann er es zu zerkauen. Der metallische, ein wenig salzige Geschmack war besser als nichts, doch es fehlte ihm an fast allem.

In einem weiteren Miraklerdorf, weiter westlich noch als sein Geburtsort, hatte er wie ein Landstreicher die verlassen Häuser durchsucht und sich das Nötigste zusammengesammelt, was er für sein zukünftiges Einsiedlerleben brauchte, darunter auch zwei verschließbare Tongefäße.

Mit einem Blick auf den nahen Pass mit seinen Wolken und dem zähen Klumpen Dörrfleisch in seinem Mund trank er den kläglich Rest Wasser, den er bis hierher in den Gefäßen mitgeschleppt hatte.

Wenn er es nun nicht bis über die Berge schaffte oder sich seine Hoffnung auf Bäche und Seen auf der anderen Seite nicht erfüllte, wäre er in noch größeren Schwierigkeiten als ohnehin schon.

»Nicht mehr trödeln, Dummkopf«, mahnte er sich und setzte seinen Weg über das schwarze Gestein fort.

Bald ragte es in bizarren Gebilden vor ihm auf. Dornen, Klingen, gebeugte Gestalten, Drachenzähne ... Der Wind schien nicht die Macht zu besitzen, diese Felsen abzuschleifen.

Der Pfad verlor sich in einem Gewirr steinerner Nadeln, und Jahor meinte schon, sich verirrt zu haben, als er hinter einer Kurve die nächste Wegmarke fand und dahinter ... nichts.

Der gesamte Hang musste schon vor einer Weile abgerutscht sein und hatte eine blanke, senkrechte Felswand zurückgelassen. Selbst eine Felsenantilope mit ihren winzigen spitzen Hufen würde hier vergeblich nach Halt suchen.

Jahor konnte nicht mehr weiter. Es sei denn, er flog, doch mit seinem Schatten kämen auch die Bestien dieser Welt. Er würde fliegen und dann um sein Leben kämpfen müssen.

Aber hatte er eine Wahl?

Komm, Jahor! Da war sie wieder, diese seltsame Stimme, die klang wie seine Mutter und doch ganz anders.

Er sah sich hektisch um und entdeckte zwischen all den schwarzen Felsen eine fast weiße Eule. Wie hatte er sie nur übersehen können?

Der Vogel breitete die Schwingen aus und segelte lautlos über den Felssturz davon.

Jahor ... Jahor, komm.

TORIK

Es brannte, alles brannte. Ihm war so heiß, als läge er auf einem Bett glühender Kohlen, und er war zu schwach, um auch nur einen Finger zu rühren, zu schwach, um die dicke Daunendecke von sich zu stoßen, zu schwach ...

Seine Glut waren Angst und Zorn, in ihrem Feuer wurde er biegsam. Er war wieder ein Knappe, und sie formten ihn in der Kaserne wie ein Stück Himmelsstahl. Mit der Gewalt von Hammer und Amboss schufen seine Meister aus ihm ein Schwert für den Krieg, der bereits eine Generation lang währte.

Torik war davor geflohen, sobald es möglich war. Er wollte keine

Waffe sein. Doch die Waldeinsamkeit seiner Heimat war kein Versteck für die Ewigkeit gewesen.

Aurora hatte ihn gefunden. Und Aurora war der Wetzstein, der behutsam Schicht um Schicht freilegte und ihn bis zur Vollkommenheit schärfte. Bis der Krieger geschaffen war, der die Fähigkeit besaß, einen Kontinent zu zerreißen.

Er liebte Aurora fast vom ersten Augenblick an.

Ihre Begegnung kam ihm vor wie von den Göttern gefügte Bestimmung.

Sie, nur sie hatte ihn gefunden. Aurora sprach nach dem ersten Tag nur noch wenig über sich oder ihre eigene Vergangenheit. Vorerst lebte sie mit ihm in Graubrok, streifte mit ihm durch die Wälder, die so anders waren als die eisigen Wälder des hohen Nordens und doch auf eine Weise zu ihrer Seele sprachen, wie es weder die schroffen Berge noch die Weite der Steppe vermochten.

Sie ritten Hand in Hand, liebten sich auf nächtlichen Lichtungen unterm Sternenzelt. Betrachteten bis zum Morgen die beiden funkelnden Linien, die angeblich entstanden waren, als die Göttin Neljanna aus großer Trauer Tränen an den Himmel warf, einmal aus dem linken und einmal aus dem rechten Auge.

In Auroras Gegenwart vergaß Torik seine alten Kampfgefährten, mit denen er früher die Grenzen des verborgenen Örtchens überwacht hatte. Er verließ nicht mehr ihre Seite. Nun war es Aurora, mit der er gemeinsam marodierende Banden und diebisches Gesindel vertrieb.

Und was waren das für Kämpfe! Gemeinsam mit einer Schattenbändigerin ihres Talents hätte er den Waldboden einfach aufreißen und die Gegner hineinwerfen können. Es schien, als wäre kein Widerstand stark genug, keine Herausforderung zu groß.

Nur einander waren sie gewachsen. Wenn er gegen Aurora focht, gewann er nur jedes zweite oder dritte Mal.

Und er lernte.

Sie schliff ihn für den Krieg, ohne dass es ihm so recht bewusst war,

und als sie verkündete, dass sie anderswo gebraucht wurde und sich nicht länger im Wald verstecken könne, da tat er, was er noch Monate zuvor kategorisch ausgeschlossen hatte.

Er verließ Graubrok und seine Familie, um nie wieder heimzukehren. Aurora zog es zurück auf das Schlachtfeld. Sie wollte diesen schier endlos andauernden Krieg beenden. Und da es nicht in Verhandlungen gelang, sollte es mit Schwert und Schatten erzwungen werden.

Hätten sich damals zwei Völker gegen das dritte verbündet, wäre es schnell vorbei gewesen. Doch die Fürsten der Drei waren auch untereinander uneins. Über den gesamten gewaltigen Kontinent Abrelieu hinweg wurden immer wieder lokale Bündnisse geschmiedet und dann wieder gebrochen. Sodass schlussendlich doch jedes Volk für sich gegen zwei gegnerische Parteien kämpfte, die wiederum miteinander im Konflikt standen. Jeder Verlust, jeder Verrat nutzte einem anderen. Und dann waren da noch die Söldner, die sich von ihrer Herkunft lossagten und für denjenigen fochten, der das meiste Gold bot.

Die Fürsten begannen, ihre eigene, kriegsmüde Bevölkerung bis auf den letzten Heller auszupressen, sodass kaum noch etwas blieb, um Handwerk zu betreiben oder verbrannte Dörfer wieder zu errichten.

Torik kam die Welt, die außerhalb der dunklen Wälder von Graubrok existierte, vor, als beträte er das Albtraumreich eines fremden Schläfers.

Wäre Aurora nicht gewesen, er hätte sein Pferd herumgerissen und wäre den ganzen Weg zurückgaloppiert. Wie konnte er einerseits so glücklich sein und andererseits zugleich die Welt brennen sehen?

Aurora hatte ihm längst gestanden, dass sie nach Graubrok gekommen war, um ihn für ihre Sache anzuwerben, und sich dann wider besseren Wissens in ihn verliebt hatte. Torik verzieh ihr.

Ihre Ehrlichkeit reichte ihm.

Es war Toriks Idee, ihre gebündelte Kampfkraft zu erforschen. Bis zu diesem Tag hatte kein Schattenbändiger je versucht, seinen dunklen Begleiter mit dem eines anderen zu vereinen, und er glaubte auch

nicht, dass es unter Fremden möglich war. Doch Aurora und er, sie waren eine Einheit, die selbst im Schattenreich Bestand hatte.

Als sie schließlich die Armeen des Waldvolkes erreichten, zu dem auch die Bändiger der Firnwäldler aus dem hohen Norden gehörten, hatten sie ihre Fähigkeiten beinahe vervollkommenet.

Gemeinsam besaßen sie den stärksten Schatten, gemeinsam konnten sie das Blatt einer Schlacht wenden ...

Nebel hüllte seine Erinnerungen ein, und ihm wurde schleichend bewusst, dass er träumte. Dann änderte sich etwas in der Atmosphäre.

Sie!

Sie war ganz nah bei ihm.

Ihr Atem, er hörte ...

»Aurora?«

NORÉY

Noréy? Noréy! Er hat etwas gesagt!«

Sie wurde unsanft an der Schulter gefasst und wach gerüttelt, nachdem sie stundenlang an Toriks Krankenbett gesessen und in einer historischen Abhandlung über die Schlacht bei Ber Glanden gelesen hatte. Scheinbar war sie darüber eingeschlafen, nicht einmal der laute Knall, mit dem der gewichtige Band auf den Boden gefallen war, hatte sie aufgeweckt. Noch immer wurde sie nachts von Albträumen heimgesucht, was dazu führte, dass ihr Körper sich manchmal tagsüber holte, was ihm fehlte.

»Bist du das, Gorda? Was sagst du?« Noréy rieb sich die Augen, hob das Buch vom Boden auf und sah zu ihrer Freundin hoch.

»Er hat gesprochen. Na ja, eher gemurmelt. Aber einen Ton hat

er von sich gegeben.« Gordas anfängliche Aufregung schien zu schrumpfen. Sie starrte den leblosen Körper auf dem Krankenbett an und runzelte die Stirn, als zweifelte sie an ihren eigenen Worten.

»Es sind die Schmerzen, er stöhnt oder keucht manchmal, aber er spricht nicht«, erklärte Noréy betrübt.

In den vergangenen Tagen hatte sie häufiger geglaubt, einzelne Worte zu verstehen, doch jedes Mal hatte es sich als falsche Hoffnung entpuppt. Sie zweifelte mittlerweile daran, dass Torik je wieder wach werden würde und es richtig gewesen war, ihn mithilfe ihrer Schattenweberei am Leben zu halten.

»Seit wann bist du hier?«, fragte sie ihre Freundin und drückte den Rücken durch, der sich nach dem langen Sitzen auf dem ungepolsterten Stuhl ganz krumm und verbogen anfühlte.

»Noch nicht lange.« Gorda legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich habe mit Meisterin Aurora gesprochen, wie du vorgeschlagen hast. Sie wird uns alles beibringen, was bei der Prophezeiung hilfreich sein könnte. Sie erwartet uns in ihren Räumlichkeiten.«

»Gut. Wann geht es los?« Allein der Gedanke, dass der Alltag zurückkehren sollte, hinterließ ein seltsames Gefühl in ihrer Brust. Als befände sich dort ein Hohlraum, der auf etwas wartete. Verlustschmerz? Zorn? Oder wollte er schlicht mit Wissen gefüllt werden? Auf jeden Fall musste es weitergehen, jeder Schritt, der sie ihrem Ziel näher brachte, konnte nicht schnell genug gehen.

»Wir haben noch so viel zu lernen«, seufzte sie. »Trotzdem kann ich es kaum erwarten. Nichts wird besser oder leichter, wenn wir mit schwerem Herzen herumsitzen und uns mit unserer Trauer immer um uns selbst drehen.«

»Es wird uns allen guttun«, stimmte Gorda zu, lächelte aufmunternd und streckte ihr die Hände hin, um ihr aufzuhelfen.

Ganz gleich, wie viel Zeit Noréy bei Torik verbrachte, jedes Mal, wenn sie ging, meldete sich ihr schlechtes Gewissen. Leise trat sie ans Kopfende und sah auf ihn hinab.

Mehrmals täglich flößten sie ihm eine kräftige Suppe ein, um ihn am Leben zu halten. Noréy entdeckte einige kleine Flecke auf der Zudecke und nahm sich vor, den Überzug zu tauschen, wenn sie zurückkam. Sie überwand eine kurze Hemmung und strich ihm einige schwarzsilberne Strähnen aus der Stirn. »Kämpfe weiter, Torik. Ich bin bald zurück. Aurora setzt ab heute unseren Unterricht fort.«

Unter seinen durchscheinenden blassen Lidern regte sich etwas. Als sähe er Traumgesichte vor seinem inneren Auge.

»Da, schau, das hat er eben auch gemacht.« Gorda beugte sich über ihn und drückte dabei Noréys Hand, als müsste sie mit ihrer Aufregung irgendwo hin.

»Torik? Torik, hörst du mich?«

Seine trockenen Lippen teilten sich. Heraus kam ein lang gezo-
genes Stöhnen. »Aurora ... Aurora, mein Herz ...«

Wie gebannt starrten sie ihn an, doch er war bereits wieder in die Tiefen seines ohnmächtigen Schlafs zurückgesunken.

»Hast du das gehört? Jetzt hast du es doch auch gehört!«

Noréy konnte nur nicken, denn die Flut zurückkehrender Hoff-
nung raubte ihr schier den Atem.

»Sie muss davon erfahren, los!« Gorda fasste sie an der Hand und zerrte sie aus dem Krankenzimmer.

»Oh, ihr Götter ...«, flüsterte Noréy erstickt, »... ihr Götter!«

Kurz darauf kamen sie um einiges ernüchterter vor Meisterin Auro-
ras Wohnung an. Während Gorda energisch anklopfte, überlegte Noréy, wie genau sie erklären sollte, was eben passiert war. Wach war er nicht gewesen, auch nicht bei klarem Verstand oder in der Lage, auf ihre Stimme zu reagieren.

Die Tür wurde geöffnet, und Aurora trat zur Seite, um sie einzu-
lassen. »Da seid ihr ja, Mädchen.« Sie trug das Haar zum Zopf und ein schlichtes, hellgraues Kleid. Ihr formloser Schatten strich wie eine aufdringliche Katze um ihre Beine.

Kaum waren sie drinnen, sah Gorda Noréy auffordernd an. »Nun sag es.«

»Er hat gesprochen. Torik hat gesprochen.«

Auroras Augen weiteten sich, und sie war sofort wieder bei der Tür, doch Noréy hielt sie auf.

»Er ist nicht bei Bewusstsein, Meisterin. Als wir gingen, war er in tiefen Schlaf zurückgesunken.«

Sie ließ ihre Hand von der Klinke rutschen. Das Gesicht noch zur Tür gewandt, atmete sie tief ein und aus. Noréy meinte, ein kurzes Zittern zu sehen, dann drehte sich die Meisterin um, und ihr Ge-
sicht zeigte einen so neutralen Ausdruck, als wäre sie ein Porträt, bei dem der Künstler vergessen hatte, ein Gefühl hineinzumalen. Es war beinahe unheimlich.

Dann kehrte Entschlossenheit in ihrem Blick zurück. »Säumen wir nicht länger, Mädchen. Zeiten wie diese erlauben es nicht, halb ausgebildete Schattenbändigerinnen auf die Fährnisse Abreliens loszulassen. Setzt euch. Aber zuvor, Noréy, sag mir, was waren To-
riks Worte?«

Sie schluckte gegen die plötzliche Enge in ihrer Kehle an. »Er sprach von Euch, Meisterin. *Aurora, mein Herz*, das ist es, was er sagte. Aber was es bedeutet? Ich weiß es nicht.«

»Schmerzt sein Herz womöglich? Ging der Dolch so tief?«, mischte sich Gorda ein.

Doch Noréy hatte bereits eine Ahnung, dass dem nicht so war.

»Nein, Mädchen, dieses Leid, das war kein Dolch. Das hat er ein-
zig mir zu verdanken.« Der Blick ihrer blauen Augen wurde dun-
kel, und für einen Moment kam es Noréy vor, als könnten nicht nur Mirakler, sondern auch Firnwäldler die Schattierung ihrer Augen verändern.

Das, was Torik bis in seine dunkelsten Träume verfolgte, strich auch Aurora hinterher.

GORDA

Dieser Unterricht in Schattenlehre hatte es in sich. Nach einer kurzen theoretischen Phase waren sie nach draußen gewechselt. Dort, auf einer ungenutzten Weide, ließ Aurora sie in einer ungeheuren Geschwindigkeit Lanzen und Klingen formen, die sie auflösen mussten, ehe sie in ihr Ziel einschlugen. Es war so anstrengend für den Kopf wie ein Dauerlauf für den Körper, und obwohl sie sich kaum von der Stelle bewegten, keuchte Gorda atemlos.

»Weiter, Mädchen, weiter. Eure Gegner warten nicht, bis ihr euch wieder munter genug fühlt. Noréy, du wirst ein Netz erschaffen, aber nicht nur aus deinem eigenen Schatten. Als Weberin könnte es dir gelingen, die Schatten der Dinge mit einzubeziehen. Versuch es einfach. Und du, Gorda, du wirst sie angreifen. Forme deinen Schatten zu Nadeln und schick sie durch Lücken im Gewebe. Immer hindurch, mal sehen, ob es dir gelingt, eine auf die andere Seite zu bekommen.«

Aurora stellte sich neben Noréy und schien ihr zu erklären, was sie über die Techniken ihrer Ahnin wusste. Dabei bewegten sich ihre Hände so flink wie zwei kleine umherflatternde Vögel.

Noréy runzelte die Stirn und sah aus, als würde sie konzentriert auf etwas starren, das für Gorda unsichtbar war. Als sich dann der Schatten einzelner Grashalme tausendfach vom Boden löste, hätte Gorda sie am liebsten vor Begeisterung angefeuert. Doch sie presste sich die Hand auf den Mund, damit nicht der kleinste Ton herausrutschte. Nichts sollte Noréy in ihrer Konzentration stören.

Fasziniert beobachtete Gorda, wie ein feines Flechtwerk aus Schwärze entstand, während Noréys Schatten noch immer in Greifgestalt neben ihr kauerte. Sie konnte wirklich fremde Schatten beeinflussen! Das war absoluter Wahnsinn!

Dann war der Zauber schlagartig vorbei. Das Gewebe zerfaserte und trieb flockig wie Asche mit dem Wind davon. Mit einem angestrengten Keuchen taumelte Noréy einen Schritt nach vorn und stützte die Hände auf die Knie. »Puh, ist das anstrengend. Ich glaube, mir ist ein wenig schlecht.«

Aurora rieb ihr aufmunternd über den Rücken. »Das wird schon, bald hast du dich daran gewöhnt.«

»Absolut fantastisch, liebe Freundin«, pflichtete Gorda soeben bei, als sie das Galoppieren eines Pferdes hörte, so unverwechselbar, dass es ihr auch in diesem Moment ein wenig die Brust zusammenzog.

Sie wandte sich um und entdeckte Danno. Der Apfelschimmel kam mit fliegender Mähne aus südwestlicher Richtung heran und zog eine Staubfahne hinter sich her. Maigar stand in den Bügeln. Maigar, nicht ihr Freund Odo ...

Sie atmete gegen das Stechen in ihrer Brust an. *Verdammt, Gorda, du musst endlich kapieren, dass er nicht mehr wiederkommt*, mahnte sie sich und versuchte zu verinnerlichen, was sie sah. Danno war zufrieden mit seinem neuen Reiter, er trug nun Maigar windschnell von einem Ort zum nächsten und zauberte sogar dem grimmigen Wirker vom Wasservolk einen seligen Ausdruck ins Gesicht.

Doch heute war etwas anders. Maigar hatte sie bemerkt und ritt dennoch nicht langsamer. Stattdessen begann er, wild zu winken.

Gorda wurde mit einem Schlag flau. »Meisterin Aurora? Meisterin? Ich glaube, es ist etwas geschehen!« Ihr alarmierter Tonfall verschaffte ihr sofortige Aufmerksamkeit. Alle waren sie nun bereit, einen eventuellen Verfolger anzugreifen.

Gordas Schattenessenz wallte auf wie ein Meer aus Dornen, und ihr Begleiter legte sich vor ihr auf die Lauer, bereit, sie, ihre Freunde und ganz Sel Nedara zu verteidigen.

Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, richtete sich Maigar im Sattel auf und kam in einer Staubwolke zum Stehen.

»Was ist passiert?« Auroras Stimme klang mühelos über das Schnauben des Pferdes hinweg.

»Ein Dorf im Süden ... Coldar. Ganz Coldar wurde vernichtet ...«, keuchte Maigar. »Sie kommen her, brauchen unsere Hilfe ... Es gibt viele Verletzte.« Der Staub lichtete sich. Maigar stand der Schweiß auf der Stirn. Seine Wangen waren gerötet. Er hatte keinen Blick für sie übrig, sondern sah hektisch über seine Schulter. Danno schnaubte und scharrte mit dem Vorderhuf. »Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich bin beim Ausreiten zufällig auf sie gestoßen. Bei uns finden sie doch Hilfe?«

»Selbstverständlich!«, wischte Aurora seine Zweifel davon. »Wo sind sie, werden sie verfolgt?«

»Sie müssten jeden Moment zu sehen sein. Vier Wagen, ein paar Reiter. Wir *müssen* ihnen helfen!« Etwas flackerte in seinem Blick. Als wäre es nicht selbstverständlich, Hilfe zu gewähren ... und als hätte er etwas wiedergutzumachen.

Meisterin Aurora reagierte schnell. »Maigar, reite heim und gib Bescheid, was auf uns zukommt. Dann suchst du Eline, sie soll alle Heilkundigen versammeln. Noréy, Gorda. Packt an, wo ihr am nötigsten gebraucht werdet. Bei Eline oder auch in der Küche ... Alle Schüler sollen sich nützlich machen!«

»Verstanden!«, erwiderte Noréy hastig, und gemeinsam liefen sie los. Maigar preschte an ihnen vorbei, und Gorda sah im Lauf zurück. Meisterin Aurora ging den Geflüchteten entgegen.

»Das muss passiert sein, als das letzte Mal die Erde bebte und die Kreaturen ausgebrochen sind. Es war wieder der Rand!«, keuchte Noréy.

»Wir ... Wir müssen das aufhalten!«, erwiderte Gorda, dabei fühlte es sich an, als hätte sie bereits versagt.

»Lass uns in der Küche helfen«, forderte Noréy, als sie das Tor fast erreicht hatten.

Gorda sah sie nur fragend an. Sie ahnte, warum Noréy dort-

hin wollte. Sie hatte Angst davor, jemand könnte erwarten, dass sie Verwundete mit ihrem Schatten heilte. Sie fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen. Selbst Torik war alles andere als auf einem guten Weg ...

Schlussendlich standen sie aber doch Eline zur Seite. In Windeseile war in einem leeren Lagerraum ein provisorisches Krankenlager errichtet worden. In der Luft hing noch der weiche Geruch von Getreide, das hier einst in großen Mengen gelagert worden war, als die ersten Menschen von Karren und Tragen abgeladen und auf Pritschen verteilt wurden.

Gorda konnte ihnen kaum in die Gesichter sehen. Es waren so viele Kinder unter den Geflohenen, doch sie benahmen sich nicht wie Kinder. Ungewohnt still und ruhig, starrten sie mit großen Augen umher. Selbst Säuglinge wimmerten nur, statt zu schreien.

Es war unheimlich.

Eline und andere Heiler eilten umher, während Gorda mit Noréy Wasser und Fladenbrot verteilte und sie immer dorthin hetzten, wo sie gerade gebraucht wurden. Mal, um Verbandszeug zu holen, dann wieder für Botengänge oder einfach nur, um jemandem die Hand zu halten, der nun, in der Sicherheit von Sel Nedaras dicken Wällen, zu weinen wagte.

Gorda saß schon seit einer Weile bei einer Frau, die wie sie aus dem Volk der Ebene stammte. Sie hatte ihr den Arm verbunden, nachdem mehrere tiefe Schnitte in der Haut genäht worden waren, und ihr nun eine saubere, schlichte Tunika gebracht.

»Darf ich?«, fragte sie vorsichtig und half der Fremden aus der Kleidung, die starr vor Blut und Schweiß war und am Ärmel vollkommen zerfetzt.

Die Fremde ließ alles schweigend über sich ergehen. Erst als sie die neue Tunika trug, strich sie andächtig über den Stoff. »Ich ... Ich dachte, es sei zu Ende.«

»Die Götter hatten ein Einsehen«, erwiderte Gorda mit belegter Stimme, auch wenn ihr jedes Wort bedeutungslos erschien.

»Es kam so plötzlich«, erwiderte die Frau leise und rang die Hände.

»Was ist überhaupt geschehen?«

Die Frau hob den Kopf und starrte mit leerem Blick wie durch sie hindurch. Dabei zitterte ihre Unterlippe. »Erst kam das Beben. Dann ... Dann war plötzlich ein Heulen in der Luft. Vögel verließen das Land in Schwärmen. Selbst die Schwalben ließen ihre Jungen in den Nestern zurück. Da wussten wir, dass Böses nahte. Doch wo sollten wir hin? Es gab nichts, wo wir hinkonnten ... Wir ...« Sie stockte.

»Und dann? Was ist dann geschehen?«

»Wir waren in unserem Keller, eingezwängt zwischen Fässern, Rüben ...« Sie seufzte. »Die Kinder wollten nicht still sein. Sie verstanden ja nicht ... Zuerst kamen die Winde ... Sie rüttelten und wüteten, rissen Dächer mit sich und drückten Wände ein. Da war ein Schillern in der Luft wie aus tausend Farben ... Und dann, dann kamen die Bestien.« Die Frau sah mit einem Schlag zehn Jahre älter aus.

Gorda ahnte, dass sie alles verloren hatte, nicht nur ihr Heim, sondern auch noch ihre Familie. Denn die Kinder aus der Erzählung waren nicht bei ihr. Sie war allein gekommen.

»Sprich nicht weiter«, sagte sie leise, während in ihrem Kopf eine einzige Frage größer und größer wurde: Wann würde Sel Nedara an der Reihe sein?

Sie würden einem Angriff standhalten, vielleicht auch zwei oder drei. Aber dann? Was, wenn der Rand endgültig zusammenbrach?



JAHOR

Stunden waren verstrichen, in denen Jahor zu keiner Lösung gekommen war. Wenn er sein Vorhaben nicht gänzlich als gescheitert ansehen wollte, musste er Schattenmagie verwenden, und das behagte ihm gar nicht.

Ganz gleich, wie lange er die Bergflanke auch absuchte, es tat sich einfach kein passabler Pfad auf. Wenn er die Augen zusammenkniff, konnte er in dem Bereich hinter dem Felssturz weitere Wegmarken erkennen. Dort ging es ganz normal weiter. Es war nur dieses eine verfluchte Stück.

Er sah zum Himmel auf, wo vereinzelt Wolkenfetzen vorbeizogen und sich rasch auflösten. Diejenigen, die es über die zackigen Zahnreihen der Berge geschafft hatten, wirkten mitgenommen. Aufgekratzt und zerfranst.

In Jahors Innerem rumorte sein Schatten. Er hasste es, nicht mit ihm durch diese neue, fremde Welt streifen zu können, sondern weggesperrt zu werden, als hätte er etwas verbochen. Doch damit würde es bald vorbei sein, und er wusste es.

Für Jahor fühlte es sich an, als würden Tausende kleiner Füße auf der Innenseite seiner Haut nach einem Ausgang suchen. Sie

kribbelten und krabbelten, nicht kitzelnd, eher kurz davor, winzige Krallen auszufahren.

Er sammelte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und verstaute sie in der alten Ledertasche, die er in einem der verlassensten Häuser gefunden hatte. Sie verströmte einen säuerlichen Fäulnisgeruch, aber etwas Besseres hatte er nicht. Den Riemen über die Schulter geschlungen und sein gezogenes Schwert in der Hand, war er so bereit wie möglich und zugleich jämmerlich schwach und unvorbereitet.

Als er mit einem einzigen Gedanken seinen Schatten freiließ, schwand ein Teil seiner Anspannung ruckartig, und ihm wurde bewusst, dass sie wohl die ganze Zeit zu seinem grauen Begleiter gehört hatte. Der wand sich nun wie eine Schlange aus seiner Haut, legte sich um ihn, verwandelte sich in die vertraute Drachengestalt und hob ihn zugleich mit sich empor. Es war so mühelos wie atmen.

Sofort stieß sich der Schattendrache vom Boden ab, ließ sich in die Tiefe fallen, riss die Flügel auseinander und wurde vom Wind, der an der Bergflanke mächtig gen Himmel blies, ruckartig emporgehoben.

Hätten sie nicht in höchster Gefahr geschwebt, hätte Jahor diesen Flug in vollen Zügen genossen. Tief in den Drachenkörper gesunken, wäre er in halsbrecherischen Manövern ganz dicht über die Felswände hinweggerauscht, hätte sich ganz und gar dem besonderen Gefühl überlassen, wenn der Wind nach ihm griff und ihn mit aller Macht durchrüttelte.

Er hätte sich steil emportragen lassen, die Augen geschlossen und auf die kurze Schwerelosigkeit des Falls gewartet, die nach wenigen Herzschrägen wieder vorbei gewesen wäre und ein flaues, aber beraushtes Gefühl in seinem Magen hinterlassen hätte.

Stattdessen saß er aufs Äußerste gespannt auf dem Schattendrachen, das Schwert umklammernd und die Augen brennend von der Anstrengung, trotz des peitschenden Windes die Berge nach

Angreifern abzusuchen. Kurz meinte er, einen weißen Vogelkörper aufblitzen zu sehen, doch die Eule, von der er noch immer nicht wusste, ob er sie wirklich gesehen oder nur geträumt hatte, blieb verschwunden.

Es dauerte nur wenige Flügelschläge, da war der Felsrutsch überquert. Eigentlich sollte er jetzt landen, doch nun hatte er seinen Schatten schon mal aus der Deckung geholt. Da konnte er sich auch gleich noch den harten Anstieg zum Pass ersparen. Mit einem Gefühl von Übermut trieb er seinen Schatten an. Die Flügel peitschten abwärts, blaue Funken und Linien sprangen knisternd über den Drachenkopf und zuckten die Flügel entlang.

Unter Jahor raste eine bizarre Landschaft aus Felsnadeln, Schloten und Domen vorbei, in deren schwarzer, krustiger Oberfläche sich kein Kraut und nicht einmal Moos halten konnte.

Was er von unten für Wolken gehalten hatte, entpuppte sich als schwefeliger Dampf. Leuchtend gelb und weiß, manchmal auch rostrot tupften mineralische Ablagerungen den Fels.

Was für eine unwirtliche, lebensfeindliche Landschaft. Und doch fühlte sich Jahor so lebendig wie seit langer Zeit nicht mehr.

Über dem Pass, dort, wo der Wind brach, verwirbelte die Luft zu Strudeln. Der Schatten tauchte hinein, als könnte er diese Herausforderung kaum erwarten. Sie wurden wie von unsichtbaren Händen gefasst und umhergewirbelt.

Dann kam die Wolkenwand.

Nasser, schwerer Dunst verschluckte sie. Jahor sah nichts mehr. Nicht einmal sein Schatten war noch zu erkennen. Das war nicht gut. In dieser feuchten Suppe konnte sich alles Mögliche heimlich nähern!

»Runter, runter«, rief er, dabei lenkte er seinen Begleiter doch eigentlich mit Gedanken.

Nicht die Nerven verlieren, beschwor er sich selbst.

Der Drache tauchte ab, gelangte tatsächlich unter die Wolken,

und dann ging alles ganz schnell. Der Boden war direkt vor ihnen! Der Schatten wurde zwar formlos und weich und dämpfte den Aufprall, dennoch war es eindeutig ein Absturz und keine Landung. Jahor kam auf der Schulter auf, sofort flammte scharfer Schmerz hindurch. Ein Stich fuhr tief zwischen Muskel und Knochen, und er verlor die Kontrolle über seine Schwerthand. Die Finger klapperten einfach so auf.

Metallisches Klirren und Schaben, dann war die Waffe aus seinem Sichtfeld gerutscht.

Blitzschnell zog Jahor seinen Schatten in sich und sah sich um. Er lag auf einer dicken Schicht aus Flechten und Moosen, die jedoch unter der leisesten Berührung nachgaben und kaum vor dem scharfkantigen Gestein darunter schützten.

Alles war von Tautropfen bedeckt, die trotz der dicken Wolken-schicht verführerisch funkelten. Er hatte recht gehabt! Hier gab es Wasser. Wasser im Überfluss!

Hastig wischte Jahor mit der Hand durch den Tau und ließ sich das kühle Nass in den Mund tropfen. Dieses Reich von Nebel und Wolken war eine völlig andere Welt und überraschend kühl.

Nach der Hitze des Aufstiegs, die ihn seit dem Morgen geplagt hatte, bildete sich rasch eine Gänsehaut auf seinen bloßen Armen.

Er lauschte. Wind und ein leises Gluckern und Tropfen von Rinnsalen, die er bislang nur hören, aber nicht sehen konnte. Er sah sich nach seinem Schwert um und begann, den Boden abzutasten, bis er erleichtert die Hand um den Griff schließen konnte.

Er rieb sich die schmerzende Schulter und kämpfte sich auf die Beine. Jeder Moment, den er länger blieb, machte ihn mehr zur Zielscheibe. Er sollte so viel und so schnell wie möglich Abstand zu der Stelle gewinnen, wo sein Schatten zuletzt außerhalb seines Körpers gewesen war.

Wenn nur der verdammte Nebel nicht wäre!

»Du bist aber auch nie zufrieden, Jahor«, sagte er laut und musste

grinsen. Keinen Monat allein, und er begann schon mit sich selbst zu reden. Na, das konnte noch was werden.

Stur richtete er seinen Blick nach vorn. Er würde jetzt nicht an Noréy denken und sich von Schuldgefühlen und Trauer ablenken lassen. Das konnte er heute Abend wieder tun. Nun galt es erst einmal, einen scharfen, wachen Verstand zu beweisen.

Er rückte seine Tasche gerade und machte sich vorsichtig und zugleich so schnell er konnte, an den Abstieg. Zum Glück war der dunkle Stein unter dem Moos nicht rutschig.

Er kam gut voran und blieb immer wieder stehen, um zu lauschen. Schatten machten vielleicht keine Geräusche, aber Schattenkreaturen, die sehr wohl.

Die Landschaft blieb unheimlich still und dämmerig. Wenigstens hob sich der Nebel ein wenig, sodass Jahor in einem dünnen Streifen darunter die veränderliche Natur dieser Bergflanke sehen konnte. Anstelle der Flechten trat alsbald drahtiges, teils von feinen Haaren bedecktes Kraut mit so winzigen weißen Blütensternen, dass er sie erst bemerkte, als er schon eine ganze Weile hindurchgelaufen war.

Bald kam rötliches, festes Gras hinzu. In Senken und am Rand kleiner Tümpel wuchs feineres mit wattigen Puscheln, das er auch von der anderen Seite aus sumpfigen Gegenden kannte und zu meiden gelernt hatte.

Wo weder Felsen noch Mulden Schutz boten, lag der Fels in Schattierungen von Schwarz, Rotbraun und Dunkelgrau bloß. Und noch immer blies ihm ein steter Wind entgegen, so voller Feuchtigkeit, dass er die winzigen Nässeperlen mit bloßen Augen sehen konnte.

Sie setzten sich in seinem Haar fest, auf Kleidung und Haut, was seinen Durst noch verstärkte.

Doch erst als er Buschland erreichte, wagte er es, bei einem schmalen Rinnsal anzuhalten und zu trinken. Wieder hielt er zuerst inne und lauschte.

Nichts. Nur Wind und säuselndes Gras.

Er kniete sich hin und schöpfte zunächst mit einer, dann mit beiden Händen Wasser. Kalt und klar war es, mit einem angenehmen mineralischen Beigeschmack.

Er trank, hielt inne und trank langsam weiter, um sich nach dem Durst der vergangenen Tage nicht den Magen zu verderben.

Ein Kribbeln in seinem Nacken.

Alles war unverändert, und doch war nichts mehr, wie es war. Als hätte die Luft einen anderen Geschmack angenommen. Als fühlte sich das Wasser fremd an.

Jahor wurde schlagartig bewusst, dass er nicht mehr allein war. Etwas beobachtete ihn aus dem Labyrinth eines alten Geröllfeldes heraus. Zwischen graugrünen Flechten war die Schwärze zwischen den Felsen so dicht, als wäre sie lebendig geworden.

Jahor pochte das Herz bis in die Kehle hinauf, dröhnte so laut in seinen Ohren, dass er den nahenden Feind nicht hören würde, ganz gleich, wie sehr er sich auch konzentrierte.

Jetzt bloß keine schnelle Bewegung! Er richtete sich langsam auf und ließ die Rechte zum Schwertgriff wandern, während in seinem Inneren der Schatten rumorte. Der Graue vibrierte und bebte wie ein Jagdhund, der das Wild vor sich sah.

Mehr als eins!

Was auch immer da kam, es war nicht allein.

Dann leuchteten plötzlich fahlgrüne Augen auf. So ähnlich der Farbe der Flechten, dass sie nur ihre Form verriet.

Die Kreatur verließ ihren Beobachtungsposten zwischen den Felsen und trat auf großen Pfoten vor.

Jahor vergaß vor Schreck und gleichzeitiger Faszination das Atmen.

Schmäler und höher als ein Wolf war sie, mit schwarzem Fell und einem üppigen, in den Spitzen rostfarbenen Mähnenkamm, der sich über Hals und Rücken zog.

Schlagartig wurde Jahor bewusst, dass er die pervertierte Form dieses Tieres kannte. Es musste ein großer Mähnenschakal sein, dessen Fell sich in dieser Region an das dunkle Felsgestein angepasst hatte. In Arboressea hatte er die vom Schattenfluch gewandelte Form für einen gewöhnlichen Schakal gehalten.

Nun trat ein zweiter aus dem Geröll, so überraschend, als hätte ihn jemand dorthin gezaubert.

Die Tiere tauschten einen Blick, als würden sie beraten, ob dieser Mensch als Beute taugte. Der linke Schakal stieß ein kurzes, abgehaktes Bellen aus, dann waren sie plötzlich zu dritt. Wie auf ein geheimes Zeichen hin senkten sie die Köpfe, legten die Ohren an und sträubten das Rückenfell, was sie gleich um ein Drittel größer aussehen ließ.

Jahor war hin- und hergerissen. Sollte er langsam aufstehen? Oder schnell und dabei Lärm machen, um sie zu vertreiben? Würde er damit erst recht einen Angriff provozieren? Konnten ihn seine weichen Knie überhaupt tragen?

Das Leittier zog die Lippen zurück, fletschte die Zähne, und plötzlich war jeglicher Zweifel ausgeräumt. Jahor nahm einen Stein in die Linke, sprang mit einem Schrei auf die Füße und warf.

Am Kopf getroffen, schüttelte sich der mittlere Mähnenschakal, sprang kurz zurück und kehrte dann mit einem zornigen Glanz in den Augen auf seine alte Position zurück.

So schnell geben wir nicht auf, schien das zu heißen.

»Dann kommt doch!«, schrie Jahor, der plötzlich seine Stimme wiedergefunden hatte.

Er trat langsam vom schmalen Ufersaum zurück, bis er festen Boden unter den Füßen hatte, und wünschte sich einen Baum oder Felsen – irgendetwas, das ihm den Rücken decken konnte. Doch es gab nichts.

Er wusste schon, wie dieser Angriff ablaufen würde. Die Biester waren schlau. In ihren Blicken lag eine Intelligenz, die zu unterschätzen tödlich sein konnte.

Noch warteten sie auf etwas.

Mit einem wilden Pochen in der Brust suchte Jahor die Landschaft ab und entdeckte zwei weitere Mähnenschakale, die aus der Ferne in ihre Richtung trabten. Sie schienen keine Eile zu haben, sich anzuschließen. Offenbar wussten sie, dass Jahor nicht in der Lage war davonzurennen.

Er fasste den Schwertgriff fester. »Vater, blicke nun auf in Orrothans Hallen und steh mir bei. Gib mir Stärke, Mutter«, flüsterte er und hoffte, die geerbte Waffe würde ihm Glück bringen. Zwei Tiere näherten sich ihm geduckt und sprungbereit.

Jahor suchte einen festen Stand und legte die zweite Hand an die Waffe. Sollte er seinen Schatten rufen? Dann wäre es binnen eines Lidschlags vorbei, und die Mähnenschakale würden ihr Heil in der Flucht suchen. Doch was würde er damit noch anlocken? Welch pervertierte Kreatur würde dem Ruf der Schatten folgen?

Nein, es musste so gelingen!

Es gab einen kleinen Teil von ihm, der gar nicht heil hier herauskommen wollte – der in einem einsamen, blutigen Ende die gerechte Strafe für seine Taten sah. Aber noch hatte der nicht die Überhand.

Das tiefe Grollen aus der Kehle des Leittieres jagte ihm einen frostigen Schauer über den Rücken. Er hielt das Warten nicht mehr aus. Wann würden sie endlich angreifen? Worauf warteten sie? Mit einem Schrei sprang Jahor vor und hieb nach dem struppigen Kopf des Anführers.

Der Rüde wich aus. Mühelos. Als hätte er seinen menschlichen Gegner längst durchschaut.

Jahor wich nicht mehr zurück. In einer fließenden Bewegung verschaffte er sich mit dem Schwert mehr Raum und griff dabei zugleich mit der Linken nach einem weiteren Felsbrocken. Die erkaltete Lava wog nicht viel, doch vielleicht reichte es. Dieses Mal zielte er nicht auf den Anführer, sondern auf ein Tier links von ihm, das sich scheu im Abseits hielt.

Er traf die Schnauze. Ein Jaulen, dann nahm das junge Männchen mit eingezogenem Schwanz Reißaus. *So könnte es gehen.* Der kurze Rausch des kleinen Triumphs erlosch fast augenblicklich, denn nun stürmten sie alle zugleich auf ihn zu. Die Zeit, Steine zu werfen, war vorüber.

Jahor hieb einem Schakal seine Klinge über den Rücken und stieß dem nächsten den Knauf gegen den Kopf. Zähne schrappten über seinen Arm, Geifer spritzte auf seine Hand, dann fiel das Tier zu Boden und war sogleich wieder auf den Beinen.

Fünf! Es waren fünf! Und der, der nach dem ersten Steinwurf abgehauen war, hatte seinen Mut wiedergefunden!

Schon verbiss sich ein Tier in Jahors Hose, ein anderes erwischte ihn an der Hüfte, der Gürtel hielt die Zähne größtenteils ab, doch einer hatte ihn erwischt, war tief durch die Haut gedrungen.

Jahor versuchte, immer in Bewegung zu bleiben, riss seinen Dolch aus der Scheide und stach damit nach jedem Tier, das zu nahe kam. Er war wie gefangen in einem Wirbelwind vorstoßender Köpfe, zuschnappender Kiefer, aufblitzender Fänge, gesträubter Felle, untermalt von einem Chor aus heiserem Bellen, Knurren und Jaulen. Keine Zeit zu denken! Er konnte nur noch reagieren.

Das Schwert nützte ihm kaum, die Klinge war viel zu lang, die Gegner zu flink und zu nah! Er nutzte den Knauf, hieb ihn auf Köpfe und Schnauzen, versuchte, sich Raum zu schaffen, den er viel zu schnell wieder verlor.

Überall an seiner Kleidung wurde gezerzt. Ein Mähnenschakal hatte seinen Stiefel gepackt und machte den linken Fuß unbeweglich, als wäre er zwischen Felsen eingeklemmt.

Endlich gelang Jahor ein Treffer. Er rammte den Dolch tief in den befallten Leib, traf auf Knochen, legte sein gesamtes Gewicht hinein.

Der getroffene Schakal ließ sich mit einem Jaulen fallen und riss ihm dabei den Dolch aus der Hand.

Jahor strauchelte. Sein linker Fuß wurde zur Seite gerissen. Er

fasste das Schwert mit beiden Händen, versuchte, die hungrigen Tiere auf Abstand zu halten, doch es war zu spät. Nun zerrten zwei Mähnenschakale an seinem Stiefel. Er rutschte über den Boden, wurde einfach mitgeschleift, während die beiden anderen auf den richtigen Moment warteten, um ihm an die Kehle zu springen.

Er wehrte sie ab, so gut er konnte. Ständig wechselten die Tiere ihre Position, schienen sich abzusprechen, gemeinsam nach Schwachstellen zu suchen. Jahor stieß mit dem Schwert nach ihnen, donnerte die Faust auf Köpfe und Schnauzen, doch es reichte nicht! Es reichte einfach nicht!

Ihm war heiß, der Schweiß lief in Strömen, er spürte kaum Schmerzen, doch seine Kräfte schwanden.

Jahor war nicht bereit zu sterben! Dies war nicht das Ende, das er sich ausgemalt hatte! Er wollte leben! Leben um jeden Preis – das wurde ihm in diesem einzigen Augenblick klar.

Tief in ihm brüllte die Schattenmagie, die er bislang wie in einer verriegelten Truhe eingeschlossen hatte, damit sie die bösen Wesen des Randes nicht zu sich lockte. Doch was nutzte das nun noch? Mit einem Gedanken ließ er die Magie frei.

Es war wie eine schwarzgraue Woge, die aus ihm hervorbrach. Eine Explosion aus Schatten. Statt wie sonst aus ihm herauszukriechen, schoss sie einem Heer aus Nadeln gleich aus seiner Haut.

Sofort ließen die Schakale seinen Stiefel los. Jahor sah nichts. Sein Schatten umschloss ihn wie ein schützender Kokon, doch als die ersten Tiere schrille, panische Rufe ausstießen, riss er die Kontrolle wieder an sich.

»Nein!«, brüllte er und hielt seinen Schatten gerade noch davon ab, die Mähnenschakale mit Klingen aus blitzender Dunkelheit aufzuspießen.

Es gab ein Zischen, dann fiel der Schatten in sich zusammen wie ein Vorhang, dessen Halteseile alle zugleich gekappt wurden. Zurück blieb ein kniehohes Wabern, in dem es bläulich funkelte.



Die vier überlebenden Tiere waren auf und davon. Jahor sah ihnen nach, wie sie panisch mit eingezogenen Schwänzen den Hang hinunterpreschten und im Gebüsch verschwanden. Dann war er mit seinem Schatten allein in einer schweigenden Natur. Einzig sein eigenes lautes und regelmäßiges Keuchen durchdrang die Stille.

Er schluckte.

Sein Herz pochte wie irr in der Brust, und langsam, ganz langsam stellte sich Schmerz ein. Er zog die Beine an und ließ sein Schwert los. Brauchte es nicht mehr, solange sein Schatten ihn wie ein Schutzwall umgab.

Vorsichtig betastete er seinen linken Knöchel. Das feste Stiefelle der hatte ihn vor dem Schlimmsten bewahrt. Zwar waren die Reißzähne hindurchgelangt, und er spürte Blut, doch das meiste waren Quetschungen. Sehnen, Muskeln und Knochen waren intakt. Seine Tunika war an mehreren Stellen zerrissen, und er blutete an der Seite, doch auch das würde er überstehen.

Nur langsam feuerte die Angst nicht mehr wie Glutfunken durch seine Nervenbahnen. Er atmete einige Male tief ein und aus, dann lief ein kurzes Zittern durch seinen Körper und schien die stärksten Gefühle herauszuwaschen.

Jetzt erst wagte er es, sich aufzurichten.

Sofort stach es in seinem Fuß, aber es ließ sich ignorieren. Langsam hob Jahor sein Schwert auf und suchte das Land ab, so weit er schauen konnte.

Direkt am Wilden Rand wären die Schattenbestien längst auf ihn aufmerksam geworden. Aber hier?

Nichts regte sich. Wirklich nichts. Es war zu schön, um wahr zu sein. Würde er dieses Land etwa gemeinsam mit seinem Schatten erkunden dürfen? Konnte es sein, dass die Welt hinter dem Wilden Rand nicht lebensfeindlicher war als der dürregeplagte Osten? War es nur in direkter Nähe zum Rand gefährlich? Wenn das stimmte, dann könnte die Erfüllung der Prophezeiung dieses Paradies wie-



der für alle Menschen zugänglich machen ... *könnte*. Aber er hatte es verdorben. Weil er seine Rache haben musste. Weil er von seinem eigenen Zorn geblendet gewesen war. Und nun war es zu spät. Ohne ihn, den vierten Auserwählten, hatten die anderen nicht den Hauch einer Chance, selbst wenn sie einen Ersatz für Inesa fanden.

Es war schwer, diese Gedankenspirale zu durchbrechen, doch schließlich siegte die wachsende Unruhe.

Schließlich zog er die Schutzbarriere zurück, sodass sein Schatten stattdessen wieder als große, funkelnde Kugel neben ihm schwebte.

Der Graue spürte seine Unsicherheit und lehnte sich sofort auf. Keinen Tag und keine Stunde wollte er sich länger in Jahor aufhalten. Seine momentane Freiheit würde er nicht kampflös wieder aufgeben.

Jahor lenkte ein. »Wir probieren es«, sagte er. »Was haben wir schon zu verlieren.«

Er ließ sich Zeit, brachte seine Kleidung, so gut es ging, in Ordnung, schulterte sein Gepäck, nahm seinen Dolch wieder an sich und behielt ihn in der Hand, auch wenn der ihm bei einer Schattenbestie nicht viel nützen würde. Es fühlte sich einfach besser an.

Dann machte er sich langsam und mit einem leichten Humpeln auf den Weg bergab.

Bis zum Abend musste er eine Stelle finden, wo er sicher und trocken schlafen konnte. Denn das viele Wasser, wenngleich es ihn vor dem Verdursten bewahrte, brachte ein Heer von anderen Problemen mit sich: klamme Kälte, nasses Feuerholz und schlechte Sicht.

Es dämmerte bereits, als er den steilsten Teil des Berges hinter sich ließ und die Vegetation zunahm. Zuerst waren es Ginster und violett blühende Schlingpflanzen.

Weich gab der rötliche Boden unter seinen Sohlen nach, während in der Luft noch immer Nebel waberte und unablässig feiner Nieselregen fiel, der ihn mittlerweile völlig durchnässt hatte.

Nun tat sich vor ihm eine Art Wald auf, der doch völlig anders war als jeder Wald, den er je zuvor gesehen hatte. Er bestand aus drei bis vier Schritt hohen Büschen mit armdicken, schuppigen Stämmen, zwischen denen er mühelos gehen könnte. Über ihm bildeten nadelfeine Blätter ein dichtes Dach. Winzige weiße und rosafarbene Blüten schimmerten schüchtern im dunklen Grün. Der Wind schaffte es hier nicht hinein, sondern sang weiter oben durchs Gezweig.

Jahor tauchte in das Zwielflicht ein und atmete auf. Die Windstille war wie ein Geschenk. Augenblicklich fror er weniger. Doch es tropfte.

Die feinen nadelartigen Blätter waren wie geschaffen dafür, die winzigen Wassertropfen aus der Luft zu kämmen. Ein stetes Tropfen und Rinnen sandte die Nässe abwärts. Die knorrigen, gewundenen Stämme waren von einer dicken Mooschicht und graugrünen Flechtenbärten überzogen.

Jahor fand einen Wildpfad, über dem sich die Büsche wie über einem Hohlweg schlossen. Sein Schatten verschwand im Dämmerlicht, nur das bläuliche Funkeln, mit dem er auf Jahors Stimmung reagierte, war noch da.

Er lief mit großen Schritten weiter abwärts. Der federnde Boden schien ihm neue Kraft zu geben und den Schmerz in Fuß und Seite erträglicher zu machen.

Er merkte, wie die Anspannung nachließ, und wusste zugleich, dass es nicht gut war. Er sollte aufmerksam bleiben, ganz gleich, wie friedlich und harmlos dieser Wald wirken mochte. Doch er war erschöpft und müde und sollte dringend einen Ort für die Nacht finden. Doch seine Gedanken drehten sich noch immer im Kreis. Weder Noréy noch sonst jemand würde diese wunderschöne Landschaft je zu Gesicht bekommen, weil sie ihren Schatten nicht in den Körper ziehen konnten. Er war der letzte Mirakler und damit der Einzige, neben dem Schattenmagier mit dem Purpurmantel viel-

leicht, der diese Seite betreten konnte. Keine Menschenseele existierte auf dieser Seite.

Was habe ich getan?

Seine Mutter drängte sich in seine Gedanken. Sie hätte all das für ihn nicht gewollt. Weder sie noch Vater oder seine Schwester hätten seine Rache befürwortet. Das Blut an seinen Händen, das hatte er einzig für sich selbst vergossen. Er war dumm und egoistisch gewesen.

Torik hatte seinen Fehler wenigstens in dem Glauben begangen, den Krieg mit einem Schlag beenden zu können. Er selbst hingegen war von Hass zerfressen worden. Seine Tat war blanker Egoismus ... und das machte sie auf gewisse Weise noch schlimmer.

Ruckartig blieb Jahor stehen. Da war doch etwas! Das leise Knistern drang verspätet an sein Ohr. Sein Schatten vor ihm schwebte einfach weiter, als bemerkte er ihn nicht. Doch da war etwas! Ganz bestimmt!

Kribbelnde Kälte schien sich in seinem Nacken zu sammeln, Jahor riss den Dolch aus dem Gürtel und schnellte herum ...



MAIGAR

Er genoss jeden Augenblick an Noréys Seite und kam sich dabei doch vor wie ein feiger Dieb. Denn für ihn bedeuteten diese Momente weit mehr als für sie. Und er wusste, dass sie ihn meiden würde, falls sie je von seinem Geheimnis erfuhr.

Trotz seines Wissens, dass es keine gemeinsame Zukunft für sie geben konnte, hatte er sich ein wenig in sie verliebt.

Auch wenn Jahor zum Mörder geworden und geflohen war, machte das Maigars Chance nicht größer. Noréy sah ihn nicht. Nicht auf diese Weise. Für sie war er allenfalls jemand, mit dem sie irgendwann befreundet sein würde, nicht mehr.

Auch heute hatten sie sich wieder getroffen, um gemeinsam das Buch über die Wirkermagie zu studieren. Dabei blätterte sie für ihn um, sobald er ihr ein Zeichen gab, während er aus sicherer Entfernung las. Zum Zeitvertreib webte sie mithilfe eines komplizierten Systems aus Fäden und Brettchen eine schmale Borte, während vom Hof die Stimmen der Geflüchteten hinaufklangen. Die Menschen hatten es eilig weiterzukommen und wollten nur noch ein, zwei Tage länger bleiben, bis die Verwundeten sich ein wenig erholt hatten. Sie strebten weiter nach Osten, wo sie sich sicherer glaub-

ten als hier so nah am Rand. Bis dahin spielten die Menschen Sel Nedaras eine Art Theaterstück. Kein Schatten durfte seine Lebendigkeit unter Beweis stellen, und die verschiedenen Völker traten nur getrennt auf. Mischlingskinder verbrachten diese angespannte Zeit in den Wohnungen, der Unterricht war ausgesetzt worden. Schon nach einem Tag wünschte Maigar, die Leute würden ihr Zeug packen und verschwinden.

»Ich habe alles schon zweimal durchgelesen«, hatte Noréy ihm bei ihrem Treffen erklärt. »Es steht nicht drin, wie in einem Fall wie deinem zu verfahren ist. Der Großteil in der zweiten Hälfte beschreibt Übungen, Schritte in der Ausbildung. Es tut mir leid.«

Dass sie nun trotzdem weiter mit ihm hier war, bedeutete ihm umso mehr. Er versuchte, es damit zu vergelten, möglichst schnell zu lesen, doch wie sollte er konzentriert bleiben, wenn sie neben ihm saß? Wenn jeder kaum hörbare Atemzug wie Musik klang, wenn der Wind manchmal ihr Haar erfasste und ihm, wie um ihn zu necken, damit über den Arm strich?

Er hätte sich bis zum Abend damit begnügt und sich einen glücklichen Mann geschätzt, einfach nur ihren Händen dabei zuzusehen, wie sie aus Fäden ein feines Muster erschufen. Wie Tänzerinnen, die nie aus dem Takt kamen, huschten sie zwischen den Strängen einher oder verschoben Brettchen. Sie hatte den fertigen Teil der Borte an ihren Gürtel gebunden, den anderen spannte sie mit dem Fuß, und dazwischen entstand das kleine Wunderwerk.

Nicht vorzustellen, wenn sie auf diese Weise auch in die Schattenmagie eingreifen könnte. Zweifellos ließen sich damit Grenzen schaffen und trennen ... Doch seine Gedanken gingen schon wieder auf Wanderschaft. Er riss sich von Noréy los und konzentrierte sich erneut auf den Text.

Dort stand, wie ein Wirker-Novize seinen Schatten vor den Auswirkungen des Sonnensteins schützen konnte, damit der weiterhin bereitwillig mitarbeitete und seine Energie zur Verfügung stellte.

Jeder Energietransfer, der sich für den dunklen Begleiter wie ein Raub anfühlt, erschwert die weitere Zusammenarbeit. Ein Schatten vergisst nicht ...

»Weiterblättern, bitte.«

»Ich dachte schon, du sagst es nie.«

»Entschuldige, ich war in Gedanken.«

Sie blätterte um und musterte ihn, als könnte sie genau erraten, woran er gedacht hatte. Maigar wandte blitzschnell den Kopf, um nicht in den Sog ihrer blauen Augen zu geraten.

Er rieb sich über die Schläfen. »Was würdest du an meiner Stelle tun, Noréy?«

»Frag nicht.«

Er drängte sie nicht, aber er schaffte es auch nicht, mit seiner Aufmerksamkeit zum Buch zurückzukehren. In der Luft stand die unausgesprochene Frage nach dem Warum.

Die Web Brettchen klapperten, doch Noréy hielt beinahe sofort wieder inne und atmete langsam aus. »Ich bin nicht in der richtigen Situation für solche Fragen, denn die Antworten speisen sich aus Gefühlen statt aus gründlichen Überlegungen. Torik meinte immer, ich ginge zu sehr nach dem Herzen. Wenn ich seine Worte berücksichtigen will, dann kann ich nicht antworten, denn ich kann mein Herz nicht außen vor lassen.«

»Versuchst du es trotzdem für mich?«, erkundigte er sich vorsichtig.

Sie seufzte. »Ich habe niemanden mehr, Maigar. Ich fühle mich wie im freien Fall.«

Du hast mich. Fallen wir gemeinsam, wollte er sagen, schwieg aber, um sie nicht zu vertreiben. »Du bist damit nicht allein«, erinnerte er sie stattdessen. Auch er hatte alles hinter sich gelassen, hatte Heimat, Zukunft und Familie verloren. Für sie.

»Die Menschen, die dir etwas bedeuten, leben noch, Maigar. Du kannst dir Hoffnung machen. Ich aber, ich ...« Sie schluckte hart

an all dem Ungesagten. »... selbst Torik ... bis auf meine Mutter sind alle tot oder ...«

Maigar ahnte, was sie dachte. »Du würdest den Sonnenstein entfernen, weil du nichts zu verlieren hast, stimmt doch, oder? Und du willst es nicht aussprechen, weil du Angst hast, ich könnte es tun und dabei draufgehen.«

Sie nickte.

»Du würdest dich schuldig fühlen, wenn ich versage.«

Wieder ein Nicken, ihre Finger verknöteten sich im Garn, während sie auf das gewaltige Gebirge von Gralis' Zinnen blickte, wo sich in diesem Augenblick turmhohe Wolken an den Gipfeln verfangen, als wüssten auch sie plötzlich nicht mehr weiter.

Noréry räusperte sich. Schien plötzlich ihre Kraft wiederzufinden. »Würde Torik dich auf dem Weg begleiten ... Das wäre etwas anderes, aber so ...« Sie sah ihm tief in die Augen. »Tue es nicht, ich fange gerade an, dich zu mögen.«

Maigar hatte sich schon eine Erwiderung zurechtgelegt, doch nun hatte es ihm die Sprache verschlagen. Stattdessen stolperte sein Herz erschrocken vorwärts, und er meinte zu spüren, wie seine Wangen rot wurden.

»Das ... Das kann nicht ...«

Sie hielt ihn mit einer kleinen, energischen Geste auf. »Das bedeutet nicht, dass ich dir verzeihen habe. Du hast mich behandelt, als wäre ich nicht fähig, eigene Entscheidungen zu treffen oder Zusammenhänge zu begreifen, wenn man ganz normal mit mir redet. Stattdessen hast du mich entführt.«

»Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich das bereue. Ich wünschte, ich könnte es rückgängig machen, aber das ist nicht möglich. So müssen wir beide damit leben.«

»Aber wir *leben*, Maigar.« Kurz drückte sie seine Hand und sah ihn dabei beschwörend an. »Sorgen wir dafür, dass es dabei bleibt. Wenn du es versuchen willst ...«

»... dann sollte ich mir so sicher wie möglich sein, dass es mir auch gelingen wird, verstanden.«

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, dann war die Melancholie zurück, und Maigar musste sich zusammenreißen, Noréry nicht in den Arm zu nehmen und damit alles kaputtzumachen. Er erhob sich, auch wenn es ihm zutiefst widerstrebte. »Ich glaube, ich habe genug für heute. Das, was da steht, das nützt mir erst, wenn ich meinen Schatten befreit habe und weiß, ob er überhaupt noch einen eigenen Willen hat.«

»Verstehe«, sagte sie und klappte den Ledereinband zu.

»Ich muss nachdenken«, sagte er wie ein Trottel, der sich einfach nicht trennen konnte.

»Mach das, wir sehen uns.«

Nachdenken, das konnte Maigar am besten mit einem Schwert in der Hand. Wenn sein Körper etwas zu tun hatte, gingen seine Gedanken auf Wanderschaft.

Er trabte die Stufen hinunter, die ihn über eine Außentreppe von der Mauerkrone in Windungen hinab in den Hof führte, der mit den Karren der Geflüchteten vollgestellt war. Mittlerweile kannte er sich aus in Sel Nedara. Es war schnell besser geworden, seitdem die Meister den Unterricht wieder aufgenommen hatten und er nun zu den Schülern gezählt wurde. Zwar sprach kaum jemand mit ihm, doch er lernte die verschiedenen Bereiche des Turmdorfs kennen. Die Blicke der anderen sagten alles. Für sie war er der Feind. Ein Krebsgeschwür in einem sonst gesunden Körper. Einzig Gorda und Noréry behandelten ihn besser, was wohl die anderen Schüler davon abhielt, ihn direkter anzugehen. Die beiden jungen Frauen waren Heldinnen, und das Urteil von solchen mochte man im Stillen bezweifeln, aber nicht offen kritisieren.

Als er nun den Übungsaal betrat, war er froh, ihn verlassen vorzufinden. Es war still hier unten. Durch zwei geöffnete Fenster

drang ein steter, kühler Luftstrom, doch gegen den Mief von Lederseife und altem Schweiß kam er nicht an. Maigar entledigte sich hastig seiner Tunika, damit er nicht alles vollschwitzte, suchte sich ein Holzschwert, das seiner eigenen Waffe an Länge und Gewicht möglichst nahekam, und begann seinen Tanz. In großen Bewegungen lockerte er seine Muskulatur, bevor er sich die Stroh puppen vornahm.

Erst bekam er Noréy nur schwer aus dem Kopf, und bei einem echten Gegner hätte er wohl den Kürzeren gezogen. Doch dann kamen mit den seit frühester Jugend einstudierten Bewegungen auch die Gedanken in Fluss. Während er seinem Körper alles abverlangte, kehrte die ersehnte innere Ruhe ein. Er wies alles von sich. Jedes ablenkende Gefühl verschwand unter gezielten Hieben.

Feiner Strohstaub tanzte in der Luft und legte sich auf verschwitzte Arme, klebte in seinem Nacken.

Arboressea, Raluca und ihre zahllosen Intrigen rückten ebenso in den Hintergrund wie sein Bruder Jarno, den er wohl nie wieder sehen würde, und schlussendlich verblassten sogar seine Gedanken an Noréy.

Zurück blieben er, sein Schatten, sein Schwert, der Sonnenstein und ein gewaltiges, schier unlösbares Problem: seine eigene Angst.

Wieder attackierte er zwei Stroh puppen gleichzeitig in einer komplizierten Abfolge von Hieben, Schlägen und Tritten, während er in sich hineinhorchte. Versuchte, seinen Schatten zu erspüren, ohne die Macht des Sonnensteins aufzuwecken. Der Stein, so viel verstand er bereits, schöpfte sämtliche Energie ab, die der Schatten aufbrachte, um zu erwachen, und speicherte sie für Angriffe. Es musste Maigar also gelingen, sich mit seinem Schatten zu verbinden, ohne dass der Stein sofort wieder eingriff.

Wieder und wieder lenkte er seine Gedanken in die Tiefe. Es war, als würde er zugleich meditieren und fechten. Doch erst als er den Punkt fast völliger, körperlicher Erschöpfung erreichte, fand er ihn.

Sein Schatten! Da war noch etwas von ihm!

Wie eine zusammengerollte Katze, die durch ein Gift in ewigen Schlaf versetzt worden war, lag er da. Leblos, bewegungslos, aber nicht tot. Maigar war außer sich vor Freude. Er vergaß seinen ursprünglichen Plan und rief nach ihm. Rief lauter und lauter, bis der Schatten seine Augen zu schmalen Schlitzzen öffnete.

Er hörte ihn!

Doch Maigars Triumph währte nur Augenblicke. Der Schatten spürte es zuerst und kniff die Augen zusammen. Über seinen Körper lief ein Schimmern, als würde er das Fell sträuben, dann zerriss gleißendes Licht das Bild. Ein Adergeflecht, das Maigar bis zu diesem Moment nicht bemerkt hatte, glomm auf, und darin begann es, zu pulsieren und zu pumpen.

Der Schatten wand sich vergeblich in diesem Netz, das ihn mehr und mehr einschnürte. Schließlich sackte er in sich zusammen. All seine Energie war fort und rauschte in den Stein.

Maigar schrie vor Schmerz. Das Licht schnellte aus ihm heraus. Alle Stroh puppen fingen Feuer, dann brach er in die Knie, ließ sein Schwert fallen und presste seine brennende Hand an die Brust.

NORÉY

Sie hatte Maigar mit einem seltsamen Gefühl nachgesehen. Er wirkte schrecklich verloren und sprach damit einen Punkt in ihrer Seele an, der sich so roh anfühlte, dass sie ihn sich am liebsten herausgerissen hätte.

Nur direkt nach dem Tod ihres Vaters und ihres Bruders hatte sie sich schon einmal derart verwundbar gefühlt und nun erneut seit Jahors Verrat. Sie wollte mit diesem Gefühl allein sein und er-

trug es zur gleichen Zeit nicht. Mit Maigar nach einer Lösung für sein Problem zu suchen, war eine willkommene Ablenkung. Doch es war wie ein Irrgarten, in dem sie wieder und wieder im Kreis lief und keinen Ausweg fand.

Maigars Verlorenheit warf sie auf ihr eigenes Problem zurück. Die Flüchtlinge machten deutlich, dass ihr für die Erfüllung der Prophezeiung nur wenig Zeit blieb. Gorda durchsuchte alte Bücher nach Hinweisen, ob sie auch anders zu erfüllen war. Womöglich reichten zwei Schattenbändiger aus? Sie mussten es versuchen. Nichts zu tun wie damals in Arboressea, als die Schattenbestie angriff, stand außer Frage. Bislang hatten sie nur in einem Buch etwas Verwendbares gefunden. Darin stand, dass die Auserwählten in Ber Glanden vor die Göttin Geedal treten mussten. Sie würde ihnen eine Prüfung stellen, in der sie beweisen mussten, dass sie Gräben überwinden konnten. Dann würden sie die Macht erhalten, den Fluch aufzuheben. Was das für Gräben waren, war allerdings ein Rätsel, das sie noch zu lösen hatten. Vielleicht würde Noréy ja ihre Schatten zu einer Brücke verbinden müssen. Wozu sonst brauchte es eine Weltenweberin?

Sie packte ihr Webzeug zusammen und verstaute es mitsamt dem Werk über Lichtmagie in einer ledernen Tasche. Dann erhob sie sich und verließ das Dach des Turmdorfs, das von Zinnen und kleinen Aufbauten beherrscht wurde. Tag und Nacht, Sommer wie Winter hielten vier Männer und Frauen hier oben Wache.

Wie von einem bösen Zauber angezogen, führten Noréys Schritte zu dem dunklen Fleck, der noch immer von Toriks Blut stammte. Braunrot war es tief in den verwitterten, teils von Flechten überzogenen Stein eingesickert.

»Das werde ich dir nie verzeihen«, sagte sie leise und spürte dem scheußlichen Gefühl des Verrats nach. Dann gab sie sich einen Ruck. Es war sinnlos, hier zu stehen und sich von Vergangenen in den Abgrund zerren zu lassen. Das, was hinter ihr lag, ließ sich nicht ändern, aber dafür die Zukunft.

Plötzlich war Noréys Entschluss gefallen. Sie würde Maigar helfen, wie auch immer seine Entscheidung ausfiel, und sie würde Gorda bitten, es ebenfalls zu tun. Wenn er es versuchen wollte, dann hatte er ihre Unterstützung verdient. Ihr drängte sich immer mehr der Verdacht auf, dass auch er seine Rolle in der Prophezeiung zu spielen hatte.

Ihr Schatten strich ihr um die Beine, als wollte er Noréy in ihrem Entschluss bestätigen. In Maigars Nähe wurde ihr dunkler Begleiter stets ganz still und klein, als fürchtete er sich vor dem Sonnenstein.

»Schauen wir nach Torik«, sagte sie aufmunternd. Der Schatten wölbte sich hinauf, schmeichelte durch ihre Finger, und die Berührung machte ihr das Herz ein wenig leichter.

Sie hatte eine Tür ins Innere genommen und war dann einer breiten, lichten Steintreppe gefolgt, um in die tieferen Etagen zu gelangen. Handwerker gingen hier ihrer Arbeit nach, und sie blieb kurz stehen, um zu beobachten, wie ein Schnitzer in Windeseile aus grobem Holz lange, schmale Löffel herstellte.

Es passierte ihr jedes Mal auf dem Weg zu Torik, dass sie Ausflüchte suchte oder zu trödeln begann. Sie ertrug es schlecht, ihn so hilflos auf seinem Krankenbett zu sehen.

Endlich erreichte sie die Etage, auf der das Zimmer lag. Es befand sich weit weg vom Trubel der Handwerkerwohnungen und war dem Süden zugewandt, wo die schönsten Fernblicke hinter den Fenstern warteten. Auf dem letzten Stück war Noréy langsamer und langsamer geworden. Als sie nun Frauenstimmen hörte, blieb sie ganz stehen. Es waren die Meisterinnen Aurora und Eline.

Vorsichtig lugte sie um die Ecke.

Aurora lehnte gegen die Wand gleich neben der Tür zu Toriks Zimmer. Sie weinte, und Eline versuchte, sie zu trösten, wirkte dabei aber hilflos.

Schon der Anblick schnürte Noréy die Kehle zu und ließ ihre

Augen brennen. Was war geschehen? Hatte Orrothan seinen Richtspruch über Torik gefällt und den alten Krieger in sein Reich geholt?

Noréys Füße waren wie festgewachsen, sie drückte eine Hand auf den Mund und lauschte angestrengt.

Aurora brach ihr Schweigen. »Ich ertrage es nicht, ihn so zu sehen! Ich ertrage es einfach nicht länger! Er wollte im Kampf sterben, aber doch nicht so! Niemand hat verdient, sich wochenlang zu quälen. Wir hätten nie versuchen sollen ...«

»Aurora, hör auf! Was sagst du denn da? Er ist stabil, sein Schatten kämpft für ihn. Was sollen wir deiner Meinung nach denn tun? Ihm keine Nahrung, kein Wasser mehr einflößen?«

»Ich ... Ich *weiß* es nicht!«, schrie Meisterin Aurora und donierte ihre Fäuste gegen die Wand. Ihr Körper bäumte sich auf, verkrampfte, dann sackte sie mit einem trockenen Schluchzen in sich zusammen. »Ich weiß es nicht«, wiederholte sie gequält, leiser nun. »Ich weiß es einfach nicht.«

Eline schloss sie in die Arme und strich ihr liebevoll über das Haar. »Gib ihm noch ein paar Wochen, Liebste. Einen Monat, dann fällen wir gemeinsam eine Entscheidung.«

In Noréy wand sich alles. Ihr wurde schlecht, und ihre Knie waren so weich, dass sie am liebsten einfach ihren Rücken an die Wand gedrückt hätte, um sich langsam zu Boden sinken zu lassen. Doch das durfte sie nicht. Stattdessen atmete sie noch flacher. Sich nun erwischen zu lassen, wäre eine Katastrophe. Die Meisterinnen würden es nicht gutheißen, in solch einer verletzlichen Situation von einer Schülerin beobachtet zu werden.

»Versprochen«, sagte Aurora nun und schien langsam ihre Fassung zurückzugewinnen. »Geben wir ihm Zeit.«

Noréy wagte sich wieder ein Stückchen vor und sah, wie Eline Aurora musterte. Ernst, mit einer Art fatalistischer Gefasstheit. »Du brauchst dich nicht mehr zu verstellen, Aurora.« Sie strich ihr zärt-

lich eine Strähne aus der Stirn. »Ich weiß, dass du ihn noch immer liebst, auch nach all den Jahren.«

»Nein, ich ...«

»Schh. Ich sehe es dir an, und ich würde lügen, behauptete ich, dass es mir nichts ausmacht. Aber ich will dich glücklich wissen ... Die Schattenmagie hat uns so viel Zeit geschenkt, weit mehr als zwei Menschenleben. Genug Zeit für mehr als eine große Liebe.«

»Ich würde dich nie verlassen, Eline, das musst du mir glauben.«

»Und das tue ich. Aber sollte Torik es schaffen, sollst du wissen, dass wir einen Weg finden werden. Wir drei, meine ich.« Sie sagte es ganz ruhig, mit aufrechtem Blick und gestrafften Schultern.

»Das kann ich nicht von dir verlangen«, erwiderte Aurora erschüttert.

»Und das tust du nicht. Ich biete es dir an, Liebste.«

Aurora zögerte, als hätte sie einen Augenblick lang Hemmungen, ihre Gefährtin zu berühren, dann schloss sie Eline in die Arme.

Lange hielten sie einander, während eine tiefe Stille durch die Flure kroch, in der nur der ferne Wind und das leise Flackern der Kerzen flüsterten.

Noréy hielt den Atem an und überlegte fieberhaft, wie sie am sichersten den Rückzug antrat, als plötzlich eine krächzende Stimme erklang. »Aurora?«

Das war Torik. Der Tonfall war verändert durch die lange Zeit des Schweigens. Und doch: Er war es!

Die Frauen erstarrten kurz, dann rannte Aurora ins Zimmer.

»Ich hole Noréy!«, rief Eline und eilte in die andere Richtung davon, in der die Schülerquartiere lagen. Noréy zählte indes Herzsschläge und hielt sich dabei an der Wand fest, weil sie sonst losgestürzt wäre. Erst nachdem sie bis zwanzig gezählt hatte, erlaubte sie sich, gezwungen langsam zum Krankenzimmer zu gehen, als schlenderte sie nur zufällig vorbei.

Als sie dann den Kopf durch die leicht geöffnete Tür schob, sah

sie gerade noch, wie Aurora Torik mit einem strahlenden Lächeln einen sachten Kuss auf die Stirn drückte.

»Gibt es etwas Neues?«, erkundigte sie sich unschuldig.

Aurora richtete sich auf. »Er ist wach, mein Kind.«

Toriks Augen waren in der Tat zu schmalen Schlitzzen geöffnet. Sie spürte seinen verborgenen Blick unter dunklen Wimpernbögen dennoch deutlich.

»Endlich«, brachte sie heraus, vergaß Aurora und die Zärtlichkeit, derer sie eben Zeugin geworden war, und setzte sich auf seine andere Bettkante.

Toriks Atem ging noch immer bleischwer und rasselnd, doch als er nun seinen Mund zu einem Lächeln verkrampfte, wusste sie, dass es wieder gut werden würde. »Meine ... Meine Retterin«, sagte er pfeifend.

»Ich hoffe, du bist mir nicht böse?«

»Was? Wa... warum?«

Noréry wandte sich zu Aurora um und sah die gleiche Erleichterung in ihren Augen. Es brauchte keine Antwort. Alle dunklen Gedankenwege waren schlagartig vergessen.

Torik schloss die Augen, und seine Atmung wurde wieder ruhig und tief. Doch als sie schon glaubte, er wäre wieder eingeschlafen, öffnete er sie erneut.

»Dein Schatten ... Fühlst du ihn?«

Ganz langsam hob Torik seine Hand und legte sie auf seine Brust.

»In mir. Schwach ... Danke.«

Noréry sah sich zu Aurora um, die ein Stückchen zurückgetreten war und sich verstohlen Tränen von der Wange wischte. Bestimmt hatten sie sich viel zu sagen. Und so sehr, wie sie nun gerne bei ihm gesessen hätte, drückte Noréry nun nur Toriks Hand. »Morgen früh komme ich dich gleich nach dem Frühstück besuchen. Bis dahin ruh dich aus und versprich mir, dass es von nun an bergauf geht.«

»Wie soll ich das?«

»Mach es einfach.«

Er nickte schleppend.

Als Noréry zurücktrat, tauschte Aurora den Platz mit ihr.

»Torik ...«, sagte sie leise und umfasste seine Hände. »Du hast mir so gefehlt.«



RALUCA

Feuer wütete durch das Holzmacherviertel. Raluca hörte sein Fauchen bis auf die innere Mauer hinauf. Die Nacht schluckte den Qualm. Nur dort, wo die Flammen besonders hoch schlugen, leuchtete der Rauch in schmutzigem Orange und Braun.

Schreie hallten bis zu ihr hinauf. Die Leute mochten die Götter verfluchen oder um Regen beten, doch aufhalten ließen sich die Flammen erst, wenn sie an die gemauerten Grenzen des Viertels stießen.

Die Holzmacher gehörten fast ausnahmslos dem Waldvolk an. In ihren Werkstätten war von Fässern über Pantinen bis hin zu Möbeln und Wagen so gut wie alles gefertigt worden, was sich aus Bäumen herstellen ließ. In jeder Werkstatt stapelte sich der Zunder in Form von Holzresten und hauchfeinen Spänen. Ein kleines Flämmchen genügte, um dieses Inferno zu entfachen. Doch dieses Mal hatten die Fürsten vom Seevolk nicht die Finger im Spiel gehabt. Dennoch konnte sich Raluca den Brand als Frucht ihrer Bemühungen anrechnen.

Arboressea war seit dem Angriff der Bestien nicht mehr zur Ruhe gekommen.

Sie hatte Gerüchte streuen lassen. Von der Unfähigkeit der Wirker von Wald und Ebene, die gegen die Schattenritter ins Feld zogen, statt Arboressea und seine Menschen zu verteidigen. Diese Aufgabe hatten sie Ralucas Volk überlassen.

Es dauerte ein wenig, und dann, als einige Wochen später die Saat ausgebracht worden war, half sie mit gezielten Morden nach, um den Hass weiter zu schüren ...

Dieses Feuer hier hatten sie nicht gelegt. Allerdings war eine Familie aus dem Steppenvolk, die als eine der wenigen zwischen den Waldleuten im Holzmacherviertel lebte, an diesem Morgen tot aufgefunden worden. Ein schreckliches Blutbad, dem drei Erwachsene und sechs Kinder zum Opfer gefallen waren. An die Wand des Hauses hatten die Mörder mit dem Blut ihrer Opfer *Verschwundet!* geschrieben, gefolgt von weiteren Verunglimpfungen.

Am Vormittag hatten sich mehr und mehr junge Männer aus dem Steppenvolk versammelt, am Nachmittag war es zu ersten Racheakten gekommen, und nun brannte das Holzviertel.

Die Gardisten hielten sich zurück, während sich das Feuer durch die Häuser und Herzen Arboresseas fraß.

Die Menschen waren so damit beschäftigt, einander zu bekriegen, dass niemand merkte, wie die Wasserfürsten die dauerhafte Übernahme der Regierung vorbereiteten.

Wenn die Straßen in Blut getaucht waren, würden sie das Kriegerrecht ausrufen können und ihre Macht behalten.

Sicher würde es Aufstände geben. Die anderen Völker würden versuchen, gegen sie ins Feld zu ziehen. Aber sie würden keine fähigen Söldner anwerben können. Denn dieses Mal gab es keine Schattenbändiger mehr.

Raluca hatte genug gesehen. »Gehen wir«, sagte sie laut, und ihre Leibgarde, die zuvor mit etwas Abstand zu ihr auf der Mauer gestanden hatte, formierte sich.

Umgeben vom lauten Marschschritt ihrer genagelten Schuhsoh-

len kehrte Raluca durch verlassene Gassen heim. In der Nase den würzigen Duft des Sieges.

TORIK

Das Licht der Morgensonne mogelte sich zwischen den zugezogenen Vorhängen vorbei und kitzelte ihn wach.

Vor zwei Tagen hatte er zum ersten Mal wieder das Bewusstsein erlangt, und seitdem pendelte er zwischen Schlafen und Wachen, aber bewusstlos war er nicht mehr geworden.

Alle paar Stunden flößten sie ihm kleine Mengen einer kräftigen Fleischbrühe und pürierte Speisen ein, als wären ihm in der Zwischenzeit die Zähne ausgefallen.

Heute fühlte er sich schon ein wenig stärker, doch er war noch weit davon entfernt, wieder auf eigenen Beinen zu stehen. Dabei spürte Torik eine Unruhe in sich wie schon lange nicht mehr.

Noréy hatte ihre Bestimmung endgültig offenbart, als sie ihn von seinem eigentlich sicheren Pfad ins Jenseits abbrachte. Nur die Weltenweberin konnte ins Schattengefüge eingreifen, seine Struktur verändern und mit ihm sogar Wunden vernähen.

Jahor hatte damals seine eigene Verletzung mit Schatten verstopft, damit es nicht mehr blutete. Und selbst das war nur möglich gewesen, weil die Mirakler ihren Begleiter ohnehin in ihren Körper ziehen konnten. Noréy aber ... Sie hatte mit seinem Schatten genäht, als wäre er Zwirn. Mit *seinem*, nicht ihrem! Niemand hatte es ihr beigebracht. Sie hatte es einfach instinktiv gewusst. Sie war mächtiger als ihre Urahnin, da war er sich sicher. Bald würde sie jeden Schatten, ganz gleich, ob der eines Lebewesens oder eines Gegenstandes, formen können. Er glaubte fest daran. Noréy würde

die Aufgabe, die ihr die Götter stellen würden, meistern können. Er musste sie nur nach Ber Glanden bringen. Und zwar bald! Denn zur Sonnenwende jährte sich das Unglück zum einhundertsten Mal. In seinen Fieberträumen hatte er wieder und wieder jenen schicksalhaften Tag durchlebt. Seit seinem Erwachen trug er eine unerklärliche Sicherheit in sich, dass dies der Zeitpunkt war, zu dem die Prophezeiung erfüllt werden konnte.

Doch damit war noch lange nicht das Problem ihrer Gefährten gelöst.

Was für ein Berg von Aufgaben! Ein Leichtes für einen Halbtoten. Hätte ihn nicht jeder einzelne Atemzug geschmerzt – er hätte gelacht.

Langsam öffnete und schloss Torik seine Hand auf der verwundeten Seite. Es zog bis in den Brustkorb, und schon diese kleine Übung wurde von großer Mattheit gefolgt. Er rief seinen Schatten, und als dieser wie weicher Samt über seine Finger schmeichelte, atmete er auf.

»Wir werden es ganz bis zum Ende miterleben, alter Freund.« Seine Stimme klang selbst in den eigenen Ohren fremd. Rau und schwach.

Es lag noch ein weiter Weg vor ihm, bis er wieder der Alte wäre. Nein, nicht der Alte. Sein Schatten war noch weiter geschrumpft. Er war kein Krieger mehr, diese Aufgabe mussten nun andere übernehmen.

Er würde sich mit der Rolle eines Beraters zufriedengeben müssen. Aber schon diese Aufgabe kam ihm in seinem jetzigen Zustand schier unerfüllbar vor. Dabei war Noréy ein Teil des Problems. Jahors Verrat hatte sie beinahe genauso tief getroffen wie ihn. Er würde eine schwere Entscheidung von ihr verlangen müssen, dabei wusste er nicht einmal, ob er selbst dazu bereit war.

Seit jener Großen Schlacht in Ber Glanden war er seinem eigenen Ende nicht mehr so nahe gekommen wie durch Jahors Hand, und

er war unschlüssig, ob er den Jungen für seine gelungene List bewundern oder verabscheuen sollte.

Wie perfide Jahor vorgegangen war, um sich sein Vertrauen zu erschleichen! Und er selbst war hineingetappt wie ein alter Bär, der so sehr von seiner eigenen Kraft überzeugt war, dass er es für unmöglich hielt, jemand könne ihm eine Falle stellen.

Genauso gut hätte Aurora ihm ein Messer ins Herz rammen können.

Aurora ... Die Träume ihrer gemeinsamen Zeit hatten ihn am Leben gehalten. Sonst wehrte er sich gegen jede Erinnerung, weil sie so wehtaten. Doch die schwere Verwundung hatte ihn hilflos gemacht. Er konnte ihr nicht widerstehen. Und so war sein ganzes Leben an ihm vorübergezogen, von seiner ältesten Erinnerung bis zu seiner jüngsten.

Doch es war die Zeit mit Aurora gewesen, die ihn schließlich in die wache Welt zurückgeführt hatte. Der Kampf, dem sie sich gemeinsam verschworen hatten, und seine Liebe zu ihr, die sich genauso stur an ihr Dasein klammerte wie er.

Ein Windzug, der unter der Tür aus dem Flur hereinstrich, ließ ihn aufmerken. Er trug den Duft der Mondnelke mit sich, süß und versetzt mit einem Hauch Bitterkeit. Ihr Geruch war unverwechselbar. Dann waren auch schon Auroras federleichte Schritte zu hören, und Torik schloss die Augen, stellte sich schlafend.

Sie drückte die Klinke herunter und lugte ins Zimmer, bevor sie ganz eintrat und die Tür hinter sich zuzog. Etwas wurde abgestellt. Warmer Dampf. Heilkräuterduft. Sie würde seinen Verband wechseln wollen.

Er spürte ihre Nähe so deutlich, dass er mit geschlossenen Augen ihre Konturen nachmalen könnte. So war es schon immer zwischen ihnen gewesen. Deshalb war es ihr so leichtgefallen, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Doch an dieses dunkle Kapitel wollte er nun nicht erinnert werden.

Stoff raschelte. Ihr Atem strich über sein Gesicht, dann berührten ihre Lippen seine Stirn. Lange verweilten sie dort. Das war mehr als die segnende Begrüßung eines Kranken, bildete er sich ein.

Ganz still. Er wusste selbst nicht, warum er ihr etwas vorgaukelte. Ihre Hand auf seinem Kopf, Finger, die sein Haar teilten, dann ein Kuss auf den Mund!

Er riss die Augen auf, und Aurora wich zurück, einen feuchten Glanz auf den Lippen.

»Mach ruhig ... weiter«, krächzte er.

»Ach, du unverschämter Kerl.« Röte huschte über ihre Wangen wie bei einem jungen Mädchen, dann fing sie sich und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Lange sahen sie einander einfach nur an, dann räusperte Aurora sich. »Ich hätte es nicht ertragen, dich zu verlieren. Das weiß ich nun. Unsere Leben sind miteinander verbunden.«

Sie legte eine Hand an seine Wange, doch in ihm wallte eine alte Regung hoch. Mit der Sehnsucht nach mehr Nähe wuchs auch seine Furcht davor. Er musste sich schützen, durfte nicht erneut in ihre Falle tappen. »Nicht, bitte«, sagte er und wich der Berührung aus. »Ich weiß nicht, was du bezweckst, aber ich lasse nicht zu, dass du mir noch einmal das Herz brichst.«

Sie wich zurück und ließ sich auf die Kante seines Bettes sinken. Ein Schatten huschte durch ihren Blick. »Oh Torik. Ich weiß, ich habe kein Recht mehr ... seit ich damals ...«

Er bewegte langsam den Kopf von einer Seite zur anderen und bedeutete ihr damit zu schweigen. Nichts wollte er mehr davon hören, nicht ausgerechnet nachdem er gerade erst sein Bewusstsein zurückerlangt hatte.

Doch sie schwieg nicht. »Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben, Torik, auch wenn ich es bei den Göttern versucht habe. Was habe ich mir alles eingeredet. Mir Schicht um Schicht zugelegt wie einen viellagigen Panzer. Es ging, solange wir einander nicht begegneten.

Doch als du nach Sel Nedara kamst ... Das ... Es hat alles verändert.«

Warum sagte sie ihm das? Torik schloss die Augen und wandte den Blick ab. »Ich verschwinde, sobald ich in der Lage dazu bin, Aurora.«

»Nein!« Sie griff nach seiner Hand. »Geh nicht.«

»Aber du hast dich schon lange, lange für Eline entschieden!« Er wusste selbst nicht, woher er die Kraft nahm, es ihr entgegenzuschreiben.

Bevor sie antwortete, ließ Aurora einige Augenblicke verstreichen, dann räusperte sie sich und erwiderte leise: »Sie hat mir Freiheit geschenkt!«

Torik blieb die Erwiderung im Hals stecken. Was sollte das nun wieder heißen? Dass sie Aurora ziehen ließ? Doch nicht etwa ...

»Ich kann nicht zwischen euch wählen. In all der Zeit ist mir das nicht gelungen, und ich glaube, das wird es auch nie.«

»Also bist du so selbstüchtig und machst zwei andere Menschen unglücklich.«

»Nein! Nein, hör doch, Torik ...«

»Geh.«

»Ich bin hergekommen, um deine Wunde zu versorgen.«

»Dann mach es und dann verschwinde«, erwiderte er mürrisch.

Er wandte sich in einer heftigen Bewegung ab und bereute es sofort. Der Schmerz raubte ihm den Atem. Er keuchte gequält und ließ zu, dass Aurora ihn sacht an der Schulter fasste und ins Kissen zurückdrückte. »Sei bitte vorsichtig«, murmelte sie.

Schweigend begann sie, seine Wunde zu reinigen, sie mit warmem Kräutersud zu waschen und mit einem weichen Tuch zu trocknen.

Sie wussten beide, dass sie nie wieder darüber sprechen würden, und Torik verbot sich, überhaupt über diese Möglichkeit nachzudenken.

»Dein Schatten hat sich vollständig zurückgezogen, es gibt kein

entzündetes Fleisch. Deine Atmung wird sich mit der Zeit klären, wenn der Körper das verklumpte Blut abgebaut hat.«

»Hmm«, erwiderte er nur.

»Du solltest es vermeiden zu husten, solange es geht.«

Er hatte sich beinahe schon an den quälenden Druck und den rasselnden Atem gewöhnt. Nun drückte er sich eine Hand auf die Brust.

»Ich bringe dir noch ein Extrakt aus Purpur-Samtheide, das sollte helfen.« Sie erhob sich, ohne ihm noch einmal in die Augen zu sehen, und ging zur Tür.

Torik sah ihr nach, und es kam ihm vor, als ginge sie mit jedem Schritt langsamer. Als wartete sie darauf, dass er sie aufhielt.

Er tat es nicht.

Konnte es nicht.

Was glaubte sie denn? Dass er nach all den Jahrzehnten einfach so zu ihr zurückkam? Die Vergangenheit mit einem Schulterzucken abschüttelte und in ihr Bett kroch? Nur weil ihr seine Begegnung mit Orrothan vor Augen geführt hatte, was er längst wusste?

Nein. Nicht einmal, wenn sie Eline inzwischen verlassen hätte. Und dennoch ... zögernd legte er seine Fingerspitzen an die Lippen, wo er noch eine Spur ihres Kusses erahnte. Sie hatte ihn noch immer in der Hand. Wie ein Geist schwebte ihr Duft im Raum.

Torik erlag der Versuchung, tief einzuatmen, und zahlte den Preis sofort in Form eines dumpfen Schmerzes. Wieder dieses Gefühl klebriger Steine in seiner Lunge. Er atmete flach und pfeifend, um dem Hustenreiz nicht nachzugeben, doch es war zu spät.

Krampfartig zog sich sein Brustkorb zusammen, und das Gefühl, keine Luft zu bekommen, wuchs ins Unerträgliche. Das erste Keuchen war wie eine Befreiung, doch dann kam der Schmerz, als würde ihm der Dolch wieder und wieder in den Brustkorb gerammt. Er spuckte braunes, klumpiges Blut und sank erschöpft in die Kissen zurück.

Es dauerte, bis das Atmen wieder erträglich wurde. Er quälte sich hoch und griff nach einer Tasse mit erkalteter Brühe. Alles war nun besser als der ekelerregende, faulige Geschmack in seinem Mund. Er trank die Flüssigkeit langsam in kleinen Schlucken. Zwang sich, alles auszutrinken. Er musste wieder zu Kräften kommen und sich auf anderes fokussieren als Auroras seltsame Anwandlungen.

Die Zeit drängte. Dieses Gefühl war selbst in seinen Fieberträumen nie ganz geschwunden.

Die Götter, so schien es ihm, verloren ihre Geduld mit den Menschen. Zweifellos waren die vier Auserwählten aus der Prophezeiung gefunden. Er selbst hatte das letzte Rätsel gelöst und bereits viel zu viel kostbare Zeit verloren, um den jungen Mann vorzubereiten.

Doch das Schicksal schien Torik zusätzliche Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Kaum war der Vierte gefunden, versuchte der Erste, ihn zu ermorden, und verschwand dann spurlos.

Nein, er hatte wirklich keine Zeit mehr!

Er stützte sich auf die Ellenbogen und versuchte, sich aufzurichten. Sofort kündigte sich ein neuer Hustenreiz an. Seine Oberarme zitterten vor Anstrengung, dann sank er in die Kissen zurück.

NORÉY

Zu dritt saßen sie in Noréys und Gordas Zimmer auf dem Boden, vor sich einen Stapel Bücher, die teils aus der Bibliothek, zum Großteil aber aus Toriks privater Sammlung stammten. Nachdem Maigar mehrfach seine Hilfe angeboten hatte, saß er nun zum ersten Mal dabei. Er trug einen dicken Lederhandschuh an der linken Hand, den er von einem Schmied ausgeborgt hatte, blätterte aber trotzdem nur mit der rechten Hand um. Alles andere war zu gefährlich.

»Schaut her!«, brach Gorda die Stille und faltete eine große Karte auseinander. Sie war so brüchig, dass sie gleich an einer Ecke einriss.

Noréy und Maigar waren sofort bereit, ihr zu helfen. Gemeinsam gelang es ihnen schließlich, das alte Meisterwerk auf einem Bett auszubreiten. »*Der Ort des großen Schlachtens, Ber Glanden*«, stand darüber zu lesen.

»Wo hast du die gefunden?«, sagte Maigar.

»Hier, in diesem *Handbuch für Militärgeschichte*. Die Karte war hinten in einem Fach versteckt«, erklärte Gorda. »Und da war noch mehr, schaut nur.«

Sie zauberte weitere Blätter hervor. Sie waren allesamt nummeriert und so hauchfein, dass man hindurchschauen konnte. Nacheinander platzierte Gorda sie auf der Karte. Jedes bildete symbolhaft die Stellungen der verschiedenen Armeen ab. »Hier, die Elf! Schaut.« Sie schob die anderen Blätter zur Seite. Das Elfte zeigte den Riss im Schlachtfeld und den Rand, der sich von dort aus in beide Richtungen auszubreiten begann.

Der Anblick verschlug ihnen einen Moment lang allen den Atem. Dann beugte sich Noréy vor und schob Blatt 10 darüber. »Kein Riss, aber ein Stern, wo er angefangen haben muss.«

»Die rote Figur, das könnte Hara Olecni sein«, meinte Gorda.

»Dann sind die Krieger in dieser Reihe hier ... die Schattenbändiger. Torik muss einer von ihnen sein.«

Sie beugten sich alle gleichzeitig vor, als müsste sich eine der winzigen Zeichnungen nun zu erkennen geben. Noréy legte einen Finger auf das Kreuz, das den Riss markierte, und schloss aus einer Regung heraus die Augen. Blitzschnell wurde es heiß unter ihrer Berührung. Würziger Rauchgeruch stieg auf. Vor ihrem inneren Auge erschien eine golden leuchtende Gestalt und war im nächsten Moment verschwunden.

»Das war ich nicht!«, keuchte Maigar, sprang auf und versteckte seine Hand hinter dem Rücken.

Noréy fühlte sich federleicht, und durch ihren Kopf schwebte ein seltsames Klingen, wie der glasklare Gesang von Tempelpriesterinnen.

»Ich war das.« Sie blickte irritiert in die Runde. »Ich glaube, Geedal hat mir soeben eine Botschaft geschickt. Wir müssen nach Ber Glanden.«

Es klopfte an der Tür. »Meister Torik will dich sehen, Noréy.« Der Schüler, der die Nachricht überbracht hatte, hatte nicht einmal ins Zimmer geschaut.

»Ich komme sofort, danke«, erwiderte sie, obwohl sie noch immer ein wenig neben sich stand.

»Geh, wir machen weiter«, sagte Gorda aufmunternd.

»Grüß ihn«, war alles, was Maigar herausbrachte, und ihre Anspannung entlud sich in einem kurzen Lachen.

Mit fliegenden Schritten war Noréy schnell bei Toriks Zimmer angelangt, klopfte kurz und stieß die Tür auf.

Er saß im lichtdurchfluteten Zimmer auf dem Bett, angetan mit einer dunkelgrünen Tunika statt des ungefärbten Leinens, in dem sie ihn die letzten Wochen gesehen hatte. Seine Wangen waren blass, aber nicht mehr so eingefallen wie noch Tage zuvor.

Bei ihrem Eintreten hatte er sich gerade über einer kleinen Schüssel rasiert, doch nun legte er den Handspiegel zur Seite und wusch sich mit einem Lappen den restlichen Schaum ab.

»Du bist wirklich zurück«, sprudelte es aus Noréy heraus. Sie stürmte auf ihn zu, hielt dann kurz inne und umarmte ihn vorsichtig.

Torik stieß ein abgehacktes, tiefes Lachen aus, dann fasste er sie an der Schulter, schob sie ein Stückchen von sich und sah ihr in die Augen.

Seine zeigten den alten Glanz und waren von einem so dunklen Braun, dass sie auf den ersten Blick schwarz wirkten.

»Du wolltest mich sprechen? Wie geht es dir?«

»Ja. Und schon viel besser.«

Da platzte es aus ihr heraus. »Du glaubst nicht, was gerade passiert ist!« Blitzschnell berichtete sie ihm von ihrer unheimlichen Begegnung. »Kann das sein? Kann Geedal mir tatsächlich ein Zeichen gegeben haben? Mir?«

»Wem, wenn nicht dir, Weltenweberin? Es war an der Zeit, dass sie sich zeigt. Ich glaube, sie erwartet uns in drei Wochen, am kürzesten Tag des Jahres. Auf den Tag genau einhundert Jahre nach meinem größten Fehler.«

Noréy setzte zu einer Antwort an, wusste nicht, was sie sagen sollte, und schwieg letztlich, ebenso wie Torik.

Sie bemerkte ein Tablett auf einem kleinen Tisch, darauf eine Ansammlung fast vollständig geleerter Teller und Schalen.

Er folgte ihrem Blick. »Sie stopfen mich voll, aber ich habe auch einiges nachzuholen«, meinte Torik.

»Lass dir Zeit«, sagte Noréy, auch wenn sie es nicht erwarten konnte, ihn endlich wieder auf seinen eigenen Beinen zu sehen oder gar im Schattenkampf unterrichtet zu werden.

Auf ein Zeichen von ihm setzte sie sich. Sie kannte diese schleichende Veränderung seiner Mimik nur zu genau. Jetzt würde sie etwas zu hören bekommen, das ihr überhaupt nicht gefallen würde. Aber um ihr wirklich die Laune zu verderben, musste er sich schon gehörig anstrengen. Im Moment war sie so froh, dass es ihm besser ging, dass sie kaum etwas aus der Bahn werfen konnte.

Torik rief mit einer Handbewegung seinen Schatten zu sich. Es war nur ein kümmerlicher Rest. Flach, klein und irgendwie durchscheinend. Ihn würde auch viel Schlaf und gutes Essen nicht mehr zurückholen. Schließlich gab es nichts, was einen Schatten heilen konnte, oder?

»Wir müssen reden, Noréy.«

»Ich weiß! Dein Schatten. Es tut mir leid, ich habe viel von sei-

ner Kraft genutzt, um ... Ach, das ist jetzt unwichtig, denn ich habe eine Idee ...«

»Noréy«, unterbrach er sie gutmütig, doch so schnell war sie nicht zu bremsen.

»Sobald es dir gut genug geht, reisen wir zum Rand. Ich habe es zwar noch nie versucht, aber irgendwie wird es mir gelingen, deinen Schatten wieder stark zu machen. Und zwar mit Essenz aus dem Rand!«

Torik stockte, als würde er sich an einer Erwiderung verschlucken. Sein Schatten begann zu brodeln wie blubbernder Teer. »Möglich«, sagte er schließlich. »Du bist eine Weltenweberin. Die Weltenweberin. Du bist auserwählt, Noréy. Aber auch die anderen stehen fest. Gorda, Maigar ...«

»Maigar?«, keuchte sie ungläubig. »Aber er ist ein *Wirker*! Er kann nicht einfach Inesas Stelle einnehmen, nur weil er aus dem Seevolk ist!«

»So einfach mache ich es mir nicht, Noréy, glaube mir. Aber er verspürt die gleiche Anziehung wie auch Gorda und Jahor. Er begann, von dir zu träumen, lange bevor ihr euch zum ersten Mal begegnet seid. Alle Zeichen deuten auf ihn. Die Götter führten euch zusammen, Noréy. Jetzt liegt es an uns und vor allem an euch, die letzten Hürden zu überwinden.«

»Gräben«, sagte sie und war ein wenig blass geworden. »Gorda und ich haben alles gelesen, was irgendwie mit der Prophezeiung zu tun hatte. In einem Buch wurden Gräben erwähnt ...«

»Von mir aus auch Gräben.« Er seufzte. »Diese Aufgabe ist größer als wir alle, Noréy. Der Rand wird zunehmend instabil, Kreaturen brechen aus, der Hass wächst immer weiter ... Und du wurdest eben von der Göttin Geedal mit einer Vision beschenkt. Die Prophezeiung verlangt nach ihrer Erfüllung. Aber wir können sie nicht ohne den Vierten beginnen.«

Er wartete darauf, dass Noréy etwas sagte, doch sie presste nur die

Lippen aufeinander, während in ihren Augen kurz Panik aufflammte. Hass wallte hoch und ließ ihr Herz ganz kalt werden. »Nein.«

»Du und ich, wir werden uns überwinden müssen. Es ist Jahor, es gibt keinen anderen *ohne Volk*. Und wir müssen ihn finden!«

RALUCA

Ungeduldig sah Raluca auf die Stundenkerze. Der dritte Abschnitt war beinahe vollständig heruntergebrannt. Ihre Spionin Gahlei Dea kam niemals zu spät. Als es nun leise an der geheimen Tür schabte, richtete sich Raluca erwartungsvoll in ihrem Sessel auf.

Geräuschlos schwang die Tür auf, die hinter einem großen Gemälde verborgen lag, und herein trat eine unscheinbare, schmale Frau in verwaschener Kleidung, die keinem Volk eindeutig zuzuordnen war. Gahlei verbeugte sich mit ernster Miene und setzte sich dann in den anderen Sessel.

»Sprich.«

»Gute Nachrichten, Herrin Legiën. Wir haben drei Siedlungen ausgemacht, in denen sich Schattenbändiger aufhalten. Alle liegen sie nahe am Rand. Es war einfach, ihnen aus dem Roten Tal zu folgen.«

»Was tun sie dort? Planen sie etwas? Rüsten sie sich?«

Gahlei schüttelte den Kopf und schob eine glanzlose Haarsträhne zurück. »Sie leben wie Bauern, wie Handwerker. Doch wenn Kreaturen ausbrechen, machen sie Jagd auf sie.«

»Das wird aufhören.« Raluca lehnte sich im Sessel zurück. »Sie müssen vernichtet werden, bevor der Wechsel im Rat ansteht. Nimm so viele Mann, wie du brauchst. Aber keine auffälligen Angriffe. Nehmt euch einen nach dem anderen vor.«

»Ich habe verstanden, Herrin. Es wird aussehen, als wären sie von Bestien erledigt worden.«

»Und mein Neffe?«

»Wir gehen Gerüchten nach. Flüchtlinge, die sich kurz in der Feste Sel Nedara aufgehalten haben, meinen, ihn gesehen zu haben.«

Raluca, die sich sonst niemals etwas anmerken ließ, setzte sich in ihrem Sessel auf. Eine kribbelige Anspannung rauschte durch ihren Körper. Ihr Neffe in der letzten echten Feste der Schattenritter – dort, wo vielleicht sogar neue Schattenbändiger ausgebildet wurden! Das war so unglaublich wie passend. Ob sie ihn dorthin verschleppt hatten?

»War er ein Gefangener oder frei?«

»Frei, Herrin. Aber ich habe noch keine Bestätigung, dass es sich wirklich um ihn handelt.«

»Oh, ich habe keinen Zweifel! Ich will, dass Sel Nedara genau beobachtet wird.« Er hatte also vollständig auf die Seite ihrer Feinde gewechselt.

»Ich werde es veranlassen.« Gahlei Dea hob den Kopf und sah sie zum ersten Mal direkt an. »Ich könnte euch seinen Kopf bringen.«

Raluca hob ablehnend die Hand. »Noch nicht. Wiegen wir ihn in Sicherheit. Doch sobald er Sel Nedara verlässt ...«

Die Spionin erhob sich mit einem Nicken und verschwand so lautlos, wie sie gekommen war.



NORÉY

Jahor zurückholen? Ja haben jetzt denn alle den Verstand verloren?«, fauchte Gorda und stemmte dabei ihre Hände in die Hüften. »Er hat uns betrogen! *Dich* betrogen. Er hat versucht, Torik zu ermorden!«

»Ich weiß! Ich weiß das alles!«, erwiderte Noréy ebenso heftig. Ihre Augen brannten, als wäre etwas Ätzendes hineingeraten. Sie versuchte, nicht in Tränen auszubrechen, während ihr Körper von ihrem rasenden Herzen in Schwingungen versetzt wurde. Dabei strich ihr Schatten als hüfthoher Greif um sie herum und öffnete mit gesträubtem Gefieder den Schnabel. Doch er konnte genauso wenig schreien wie Noréy.

Gorda riss sie in ihre Arme. Erst sträubte sie sich, doch als ihre Freundin sie stur mit aller Kraft an sich drückte, gab sie am Ende doch nach.

»Ich verstehe das nicht«, seufzte Gorda. »Es muss doch noch andere geben. Das kann nicht die Lösung sein. Wie ... Wie bei Inesa. Nun soll Maigar ihren Platz einnehmen. Wir werden jemand anderes ohne Volk finden. Wir brauchen diesen Mistkerl nicht!«

»Sag das Torik.« Noréy zog die Nase hoch. »Er meint, wenn er

Jahor verzeihen könne, dann müsse ich es auch. Schließlich hat er es beinahe mit dem Leben bezahlt, nicht ich.«

»Und?«

Sie schnaubte ungläubig. »Für Abrelien, sagt er. Wie kann ich da Nein sagen? Stell dir vor, das Schicksal des Reiches hinge von meinen Launen ab! Da haben andere weit größere Opfer gebracht. Es reicht doch, aus dem Fenster zu schauen und die Menschen zu sehen, die Schutz in Sel Nedaras Mauern suchen. Kreaturen richten Blutbäder an, angeblich gibt es tiefe Risse und Spalten in der Erde, die sich plötzlich auftun, fruchtbare Äcker und Häuser verschlingen ... Was bedeutet da mein gebrochenes Herz?« Sie rang nach Luft, und selbst das tat weh. »Aber ihm verzeihen? Das kann Jahor vergessen. Wenn es tatsächlich so weit kommt, könnte ich vielleicht zusammen mit ihm Magie wirken, und danach ...«

»... jagen wir den Kerl bis in den Westlichen Ozean.« Gorda verzog grimmig das Gesicht, was so ulkig aussah, dass Noréy trotz allem lachen musste. Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und wand sich aus Gordas Armen.

»Danke.«

»Wofür?«, fragte die verblüfft.

»Dafür, dass du immer da bist. Ich weiß, eigentlich war es vor allem Inesa, die uns zwei zusammengebracht hat. Sie war deine beste Freundin und irgendwie auch meine.«

Traurigkeit huschte durch Gordas Blick und wurde von einem Lächeln vertrieben. »Was wären wir für Freundinnen, wenn wir nicht zusammenhalten würden? Für sie.«

»Für sie, ja. Und für uns.«

Sie umarmten sich noch einmal, und es fühlte sich an, als würden sie wortlos einen Pakt eingehen.

»Das hat gutgetan«, sagte Noréy schließlich. »Aber jetzt sollte ich wohl das Nötigste packen.«

»Packen?«

»Ja. Rate mal, wer Jahor finden und zurückbringen soll? Außerdem ist mein Schatten der Einzige, der fliegt. Ihr brecht dann in zwei Tagen auf, und ich ... oder wir treffen euch dann später am Rand. Ich will versuchen, Toriks Schatten mit Partikeln aus dem Rand zu stärken. Deinen auch, wenn du willst. Und dann ist da noch Maigar.«

»Was ist mit ihm?«

»Wenn er wirklich Teil der Prophezeiung ist, dann muss er seinen Sonnenstein loswerden. Erst dann werden wir sehen, ob an Toriks Theorie etwas dran ist.«

Gorda machte große Augen. »Und wenn nicht?«

»Dann stirbt er.«

MAIGAR

Er war überrascht, dass Torik ihn überhaupt zu sich rufen ließ, obwohl er erst seit wenigen Tagen wieder bei Bewusstsein war. Noch mehr verblüffte ihn jedoch die Tatsache, dass er ihn in seinen eigenen Räumlichkeiten empfangen würde.

Er klopfte und wurde sofort eingelassen. Torik saß auf einem Stuhl und hantierte mit Messer und Zange an einem Stück Leder herum. »Komm rein und schließ die Tür, Maigar.«

»Ja, Meister.«

Während er der Aufforderung nachkam, ließ der alte Schattenritter das, woran er gerade gearbeitet hatte, unter einem schmutzigen Lappen verschwinden.

»Setz dich.«

Erwartungsvoll nahm Maigar Platz.

»Hast du das Buch studiert, das ich für dich habe bringen lassen? Noréy sagte, es sei mit einem Zauber geschützt gewesen.«

»Ja. Ich konnte es nicht berühren. Sie hat mir geholfen.«

»Und? Zu welchem Schluss bist du gekommen?«

Maigar rieb sich über die Schläfe. Wenn er es jetzt aussprach, dann gab es kein Zurück mehr. Aber warum zögern? Seine Entscheidung war gefallen. »Die Lehren der neuen Wirker sind falsch, sie verraten alles, wofür die Schattenmagie eigentlich steht.«

Torik nickte langsam. »Du weißt, dass ein steiniger Weg vor dir liegt, nehme ich an. Er könnte dich das Leben kosten.«

»Ich weiß. Aber ich frage mich auch, ob überhaupt noch genug von meinem Schatten übrig ist.«

Torik stellte ihm eine Reihe von Fragen darüber, wann genau er seinen Schatten noch spürte – oder zumindest das, was von ihm übrig war. Dabei schien ihm besonders das gelegentliche Aufflammen des Sonnensteins Hinweise zu geben. Maigar antwortete, so gut er konnte, und musterte dabei seinen eigenen Schatten, einen gräulichen, konturlosen Hauch, der noch nie etwas anderes getan hatte, als ihm zu folgen und sich dabei ohne jeglichen eigenen Willen nach den Lichtquellen auszurichten. Als wäre er nie erwacht.

Das war die Macht des Sonnensteins.

Maigar rieb mit dem Finger über die Narbe und verschob den Stein unter der Haut. Es ging nur bis zu einem gewissen Punkt, danach wurde es unangenehm. Es fühlte sich an, als wäre der Stein mit seinen Nervenbahnen verbunden, an denen es in solchen Momenten schmerzhaft zu zerren begann.

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass Torik schwieg und ihn beobachtete. Beschämt zog er seine Hand zurück und richtete sich im Stuhl auf.

»Damit wird es bald vorbei sein, wenn du willst.«

Kurz schoss ihm wieder durch den Kopf, was für eine Quälerei es gewesen war, bis sein Körper den Stein akzeptiert hatte. Nun sollte das alles enden, und er fragte sich unweigerlich, ob ihm die gleiche Quälerei wieder bevorstand.

»Schneidest du ihn raus?« Er schluckte, seine Kehle war schlagartig staubtrocken geworden.

Torik schüttelte den Kopf. »Das wirst du selbst tun müssen. Mein Schatten ist zu schwach, wenn etwas schiefgeht, verliere ich ihn.«

»Verstehe.« Ein kalter Schauer lief ihm den Rücken hinab.

»Vielleicht finden wir einen Einwohner Sel Nedaras, der dir beisteht. Einen, der sein Leben nicht als Schattenbändiger führt.«

Das war typisch Torik. Selbst jetzt dachte er daran, was ihrer Sache den geringsten Schaden zufügte und zugleich den größten Nutzen brachte.

»Und dann? Gehen wir davon aus, ich entferne den Stein, trenne ihn von diesen Wurzeln, die er durch meinen Körper gewunden hat, und überlebe. Was dann?«

»Dann wird aus meiner Hoffnung beinahe Gewissheit. Sicher ahnst du, warum ich dich damals nicht einfach in Arboressea zurückgelassen habe.«

Darüber hatte er sich anfangs regelrecht den Kopf zerbrochen. »Bestimmt nicht aus Mitgefühl. Schon eher, um meiner Tante eins auszuwischen ...«

Toriks Kehle entstieg ein kaum hörbares Lachen, doch er gestikuliert nur, Maigar solle weitersprechen.

Der räusperte sich. »Ich vermute, es liegt an meinen Träumen von Noréy. Vielleicht sind sie für die Prophezeiung wichtig. Allerdings haben sie aufgehört, seit ich hier bin.«

»Nicht die Träume sind wichtig, Junge. Ich sehe sie eher als Ausdruck göttlichen Willens. Sie verbinden dich mit der Schattenweberin. Ein Zeichen dafür, dass du auserwählt bist.«

Maigar öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch es kam kein Ton heraus, weil ihm der Herzschlag plötzlich bis in die Kehle hinaufjagte. Ausgerechnet er sollte Teil der Prophezeiung werden, nachdem er in Arboressea noch versucht hatte, sie zu verhindern?

Aber damals hatte er auch noch geglaubt, was seine Tante und die angesehenen Wirker als Wahrheit verbreiteten. »Ich?«

Torik nickte. »Warum sonst würden die Götter dir diese Träume senden? Einst in Ber Glanden ... Ich habe die Götter dort wirken sehen, und wir haben nicht auf sie gehört. Diesen Fehler werde ich nicht wiederholen.«

Maigar konnte nicht glauben, was Torik da sagte. »Du hast die Götter gesehen?«

»Als der Fluch über uns kam, als die Erde aufbrach, um all die hasserfüllte Magie aufzunehmen, da habe ich sie gesehen. Überlebensgroß, strahlend. Die Stimmen dröhnend wie der lauteste Donner.«

Götter, die sich den Menschen zeigten ... Das klang so schwer zu fassen, dass Maigar nicht wusste, was er erwidern sollte. Also kehrten seine Sorgen zu dem Problem zurück, das direkt vor ihm lag.

»Aber mein Schatten ... Er ist kaum noch lebendig.«

»Er schläft, aber er hat nicht aufgegeben, das ist das Wichtigste. Ich habe dich Licht wirken sehen, er ist mächtig. Und ist der Sonnenstein erst einmal entfernt, wirst du lernen, deinen Schatten und das Licht zu vereinen.«

»Wie soll das gehen?«

»Hiermit.« Torik zog den schmutzigen Lappen zur Seite und reichte Maigar ein Gewirr aus Lederbändern und Metall. »Ich hatte auf die Schnelle nur Reste, Riemen von einer Rüstung und auch ein paar Schnallen von einem alten Zaumzeug. Es ist nicht schön, aber es wird seinen Zweck erfüllen.«

Maigar hätte nicht geahnt, dass er den alten Schattenritter je erleben würde. »Was ist ...? Ah.« Als er das Lederzeug glatt ausgebreitet hinlegte, erkannte er, dass es sich um den Nachbau einer Abbildung handelte, die er im Buch gesehen hatte. Er schob drei Finger hindurch, sodass ein abgerundet dreieckiges Lederstück auf seinem Handrücken zu liegen kam. Dort, wo der Stein sitzen

würde, befanden sich eine leere Fassung und eine Klappe, die den Stein bedecken würde, wenn er ihn nicht brauchte. Ein praktischer Haken war wohl dazu gedacht, das Ganze am Gürtel zu befestigen, wenn es nicht gebraucht wurde.

Ein Brennen wallte durch seine Brust. Er war der Befreiung seines Schattens so nah! Torik musste jeden Moment, den er sich stark genug fühlte, an dem Riemen gearbeitet haben. Das war weit mehr, als seine Tante Raluca je für ihn geopfert hatte.

»Danke.« Das Wort fühlte sich viel zu klein an für das, was er empfand. »Ich werde dich nicht enttäuschen.«

Torik brummte eine Erwiderung und schien die Angelegenheit damit für erledigt zu halten. Scheinbar unbewusst drückte er sich eine Hand auf die Seite und lehnte sich mit angespanntem Gesicht zurück.

»Wir brechen morgen auf«, sagte er und riss Maigar damit aus seinen Gedanken.

»Wer? Wohin?«

»Du, ich, Meisterin Aurora und Gorda. Wir reiten zum Rand. Noréy wird uns dort treffen. Wenn wir beide Glück haben, wird es ihr gelingen, unsere Schatten zu heilen.«

»Aber wie?«

»Sie ist die Weltenweberin, Junge. Alles ist möglich.«

Ganz offensichtlich war da noch etwas, das Torik bewegte, aber nicht aussprach. Etwas, das ihm Sorgen bereitete, mehr als alles andere. Doch Maigar drängte ihn nicht. Dafür kannten sie einander einfach nicht gut genug.

»Ist es nicht noch zu früh nach der Verletzung?«

»Es wird gehen müssen. Uns läuft die Zeit davon. Heute erreichte mich Nachricht von weiteren Rissen im Süden, durch die Kreaturen entkommen sind. Wenn wir nicht bis zur Sonnenwende in Ber Glanden sind, wird es womöglich keine zweite Chance mehr geben, den Fluch zu heben. Mach dich also bereit, Maigar.«

»Das werde ich«, erwiderte er, und in seinem Kopf begannen die Gedanken durcheinanderzuwirbeln. In ein, zwei Tagen schon würde er den Stein entfernen und dann womöglich Teil einer Legende werden. Ob es richtig war, Noréy auf dem Weg ihrer Bestimmung zu folgen, die Frage stellte sich nicht. Er schuldete es ihr.

»Rüste dich für den Kampf. Man weiß nie, worauf man am Rand trifft. Die Magie spuckt den Tod in unsere Welt, und wir müssen bereit sein, ihn aufzuhalten.«

NORÉY

Der nächste Morgen

Die Nacht war voller Albträume gewesen. Wieder und wieder hatte sie sich selbst am Abgrund stehen sehen, die Arme ausgestreckt und umgeben von Schatten. Irgendwo in der Dunkelheit befanden sich drei Gestalten, brennend wie Lichtsäulen. Sie musste sich mit ihnen verbinden und sah doch nicht, wer es war. Und da war noch etwas. Eine Präsenz hinter ihr. Glühend wie Kohlen, Hände, die sich heiß und schwer auf ihre Schultern legten ... Glühender Atem, der ihr etwas einflüsterte und zugleich ihre Haare versengte.

Sie war von ihrer eigenen Angst aufgewacht, von dem Gefühl, im Schlaf angestarrt zu werden, von schweißgetränkten Laken, die an ihrem Körper klebten, bis sie das Gefühl hatte, erdrückt zu werden ... Es war, als hätte die Feuergöttin ihren Blick auf sie gerichtet und beobachtete jede ihrer Bewegungen ...

Nun stand Noréy im Innenhof und unterdrückte ein Gähnen. Bis auf einen morschen Karren war von den Geflüchteten keine Spur geblieben. Sie war wärmer gekleidet, als es das frühsommerliche Wet-

ter eigentlich verlangte, doch die Höhe und der Gegenwind würden bald für Abkühlung sorgen. Neben einem dünnen Kettenhemd hingen ihr eigenes Schwert und Jahors Dolch am Gürtel. Dazu würde sie eine Stiege auf dem Rücken tragen, weil sie auf ihrem Schattengreif keinen Sattel mit passenden Taschen nutzen konnte.

»Du hast wirklich genug Proviant dabei?«, erkundigte Gorda sich besorgt. In diesem Moment trat auch Maigar hinzu und betrachtete sie ernst.

Hoffentlich verkniff er sich einen Kommentar zu ihrer Mission, denn auch nur daran zu denken, machte sie gereizt wie eine launische Katze.

»Gute Reise«, sagte er stattdessen. In seinen leuchtend grünen Augen stand Sorge geschrieben. Er wollte sie beschützen wie schon bei ihrer ersten Begegnung vor all der Zeit in Arboressea. Damals, bevor ihrer beider Welten entzweigegangen waren. Ob Toriks Ahnung stimmte und er wirklich der Vierte im Bunde war? War er einer der feurigen Säulen aus ihrem Traum? Wenn sie in sich hineinhorchte, fühlte sich die Vorstellung richtig an. Während sie in den vergangenen Tagen gemeinsam mit Gorda und Maigar die Bücher durchforstet hatte, waren sie auch als Freunde etwas näher zusammengerückt. Ob er nun einer der Auserwählten war oder sich nur aus Überzeugung ihrer Sache verschrieb, sie war froh, ihn an ihrer Seite zu wissen. Mit fragendem Blick strich er sich das Haar aus der Stirn. »Dann sehen wir uns erst am Rand?«

»Ja.«

Noréy umarmte Gorda. Unbeholfen wollte sie auch Maigar in den Arm nehmen, umfing im letzten Moment stattdessen aber seine Handgelenke. »Wenn wir uns das nächste Mal treffen, bist du ein Schattenbändiger«, sagte sie und versuchte, es leicht klingen zu lassen. »Es tut mir leid, dass ich dir nicht beistehen kann.«

»Es wird schon gut gehen«, erwiderte er schnell, konnte aber nicht verbergen, wie unsicher er war.

Gorda blickte schnell von ihm zu ihr. »Ich kann ja aufpassen, dass er keinen Unsinn anstellt.« Sie grinste und klopfte Maigar kameradschaftlich auf die Schulter, was umso ulkiger wirkte, weil er so viel größer war als sie.

Noréy ließ ihren kleinen Schattengreif mit einer fließenden Handbewegung wachsen, bis er groß genug war, um sie zu tragen, dann setzte sie sich die Stiege auf, zog die Riemen fest und winkte ungenlenk. Von den Meistern hatte sie sich bereits verabschiedet und Torik sogar eine Umarmung über sich ergehen lassen müssen. »Bis bald, ihr beiden.«

Sie ließ sich von ihrem Schatten emporheben, bis sie rittlings darauf saß, und grub die Hände in die Mähne, um sich festzuhalten.

In Maigars Gesicht stand offen der Neid, aber er war nicht missgünstig, sondern ersehnte schlicht, ebenfalls einen lebendigen Schatten zu haben. Ob er wirklich der fehlende Vierte in ihrem Bund war?

In jedem Fall war er ein mutiger, guter Kämpfer. Und wenn sein Sonnenfeuer Auskunft über die Kraft seines Schattens geben konnte, war er zweifellos auch sehr stark.

»Passt aufeinander auf!«, rief sie, bevor ihr innerer Widerstand die Oberhand gewann, und trieb mit einem Gedanken ihren Schatten an.

Der Greif öffnete den Schnabel zu einem stummen Schrei, drückte sich mit einem gewaltigen Stoß vom Boden ab und ließ die Flügel herabpeitschen. In einem Wirbel aus Staub und verstreutem Stroh gewannen sie rasch an Höhe.

Sobald sie aus der Enge des Innenhofes heraus waren, spreizte der Greif die Flügel und zog einen Kreis über das Turmdorf.

Das kurze Glücksgefühl, das Noréy jedes Mal empfand, wenn sie sich in die Lüfte erhob, machte wachsender Anspannung Platz.

Sie wollte Jahor um keinen Preis wieder begegnen, wäre lieber in den Riss geflogen und hätte es mit einem Heer von Schattenbes-

tien aufgenommen, als noch einmal in seine veränderlichen grauen Augen zu sehen ... aber sie hatte keine Wahl.

»Los jetzt!«, fuhr sie den Greifen an und meinte damit doch vor allem sich selbst.

Der Greif zog einen Flügel an und kippte nach Norden ab, wo sich die Bergkette von Gralis' Zinnen viele Tagesritte weit Gipfel an Gipfel reihte. Aufwinde trugen sie rasch in die Höhe.

Noréy zog den Kragen ihres Mantels höher und machte die Kapuze enger. Dann beugte sie sich weit nach vorn, um dem Wind so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten. Dennoch war es eisig. So eisig, wie sich ihr erstarrtes Herz anfühlte.

Sie biss die Zähne aufeinander und versuchte, sich zu erinnern, wo genau das verlassene Sommerdorf der Mirakler lag. Ihre Erinnerung spielte ihr Bilder einer trügerischen Idylle vor. Dort in den wundervollen rotgoldenen Sandsteinbehausungen hatten sie sich zum ersten Mal geliebt. Vor einem knisternden Feuer, durchgefroren nach einem langen, winterlichen Flug auf ihren Schatten. Sie hatte in seinen Armen geschlafen und sich so glücklich und sicher gefühlt wie seit der Ermordung ihrer Familie nicht mehr.

Am nächsten Morgen sah sie Jahors dunkle Seite durchschimmern und war so dumm gewesen, ihm alles zu verzeihen. Hätte sie damals nur geahnt, wohin das führen würde!

Und nun sollte sie ihn finden ... sie musste! Dabei ertrug sie nicht einmal den Gedanken, in seiner Nähe zu sein.

Torik verlangte etwas Unmögliches von ihr. Bei jedem anderen hätte sie sich verweigert, doch Torik? Er war der Einzige, der noch mehr unter Jahor gelitten hatte als sie.

Unter ihr glitt eine zerklüftete Landschaft vorbei, schroffe Felswände, durchsetzt mit knorrigen Kiefern, die ihre Wurzeln in den kleinsten Spalt krallten und die sonst so lebensfeindlichen Felswände mit ihrem dunklen Grün tupften.

Felsenantilopen hetzten in atemberaubenden Sprüngen über

Klüfte und Spalten hinweg, sobald sie den riesigen Greifen erspähten.

Noréry wünschte, ihr Auftauchen hätte die Tiere nicht in solche Angst versetzt. Doch was bedeuteten ihre Wünsche schon, verglichen mit dem, was den Menschen drohte, wenn sie sich selbst in den Vordergrund stellte? Selbst Sel Nedara würde nicht mehr lange sicher sein. Bis zur Ankunft ihrer Mutter im Herbst war es womöglich genauso vernichtet wie das Dorf der Geflüchteten. Dann würde sie nur noch Ruinen finden. Einen Turm, bewohnt von Geistern.

Nein, so weit durfte es nicht kommen! Sie biss die Zähne zusammen und sandte ein kurzes Stoßgebet an Geedal. »Führe mich auf deinen Weg.«

Kaum war der Gedanke zu Ende gebracht, meinte sie, wieder Rauchgeruch in der Nase zu haben. Wie es aussah, hatte die Göttin des Herdfeuers sie bemerkt, und bei der Vorstellung bekam es Noréry ein wenig mit der Angst zu tun.



JAHOR

Drei Tage lang war er in dem seltsamen nebelgetränkten Wäldchen geblieben, das aus verdrehten, knotigen Büschen bestand, die nie höher als zwei Manneslängen wurden.

Die Flechten, die sich, wohin man sah, über die borkige Rinde zogen, waren genau das richtige Mittel, um seine Wunden zu behandeln. Die Bisse der Mähnschakale hatten sich entzündet, und obwohl die Reißzähne selten tief eingedrungen waren, musste sich Jahor um die Verletzungen kümmern, wenn er verhindern wollte, dass sein Abenteuer hier endete.

Er hatte sich einen Unterstand aus Zweigen gebaut, der gerade eben ausreichend vor der Nässe schützte, und einen mageren Hasen gefangen. Ansonsten ernährte er sich von gegarten Flechten. Wenn man das Kochwasser zweimal ersetzte, wurden die Bitterstoffe ausgewaschen, und man erhielt eine nussige, fast schon süßliche Speise.

Seine Mutter hatte ihm früher schon von dieser alten Zubereitung erzählt, die in Hungerwintern dafür sorgte, dass die Dörfer der Mirakler nicht entvölkerten. Auch wenn sie es nie gemeinsam gegessen hatten, war der Eintopf aus Wild und Flechten wie eine Kindheitserinnerung. Als schließlich das Fieber kam, gesellten sich

wehmütige Träume hinzu, und er kehrte in eine Zeit zurück, als alles noch in Ordnung war und er sich beim besten Willen nicht hatte vorstellen können, dass es je anders sein würde. Er saß wieder mit seinen Eltern am Tisch, nun ein erwachsener Mann, und beobachtete schweigend, wie sie ihrem Alltag nachgingen. Allerdings war nicht nur er verändert. Jedes Mal wurden sie beobachtet. Eine Eule mit hellem Gefieder saß mit am Tisch oder auf der geöffneten Tür. Dabei strahlte ihr Blick eine Intelligenz aus, die unheimlich war. Weder ihre Eltern noch seine Schwester bemerkten das Tier, nur ihn verlor es nie aus dem Fokus.

Es mussten Fieberträume sein. Sie hüllten ihn ein wie Gaukelbilder. Das unangenehmste von ihnen kehrte wieder und wieder. »Warum?«, fragte seine Mutter und sah ihm dabei in die Augen wie früher, wenn sie versuchte, ihn beim Lügen zu ertappen.

»Für ... Für euch«, erwiderte er mit brechender Stimme, doch sie schloss nur die Augen und schüttelte ganz langsam den Kopf. Er war weder ehrlich zu ihr noch zu sich selbst. Sein Schwur war nur wenige Stunden nach dem Tod seiner Eltern geleistet worden, nachdem er verzweifelt ihre Namen geschrien und verirrt im Wald zusammengebrochen war. »Für mich«, flüsterte er ihrer geisterhaften Gestalt zu. »Damit ich etwas habe, wofür ich weiterleben kann.«

»All der Hass«, sagte sie leise. »Schau, wohin er dich gebracht hat, dein Herz – vergiftet, deine Seele – vergiftet ... Mein armer Junge ...«

»Ich will dein Mitleid nicht!«, schrie er, schrie es wieder und wieder, bis ihm selbst im Fiebertraum die Kehle wund und trocken wurde. »Ich würde es ja rückgängig machen, wenn ich könnte! Aber ich kann nicht ...« Laub raschelte unter seiner Wange, und ihm wurde schleichend bewusst, dass er träumte.

»Ich kann nicht«, sagte er nun laut und riss die Augen auf. Ein weißer Schemen flog hastig davon, so lautlos, dass es sich nur um den Rest eines Traums handeln konnte ... oder etwa nicht?

Als Jahor am dritten Tag erwachte, fühlte er sich gesund, beinahe als hätte es das Fieber nicht gegeben.

Er wechselte die Verbände, verbannte die Schuldgefühle, die sich wie eine schiefe Melodie in den Vordergrund drängten, aß, was vom Abendessen übrig war, und raffte sein Zeug zusammen.

Wieder standen feine Wasserperlen in der Luft, als befände er sich inmitten einer Wolke, die durch den Heidewald kroch. Jeder Schritt wurde von dichten, dunkelgrünen Moospolstern gedämpft, auf denen Tauperlen wie kleine Edelsteine schimmerten.

Sein Schatten lief neben ihm. Er hatte dem Grauen die Wahl gelassen, und so sprangen die Konturen regelmäßig zur Drachenform zurück, nur um kurz darauf als formlose Nebelschlange um die Bäume zu streifen oder als Kugel zu ihm zurückzukehren.

Hier, auf dieser Seite des Wilden Randes, fiel es Jahor noch leichter, seinen Schatten vom Körper zu trennen, und sein grauer Begleiter huschte mal hier- und mal dorthin, als genösse er seine neu gewonnene Freiheit.

Jahor ließ ihn gewähren, doch er blieb wachsam. Auch wenn in den vergangenen drei Tagen keine einzige Schattenbestie aufgetaucht war, irgendwann würde es passieren. Und dann musste er bereit sein.

Es war noch nicht ganz Mittag, als sich das Land merklich änderte. Es wurde wärmer und trockener, der stete Nebel löste sich in einzelne Wolken auf, die nur noch hin und wieder kurze Schauer brachten. Saftig grünes, oft hüfthohes Gras machte das Gehen anstrengend.

Wenn er zurückblickte, ragten hinter ihm die zerklüfteten Berge auf, eingehüllt in eine Decke aus Nebel, unter der sich der geheimnisvolle Wald verbarg. Vor Jahor lag hingegen ein Paradies aus verwilderten Gärten. Sie waren an den von Steinmauern gestützten Feldterrassen zu erkennen, auf denen, einhundert Jahre nachdem der Fluch der Götter alle Menschen vertrieben oder getötet hatte, große Bäume wuchsen.

Niedrig duckten sich dahinter kleine Häuser mit meist eingefallenen Dächern an den Untergrund. Jahor folgte einem alten gepflasterten Weg, und sein Schatten tanzte wie der Gegenentwurf eines Irrlichts darüber hinweg. Er zuckte vor und zurück, als versuchte er, ihn weiterzulocken, und nahm dazu hin und wieder die Gestalt eines Vogels an ... einer Eule, wie sie ihm auf dieser Reise schon mehrfach begegnet war. Es irritierte ihn nur kurz. Dann wurde ihm wieder bewusst, dass Schatten all das mitfühlten, was ihre Träger bewegte. Jahor hatte wieder an die seltsamen Träume denken müssen.

Beeile dich, wisperte es im Wind, rauschte es in den Blättern.

»Ich komme ja schon, ich komme ja«, rief Jahor mit belegter Stimme, und ihm wurde schlagartig klar, dass dies wohl die ersten Worte waren, die seit zwei Tagen seinen Mund verlassen hatten, sah er von den Fieberträumen einmal ab. Selbst in seinen eigenen Ohren klangen sie fremd.

Dies war nun sein Schicksal: allein zu sein, niemand anderen zur Gesellschaft als sich selbst und seinen Schatten.

Früher hatte er auch geglaubt, allein zu sein. Doch wie anders war es gewesen! Er hatte sich absichtlich von seinen Mitmenschen zurückgezogen. Aber da gewesen waren sie stets, und wenn es ihm gefiel, konnte er sich ihnen jederzeit anschließen.

Diese Wahl besaß er nun nicht mehr. Er war allein. Wirklich und wahrhaftig allein, und die Wahl, die hatte er sich selbst geraubt.

Als er das erste Haus erreichte, war ihm das Herz ganz schwer. Er hatte sich nach Sel Nedara zurückgeträumt. Zu den Spaziergängen mit Noréy, oben auf der Mauerkrone, bei Wind und Wetter.

Er passierte weitere Ruinen und lief immer schneller. Lieber schlief er im Wald als zwischen den Gespenstern vergangener Zeiten.

Während der Abend heraufzog und den Himmel in blutiges Rot tauchte, ließ er die letzten Häuser hinter sich und fand sich erneut

im Wald wieder, bis er an einem Hang zwischen den Stämmen heraustrat und an eine Abbruchkante kam.

Das Land breitete sich vor ihm aus wie ein Gemälde. In zahllosen Blau- und Grünschattierungen reihten sich Wälder und feuchte, moorige Senken hintereinander, als läge die Erde hier in weichen Falten. Am Ende, ganz nah am Horizont, war das Meer. Er hatte es noch nie gesehen. Aber bei diesem endlosen aquamarinblauen Schimmern konnte es sich nur um den Westlichen Ozean handeln.

Jahor betrachtete das fremde Land mit einer heiligen Ehrfurcht, als hätten die Götter ihm ein Wunder offenbart.

Mit einer weichen Berührung schmiegte sich sein Schatten gegen ihn und drängte ihn vorwärts. Sie brauchten noch immer einen Platz für die Nacht, und so gab er widerstrebend seine Betrachtungen auf und folgte seinem Begleiter weiter bergab.

Die alte Pflasterstraße war von Baumwurzeln in ein Wellenmeer verwandelt worden. Er stolperte mehrfach, dann zog ein weißes Leuchten seine Aufmerksamkeit auf sich. Als würden sie aus einer anderen Welt stammen, in der weder Zeit noch die Kräfte der wild wuchernden Natur Macht besaßen, ragten die Säulen eines Tempels aus dem Grün.

Jahors Schatten schwirrte voraus und wieder zu ihm zurück wie ein ungeduldiger Hund.

All seine Müdigkeit und Schwermut waren vergessen, während er immer schneller darauf zueilte. Ein Meer aus winzigen, dunkelblauen Blüten überzog den Boden des Tempels. Es gab ein großes Wasserbecken in der Mitte, in dem die Gläubigen die Spiegelung von Mond und Sternen betrachten konnten. Das hatte wohl ein Jahrhundert lang niemand mehr getan, und doch war es klar und voll. Jahor trat an das Becken und schöpfte Wasser, trank einen Schluck und strich sich in einer plötzlichen ehrfürchtigen Regung einige Tropfen auf die Stirn und über seine Brust. Dann verneigte er sich vor den makellosen Statuen des heiligen Zwillingspaars.

Schon seit Kindertagen hatte er seine Gebete an diese beiden Götter gerichtet.

Sechs Schritt hoch ragten die anmutigen Gestalten von Neltor und Neljanna vor ihm auf.

Der Gott bedeckte mit einer Hand seine leere Augenhöhle und wies mit der anderen auf den Ozean. Neljanna stand neben ihm, den Blick zum Himmel gerichtet, und streichelte eine Eule, die auf ihrem Arm saß. Eine Eule! Warum war ihm das nicht zuvor aufgefallen? Es war eine Eule gewesen, die ihn über den Felssturz lockte, eine Eule, in die sich sein Schatten über den Tag hin wieder und wieder verwandelt hatte!

Schlagartig spürte Jahor eine betäubende Ruhe in sich einkehren. Dabei hätte ihn diese Entdeckung eigentlich aufschrecken sollen.

Mit einem Seufzen ließ er sich auf die Stufen sinken. Irgendwo rief ein Käuzchen.

... *Ausruhen, nur einen Moment lang ausruhen* ... flüsterte eine sanfte Stimme durch seinen Kopf.

Kurz rebellierte etwas in ihm. Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu. In einem Anflug von Panik bäumte er sich auf und kippte dann doch wehrlos in einem Zustand tiefster Erschöpfung zur Seite.

MAIGAR

Sie ritten im Schneckentempo nach Westen, angeführt von Torik, der sich nur mit größter Anstrengung im Sattel halten konnte.

Beim Aufbruch hatte Maigar noch geglaubt, ihre Reise wäre zum Scheitern verurteilt, denn der pechschwarze Hengst des Schattenritters hatte sich aufgeführt wie eine Furie, so sehr begehrte er nach der langen Ruhepause, endlich wieder die Beine zu strecken. Doch

das Tier war klug und hatte schnell verstanden, dass Torik verletzt war. Nun trottete er brav voran und schien von allein ein sehr gemächliches Tempo anzuschlagen.

Maigar ritt wieder auf Danno, gerüstet wie für ein Gefecht, weil Torik es so wollte. An seinem Gürtel hing nun der Wirkerhandschuh, der noch darauf wartete, dass der Sonnenstein, der noch unter seiner Haut steckte, in die Fassung eingepasst wurde.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Gorda, die neben ihm ritt und ihn auf eine Weise musterte, als würde sie die Antwort längst kennen. Maigar zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht, ein bisschen wie auf dem Weg zu meiner eigenen Hinrichtung.«

»Verstehe«, erwiderte sie und wirkte noch ein wenig niedergeschlagener. Ihre Finger spielten mit der Mähne ihres Pferdes.

»Tut mir leid, dass ich dich mit herunterziehe, aber meine Hoffnung reicht nicht einmal für mich selbst aus.«

»Das wird schon. Und dein Schatten, der wird mit den Partikeln aus dem Rand stärker werden. Ich habe gesehen, was das bei den Schatten von Noréy und Jahor bewirkt hat. Es war unglaublich.«

»Ich wünschte, ich hätte es ebenfalls gesehen, dann hätte ich vielleicht weniger die Hosen voll.« Unbewusst fasste er an das Beuteltchen an seinem Gürtel, wo eine kleine, extrem scharfe Obsidianklinge auf ihren Einsatz wartete. Er hatte sie in weichstes Leder eingeschlagen, damit sie nicht zerbrach. Denn zerbrechlich wie Glas, das war sie.

»Wann?«, fragte Gorda leise.

»Heute Abend.«

Sie waren auf geradem Weg bis zum Wilden Rand geritten, dorthin, wo Maigar vor einer Weile umgedreht hatte. Dann wandten sie sich nordwärts. Torik schien einen festen Plan zu haben, wo genau es am besten für sie wäre, den Rand absichtlich zu beschädigen, um sich seiner besonderen Magie zu bedienen. Oder er führte sie nur

deshalb weiter, um den Abstand nach Sel Nedara zu vergrößern. Denn wenn etwas schief lief und am Ende sogar Kreaturen ausbrachen, würde das Turmdorf die erste menschliche Ansiedlung sein, die sie in ihrem wilden Hass attackierten. Wohl auch deshalb waren Meisterin Eline und Meister Garyan zurückgeblieben und hatten die Wachen auf der Mauerkrone verdoppeln lassen.

»Ich wünschte, wir wären schon da und ich könnte diese verfluchte Angelegenheit hinter mich bringen.«

»Ich lasse dich nicht allein damit, versprochen.«

Er nickte nur, um sich nicht durch ein falsches Wort zu verraten. Toriks Anweisungen waren deutlich gewesen. Es würde ein gefährlicher Prozess werden, bei dem er womöglich unkontrolliert Sonnenfeuer freisetzte. Zu gefährlich, um eine der Schattenbändigerinnen aus der Prophezeiung in der Nähe zu haben.

Er würde es mit sich selbst ausmachen müssen.

Der Ritt dauerte quälend lange, und erst als die Sonne längst dem Horizont nahe war und sich die langen Schatten von Gralis' Zinnen über die Trockenwälder senkten, hatten sie ihr Nachtlager erreicht.

Torik brauchte Hilfe, um aus dem Sattel zu kommen. Aurora führte ihn zu einem knorrigen Baum, wo er sich setzen und anlehnen konnte, und dort blieb er dann schweigend und blass und drückte mit tiefen Furchen im Gesicht eine Hand auf die Wunde.

Maigar half Gorda, für sich und die anderen einfache Zelte aufzubauen. Dabei verblüffte es ihn, wie schnell und fähig sie war, während er verzweifelt an den Schnüren herumnestelte. In Arboressea war so etwas nie nötig gewesen, und die wenigen Male, die er auf Reisen gewesen war, hatte es immer Soldaten oder Bedientete gegeben, die derlei Aufgaben übernahmen.

Regelmäßig sah er zum Himmel hinauf, erwartete und hoffte, dort die Silhouette eines Greifen auszumachen. Doch so sehr er es auch wünschte, für Noréys Rückkehr war es zu früh. Sie konnte gar

nicht heute auftauchen, denn für zwei lange Flüge direkt hintereinander fehlte ihr schlichtweg die Kraft. Selbst für die Weltenweberin gab es Grenzen.

Auf Jahors Anwesenheit hingegen konnte er, wie vermutlich alle anderen, verzichten.

Er passte einen Moment ab, in dem Gorda sich um ihr Pferd kümmerte und die Meister in ein Gespräch vertieft waren, und schlich sich davon. Es ging mühelos. Er duckte sich zwischen einigen Haarkiefern hindurch und folgte dann einem Wildpfad, der sich durch hüfthohe, verholzte Salbeisträucher wand. Fliegen und Bienen surrten, von seinen Schritten gestört, in die Höhe, sobald er einen Busch streifte.

Maigar beschleunigte sein Tempo. Jetzt, da er sich auf den Weg gemacht hatte, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, konnte er es kaum noch erwarten. Etwas in ihm trieb ihn an, vielleicht war es sogar sein Schatten. Leichter und leichter wurden seine Schritte.

Zu seiner linken Seite stieg orangefarbener Sandstein an, glatt geschliffen wie eine in der Bewegung erstarrte Düne. Rostbraune Linien wanden sich in unregelmäßigen Abständen durch die helleren Schichten.

Erneut einer Regung folgend, verließ er hier den Pfad und stieg den sandigen Fels hinauf. Wieder und wieder rutschte er ab. Unter den ledernen Sohlen seiner Stiefel rieselte Sand weg.

Sein Herz begann, aus einer Mischung aus Anstrengung und Vorfreude zu wummern. Auf der Kuppe angekommen, setzte er seinen Weg nordwärts fort. Hier blies der Abendwind recht ordentlich und ließ ihn nach der Anstrengung des kurzen Aufstiegs schnell frösteln.

Ob er weit genug von den anderen weg war?

Vor ihm erhob sich eine Felsformation, die aussah wie erstarrte Meereswogen. Einen passenderen Ort würde einer aus dem Seevolk in dieser Halbwüste wohl kaum finden.

Maigar hielt darauf zu und tauchte in ein Labyrinth weicher Formen ab. Hier war es vollkommen windstill. Er suchte sich ein helles Fleckchen, das genau im richtigen Winkel zur Abendsonne ausgerichtet war, und setzte sich.

Einen Moment lang gab es nur seinen Atem, seinen Herzschlag, das leise Rascheln von Sandkörnern und das tiefe Sirren einer Felsengrille.

Ja. Hier war es gut.

Er öffnete das Beutelchen und zog die Obsidianklinge heraus. Dabei musste er an seinen alten, glatzköpfigen Lehrmeister denken, der ihm vor nicht einmal einem Jahr den Sonnenstein eingesetzt hatte. Hatte Meister Grimus gewusst, was er seinem Schüler antat? Gewusst, dass es andere Wege gab?

Aber was spielte das nun überhaupt noch für eine Rolle?

Im Verlauf der vergangenen Wochen hatte sich alles, was man ihm in Arboressea als unverbrüchliche Wahrheit eingebläut hatte, als Teil eines komplexen Lügenkonstrukts entpuppt, das dazu diente, jeden Menschen, vor allem aber die einfachen Leute, unter die Macht von wenigen zu zwingen. Ganz sicher war Raluca in sämtliche Geheimnisse eingeweiht. Und dennoch hatte sie ihm das angetan, einem ihrer nächsten Verwandten.

In Maigar brannte eine wilde Mischung aus Zorn und Enttäuschung. Er wünschte, sie könnte ihn nun sehen! Er wünschte zu beobachten, wie die Maske der Gleichgültigkeit, die sie stets zur Schau trug, Risse bekam. *Wenn du wüsstest*, dachte er grimmig. *Oder hast du geahnt, dass ausgerechnet ich das Wasservolk in der Prophezeiung vertreten könnte? Hast du mir deshalb so viele Steine in den Weg gelegt?*

Er würde ihr beweisen, was er konnte, wenngleich auf die schlimmste Weise, die es für sie geben konnte. Wenn die Bedrohung durch den Wilden Rand und die Bestien verschwand, gab es nichts mehr, was die Menschen in die Städte und unter die Knete

der Fürstenhäuser zwang. Ralucas Herrschaft wäre dem Ende geweiht, und er würde dazu beitragen oder bei dem Versuch draufgehen.

Der Friede zwischen den Völkern in Sel Nedara war ein Traum, der für ganz Abrelien wahr werden sollte. Er ahnte, warum die Prophezeiung darauf bestand, dass unter den Auserwählten jedes Volk vertreten war. Denn so würde sich niemand die Rettung Abreliens auf die Fahnen schreiben können. Niemand konnte daraus Vorteile ziehen.

Maigar drückte den Rücken gegen den Fels und drehte die winzige Klinge zwischen den Fingern. Wenn er wirklich dazugehören wollte, durfte er nicht länger zögern. Einen Moment lang wünschte er, Noréy könnte nun bei ihm sein. Einfach dort sitzen und ihm mit einem Blick zu verstehen geben, dass sie an ihn glaubte.

Er vertrieb diesen Gedanken. Wann war er so weich geworden? Reichte es nicht, sich auf sich selbst zu verlassen? Er hatte doch seit seiner Ankunft in Arboressea auch nichts anderes getan. Nun schob sich erneut eine Erinnerung an Raluca in den Vordergrund.

Der stechende Blick seiner Tante traf ihn wie Nadeln, die sich in seine Brust bohrten. Er fühlte sich schrumpfen, genau wie früher. *Eine Schande*, hörte er sie sagen, und ihr kaltes, spitzes Gesicht verzog sich in einem Anflug von Ekel. *Und das soll ein Legiën sein? Eine Schande ... eine Schande.*

»Schluss! Schluss mit alldem!«, keuchte Maigar, kniete sich hin und legte seine Linke auf einen Felsvorsprung. Ja, das war gut, er konnte seine Finger in einen Riss zwingen und seinen Schmerz in den Stein pressen.

Sollte er in die Narbe schneiden oder daneben?

Die kleine Klinge rutschte zwischen Zeigefinger und Daumen hin und her, die glitschig waren vor Angstschweiß. Er wischte die Hand an seiner Kleidung trocken und ... zögerte wieder.

In einer plötzlichen Ahnung rief er sein Sonnenfeuer herbei,

alles, was er besaß. Dann reckte er die linke Hand in Richtung Himmel und ließ los. Obwohl er seine Augen mit der Rechten abschirmte, brannte sich die Helligkeit durch alles hindurch.

Er schrie. Anders ließ sich der Schmerz nicht aushalten. Jetzt! Es musste jetzt sein! Er presste seine Linke auf den Fels, setzte die Klinge an und schnitt. Er spürte es kaum, so sehr brannte die Haut noch.

Dann versuchte er, denn Stein durch die Öffnung herauszudrücken, doch der bewegte sich nicht! Maigar schnitt ein wenig weiter, zwang mit zwei Fingern die Haut auseinander und bekam den Kristall zu fassen.

Schmerzimpulse. Wummernd, quälend. Als er zu ziehen begann, steigerte sich die Pein ins Unerträgliche.

Er musste auch das Geflecht entfernen, das den Kristall an seinen Körper band! Aber war der Obsidian scharf genug dafür?

Mit einem verzweifelten Keuchen setzte er ihn an den ersten pulsierenden Strang, der ganz dicht an einer Sehne verlief. Er würde es schaffen. »Hilf mir, Geedal! Steh mir bei!« Licht schimmerte zwischen den Felsen. Die Silhouette einer Frau. Maigar blinzelte gegen die Helligkeit an, doch da war die Gestalt auch schon wieder fort.

GORDA

Es ist so weit, wir sind aufgebrochen. Ich wünschte, du könntest jetzt hier sein, Odo, dachte Gorda, während sie sich nach einem weiteren trockenen Ast bückte, der aus dem Laub herausragte. Sie klopfte das Holz gegen ihren Schuh, denn wenn sie eins nicht leiden konnte, dann waren es Krabbeltiere, die ihr über die Finger liefen. So mutig, wie sie sich sonst auch gab und fühlte ... Nein, da hörte es auf.

Tage waren vergangen, seit sie zuletzt an Odo gedacht hatte. Eigentlich schon seit Ankunft der Flüchtlinge nicht mehr. Als ihr das bewusst wurde, schlichen sich Schuldgefühle ein. Nun, in der Ruhe des Lagers, war er wie ein steter Begleiter, der still neben ihr herging und auf sie achtgab.

Sie blieb erneut stehen und sah sich um. Maigar war schon seit einer Weile verschwunden. Vermutlich war er beim Holzsammeln auf der anderen Seite der Lichtung unterwegs. Es war erstaunlich, wie schnell er sich nach anfänglichen Schwierigkeiten in ihre kleine Gemeinschaft eingefunden hatte. Er gab sich Mühe, die Barrieren zu überwinden, die ihm anezogen worden waren, doch manchmal sah Gorda ihm noch an, wie er ein Volk gegen das andere aufwog.

Wenn er sich dabei ertappte, machte er ein Gesicht, als würde er in eine faule Frucht beißen. Bislang hatte sie sich verkniffen, ihm dann einen bissigen Spruch an den Kopf zu werfen. Doch seine Schonzeit würde bald vorbei sein. Spätestens, wenn er sich tatsächlich als einer der Auserwählten entpuppte.

Sie klaubte noch einige weitere Stöcke auf, trat einen recht dicken entzwei und nahm die Bruchstücke in die freie Hand, als sie plötzlich eine seltsame Spannung verspürte.

Mit wenigen Schritten war sie zurück auf der Lichtung, als es im Norden seltsam zwischen den Bäumen zu schimmern begann. Wind kam auf. Die Pferde wurden schlagartig unruhig, als würden sie Gefahr wittern.

»Wo ist Maigar?«, rief Gorda. Eine unheimliche Ahnung zog ihr den Brustkorb zusammen. Er würde doch nicht ...

Die Lichtsäule zerriss die Abenddämmerung so grell, als wäre ein gleißendes Stück Sonne auf die Erde gefallen.

»Bei den Göttern!«, stieß Aurora hervor, die soeben Toriks Wunde versorgt hatte. »Beten wir für Maigar, mehr können wir nicht tun.« Gorda war zu ihnen an die Feuerstelle gerannt und ließ nun ihre Äste fallen.

»Er kann doch nicht allein ...«, stieß sie hervor.

»Es ist bereits passiert«, mischte sich Torik ein. »Aber habt ihr die Menge an Licht gesehen? Ich wusste ja, dass er viel Schattenessenz in sich trägt. Aber das?« Er stieß ein ungläubiges Keuchen aus. »Er ist auserwählt! Daran besteht kein Zweifel mehr.«

»Geh, Gorda, sieh nach ihm und nimm Verbandszeug mit!«, rief Aurora ihr zu.

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Sie rollte das kleine Leinenpäckchen zusammen, das Aurora eben noch benutzt hatte, und rannte los. Als sie an der Stelle in den Wald eintauchte, wo Maigar verschwunden war, wehte ein langer, gequälter Schrei über das Land und trieb ihr einen Schauer über den Rücken.

War es womöglich zu spät? Nein, das durfte nicht sein! *Maigar, verdammt, wo bist du?* Nun sah sie seine Fußabdrücke auf dem Wildpfad vor sich. Gorda begann zu rennen, das Päckchen mit dem Verbandszeug fest über ihr wummerndes Herz gepresst.

Dummer, dummer Kerl!, dachte sie. *Wie hat er nur allein gehen können? Sie hatte ihm doch versprochen zu helfen! Männer und ihre Sturköpfe. Stolze Esel, allesamt!*

Die Spur war weg.

Gorda blieb ruckartig stehen. »Das kann doch nicht sein!« Sie drehte um, hetzte zurück und fand die Stelle, wo Maigar den Pfad verlassen hatte. Im gleichen Moment erklang weit über ihr ein leises Stöhnen.

»Maigar!« Sie rannte, so schnell sie konnte, den steilen Fels hinauf, erreichte ein Plateau und wusste sofort, wo sie Maigar finden würde: in den wellenartigen Sandsteinfelsen, die aussahen wie erstarrte Wogen. Wo sonst sollte sich einer von der See verkriechen?

Sie rannte, entdeckte nun wieder Fußspuren und folgte ihnen in eine schmale Klamm. An sich war es ein wunderschöner Ort, und hätte sie gerade nicht um ein Leben fürchten müssen, wäre sie stauend stehen geblieben.

Erneut rief sie seinen Namen, doch eine Antwort blieb aus. Wollte oder konnte er sie nicht hören?

Enge Windungen, ihr schnelles Atmen hallte von den Wänden wider, als wollte sie der Fels verhöhnen und in die Irre leiten. Da! Erneut frische Spuren im Sand. Dann ... ein Arm, der hinter einem Fels hervorlugte. Leblos auf dem Sand. Ihre Schritte wurden langsamer ... zäh.

Schlagartig kostete es sie ihren gesamten Mut weiterzugehen. »Maigar?« Ihre Stimme klang selbst in ihren eigenen Ohren fremd und zitterig.

Keine Antwort.

Dort lag er. Ausgestreckt, als wäre er von einem Blitzschlag getroffen worden. Blutspritzer auf den Felswänden.

Gorda berührte ihn an der Schulter. Keine Reaktion.

Maigar war aus einer sitzenden Position zur Seite gerutscht. Sein Gesicht lag im Sand. Seit Atem bewegte einzelne Sandkörnchen. Immerhin, er lebte.

Der Krampf, der Gordas Brust bis zu diesem Moment zusammengezwängt und ihr das Luftholen schwer gemacht hatte, löste sich ein wenig. Ein kurzer Blick auf seine blutüberströmte linke Hand reichte, um zu wissen, dass er erfolgreich gewesen war. Doch um welchen Preis?

Sie kniete sich neben ihn, zögerte kurz und berührte ihn dann an der Schulter. »Du hast es geschafft. Ganz allein, du Trotzkopf.«

Maigar verzog gequält das Gesicht und stöhnte.

»Komm, hoch mit dir.« Gorda fasste ihn an den Schultern und half ihm, sich aufzurichten. Dabei mied sie jeden Blick auf seine Verletzung. »Warum hat du nichts gesagt? Nicht auf mich gewartet, hm?«

»Torik wollte es so«, stieß er hervor und schlug die Augen auf. Das Grün leuchtend wie eine junge Frühlingswiese. Lange, dunkle

Wimpern tauchten die obere Hälfte in Schatten. Sie war ihm noch nie derart nahe gewesen.

»Torik?«, stieß sie hervor, bevor sie vergaß, was sie hatte sagen wollen.

»Ja. Er bat mich, keine der Auserwählten zu gefährden, also auch dich nicht.«

»Fällt es dir schwer zu glauben, dass ausgerechnet ich ...«, begann sie einen ihrer typischen bissigen Kommentare, in die sie sich immer dann flüchtete, wenn sie nicht so recht mit einer Situation umzugehen wusste. Der Grund, aus dem sie den Satz nicht zu Ende brachte, war Odo. Er hatte an sie geglaubt. Er hatte sein Leben für sie riskiert. Wieder und wieder. Nun war er tot, und sie trat seine Überzeugungen mit Füßen.

Schlagartig ernüchtert zog sie die Nase hoch und wies auf Maigars verletzte Hand. »Zeig her, ich habe Verbandszeug mit.«

Als er pflichtbewusst die Hand hob, krampfte sich ihr Magen zu einem kleinen Knoten zusammen. So viel Blut ... und der Schnitt erst! Er war lang. Zudem sah sein ganzer Arm merkwürdig aus. Rot, als wäre er entzündet. Doch das konnte nicht sein, so schnell passierte das nicht.

»Da ist ein Wasserschlauch«, sagte Maigar und wies mit dem Kinn neben sich. »Dir wird doch jetzt nicht schlecht? Für eine aus der Steppe bist du ganz schön käsig.« Er grinste, doch der Schmerz verschwand davon nicht aus seinem Gesicht. Tapferer Sturkopf. Er schlug sie mit ihren eigenen Waffen, und sie wusste nichts zu erwidern. Also biss sie die Zähne zusammen, nahm den Schlauch und begann, Wasser über die Wunde zu gießen. Für einen Moment wurde es schlimmer, Rot überall. Doch dann war das meiste davon gespült, und es kam nur wenig Blut nach.

Sie trocknete seine Hand vorsichtig und verband sie dann mehr schlecht als recht. »Meisterin Eline hat uns zwar beigebracht, wie es geht, aber ... es tut mir leid, Maigar.«

»Nicht doch«, erwiderte er leise und suchte ihren Blick. »Du bist hier, und das ist mehr, als ich je erwartet habe ... danke. Vor ein paar Monaten hätte ich nicht geglaubt, dass so etwas überhaupt möglich ist. Dass eine vom Steppenvolk mir hilft ... Ausgerechnet mir!«

»Maigar!«, protestierte sie, musste dann aber wieder an die Zeit denken, bevor sie selbst nach Sel Nedara gekommen war. »Es ist alles sehr anders hier.«

Er blickte auf seine verbundene Hand. »Und das ist gut so. Sag, ist noch Wasser übrig?«

»Ein wenig.«

»Ich will den Sonnenstein abwaschen.«

Jetzt erst öffnete er seine rechte Hand und gab den Blick auf ein Ding frei, das eher aussah wie ein glitschiges Wesen aus irgendeinem See, das der Schattenfluch getroffen hatte, als wie ein geschliffener Kristall. Er war von einem weißlichen Geflecht überwachsen, von dem dünne Fäden ausgingen wie Tentakeln. Gorda lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Das war in dir drin?«

Er nickte nur und drehte das kleine Objekt. »Dieses weiße Zeug ... Ich glaube, das ist durch meinen gesamten Körper gewachsen. Es hat auch meinen Schatten überzogen, ihn in einen Käfig gesperrt und in eine Art Schlaf versetzt. Jedes Mal, wenn er auch nur ein wenig daraus erwachte, sog der Stein seine Energie in sich auf.«

Gorda erschauerte bei dieser Vorstellung. Ihr eigener Schatten wurde klein und kräuselte sich, als bekäme er Gänsehaut. Im gleichen Moment nickte Maigars Kopf nach vorn, seine Hand öffnete sich, und der Stein fiel hinaus. Das ließ ihn hochschrecken, und er hob ihn hastig wieder auf.

»Ich denke, wir sollten los, wenn du heile im Lager ankommen willst. Du bist schwach.«

Er stieß ein protestierendes Schnauben aus, ließ sich dann aber von ihr aufhelfen. »Warte, das Messer.«

Sie hob die kleine Obsidianklinge auf, und er packte sie sorgfältig ein. Den Stein mit dem unheimlichen Lichtgeflecht legte er hinzu und klopfte auf das Beutelchen. Schlagartig huschte ein triumphierendes Grinsen über sein sonst so ernstes Gesicht. »Ich habe es geschafft! Ich habe es verdammt noch mal geschafft.«

»Ja, das hast du!« Gorda ließ sich von seiner Begeisterung bereitwillig anstecken. Nach all den dunklen Kapiteln der letzten Zeit war so ein kleiner Lichtblick wie eine strahlende Sonne nach einem langen, wolkenverhangenen Winter. Oder nein, nicht wie die Sonne. *Blöder Vergleich*. Gorda presste die Lippen aufeinander und ging voraus.

Maigar lief langsam und sehr konzentriert den Fels hinunter, die verbundene Hand an die Brust gepresst.

Der Sandstein war trügerisch. An der einen Stelle hielt er gut, an der nächsten löste er sich auf und bildete eine rieselige Rutschbahn. Da half es auch nicht, möglichst vorsichtig zu gehen.

Als Maigar erneut ins Rutschen kam, war es nur Gordas blitzschnellem Zufassen zu verdanken, dass er nicht fiel. Verlegen mied er ihren Blick und folgte ihr schweigend, bis sie auf dem Wildpfad angelangt waren.

Mittlerweile war die Sonne längst hinter dem Horizont versunken, und der Abend wusch die Farben aus den Wolken, bis das leuchtende Rot zu einem blassen Gelb geschwunden war. Schatten, die zuvor noch deutlich zu erkennen gewesen waren, verloren sich im Zwielicht.

Gorda ließ Maigar vor sich gehen, damit er das Tempo bestimmen konnte, ohne sich von ihr gedrängt zu fühlen. Seine Schritte waren schwer, langsam und ein wenig steif, die breiten Schultern verkrampft und hochgezogen. Auch wenn er versuchte, es zu verbergen – die Schmerzen waren ihm anzusehen. Aber immerhin lebte er. Alles andere würde vergehen.

Alles? Sie konzentrierte ihren Blick auf die Stelle zu seinen Füßen,

wo bislang immer sein schwächlicher Schatten einhergeschlichen war. Wenn sie gehofft hatte, jetzt schon eine Änderung sehen zu können, so wurde sie enttäuscht. Vielmehr sah sie überhaupt nichts. In der hereinbrechenden Nacht verschwand alles im Dunkel.

»Dein Schatten, spürst du ihn?«, brach sie das Schweigen.

Maigar blieb stehen und richtete den Blick zu Boden. Schien in sich hineinzulauschen. Gorda versuchte, an seiner Mimik abzulesen, was er spürte, und fand nur Enttäuschung. Sein Adamsapfel trat spitz hervor, während er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Doch auch in seinen Wangen arbeiteten die Muskeln, er biss die Zähne aufeinander und antwortete mit einem Schulterzucken.

Gorda schwieg.

Schweigend erreichten sie schließlich auch das Lager auf der kleinen Lichtung, wo Torik und Aurora an einem Feuer saßen und Fladenbrot in einer Pfanne brieten.

Sobald sie bemerkt wurden, sprang Aurora auf. »Bei den Göttern, du lebst, Maigar! Was ein Glück.«

Torik, der nicht aufgestanden war, musterte sie fragend.

»Hier«, sagte Maigar nur und ließ den Sonnenstein vor ihm auf den Boden fallen. »Ich lebe, ja. Aber mein Schatten, der ist tot!«



NORÉY

Sel Briel. Sie war so sicher gewesen, dass Jahor diesen Ort aufsuchen würde. Die Sommersiedlung der Mirakler, in der er als Kind zahllose unbeschwerte Tage verbracht hatte. Wohin sonst würde er sich flüchten? Hier gab es Vorräte und wunderschöne Behausungen in den Felsen, die jede für sich ein Kunstwerk waren.

Schon auf dem Flug hierher war Noréy mulmig geworden. Dies war der Ort ihrer Liebe, und sich dort aufzuhalten, würde ihr ein Stück weit erneut das Herz brechen.

Sie war langsam geflogen. Der Schattengreif hatte kaum mit den Flügeln geschlagen, sondern fast nur den Aufwind genutzt, der auf den südlichen Bergflanken entstand und gen Himmel strebte. Noréy hatte sich eingeredet, es zu tun, um ihre Kräfte zu schonen, und wusste zugleich, dass sie sich selbst belog.

In Wahrheit wollte sie Sel Briel nie, nie wiedersehen. Weder den Kamin, vor dem sie sich geliebt hatten, noch das Bett, unter dessen Decken sie das erste Mal in ihrem Leben in den Armen eines Mannes geschlafen hatte.

Am meisten fürchtete sie jedoch die Begegnung mit Jahor. Sie hasste ihn für das, was er Torik und auch ihr angetan hatte. Er hatte

ihr Vertrauen missbraucht und in Kauf genommen, ihr das Herz zu brechen. All das nur, um seine egoistischen Rachefantasien auszuleben.

Ein Dreck war das!

Sie hätte in diesem Moment alles getan, um mit einem ganz gewöhnlichen Mädchen aus Arboressea, das nie von lebendigen Schatten gehört hatte, das Leben zu tauschen.

Aber das war unmöglich.

Ganz gleich, wie langsam sie flog, nun erreichte sie Sel Briel doch. Damals, gemeinsam mit ihm, waren sie mitten auf dem zugefrorenen See gelandet. Nun war später Frühling, fast schon Sommer, und das Blau der Wasseroberfläche leuchtete irisierend. Am Ufer blühten violette und gelbe Blumen zwischen Rohrkolben, die gerade erst so richtig zu wachsen begannen.

Sie lenkte ihren Schatten an den Fuß der Felsen und ließ ihn schrumpfen, sobald er den Boden berührte. Der Greif sprang daraufhin wie eine gut gelaunte Katze den Pfad hinauf und peitschte mit dem Schwanz.

Unsicher sah Noréy den Fels hinauf. Jahor musste sie längst bemerkt haben. Mit jedem Schritt, den sie weiterlief, schlug ihr Herz ein wenig angestrengter, bis es wehzutun begann. Und noch immer kein Zeichen von ihm.

»Verdammt, Jahor!«, fluchte sie. Er war schuld, er hatte alles kaputtgemacht. Wegen ihm hatte sie Scherben in der Brust, die sie Tag und Nacht wieder und wieder verletzten.

Und nun sollte sie ihm erneut in die grauen Augen sehen und damit alles noch schlimmer machen.

Das war doch einfach nicht gerecht!

Sie lief einen Weg aus schmalen Stufen hinauf, auf denen sich das Herbstlaub gesammelt hatte. Es sah aus, als sei sie seit langer Zeit die Erste, die hier entlangkam. War er etwa gar nicht hier?

»Jahor?«

Als sie vor der Tür stand, hinter der sich die ehemalige Wohnung von Jahors Familie befand, hatte sie Gewissheit. Spinnweben und eine Menge Laub. Seit ihrem gemeinsamen Besuch im tiefsten Winterschnee war niemand mehr hier gewesen.

Mit einem Seufzen, das eine Mischung aus Enttäuschung und Erleichterung war, drückte sie mit der Schulter die Tür auf. Wie in ihrer Erinnerung schleifte das Holz so stark über den Boden, dass all ihre Kraft nötig war, um sich hindurchzuzwängen.

Damals hatte Jahor sie geöffnet und Noréy in die Geheimnisse dieses Ortes eingeweiht. Sie träumte noch heute von Sel Briel. Es verfolgte sie regelrecht.

Im Inneren roch es nach kaltem Rauch. Sorgfältig gestapeltes Holz lag neben dem Kamin. Im Zwielflicht, das durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden fiel, konnte Noréy eine durchgehende Staubschicht auf den Oberflächen ausmachen.

Nein, er war nicht hier. Noréy schlich durch die beiden Etagen der ungewöhnlichen Behausung, die durch unendliche Stunden Arbeit in den Fels geschlagen worden war, und hing ihren Erinnerungen nach.

Sie fühlte sich wie ein Geist auf der Suche nach anderen Geistern. Ganz dünn, als würde ein Windhauch ausreichen, um ihre Konturen zu verwischen.

Das Schlimmste war, dass sie eine Nacht hier verbringen musste. Denn vorher wäre sie nicht stark genug, um mit ihrem Schatten erneut einen Flug zu wagen. Andererseits, ein wenig Strecke würde sie vielleicht noch schaffen. Alles war besser, als in dem Bett zu schlafen, in dem sie mit Jahor ...

Kaum war der Gedanke angefangen, so trugen ihre Beine sie bereits zu der großen Holztür. Weg, nur weg von hier.

Dass es sich wie eine feige Flucht anfühlte, war in diesem Moment egal. Sie war noch nicht bereit, sich genauer mit diesem Schmerz auseinanderzusetzen als unbedingt nötig.

Während sie die Gänge und Stufen entlang ins Freie hetzte, musste sie an Gorda, Torik und die anderen denken. Waren sie schon an ihrem Nachtlager angekommen?

Die vier erwarteten Noréy mit Jahor am nächsten Tag. Torik hatte ihr allerdings auch das Versprechen abgenommen, den Mistkerl so lange zu suchen, wie es nötig war.

Es gab noch einen anderen Ort, an dem er sich aufhalten konnte. Bei seinem Geburtshaus. Wenn er sich selbst bestrafen wollte, würde er dorthin gehen, wo all seine Albträume auf ihn warteten.

Warum war sie nicht zuerst dorthin geflogen?

Auch wenn sie sich in die Vorstellung geflüchtet hatte, der List eines eigentlich Fremden aufgesessen zu sein, der ihr alles vorgespielt hatte. Es stimmte nicht, sie kannte ihn gut. Jahor war kompliziert, durch und durch, bis in den letzten Winkel seiner Seele. Die Bluttat konnte ihn weder glücklich gemacht haben, noch war sie spurlos an ihm vorübergegangen. Wie sie ihn kannte, hasste er sich ein Stück weit für das, was er getan hatte.

Zu dem Ort zu gehen, an dem er mit jedem Atemzug und jedem Herzschlag leiden würde, war so typisch für ihn. Er würde sich vorgaukeln, dass er dort am besten aufgehoben war, und sich in Wahrheit damit bestrafen.

Noréy verwandelte ihren Schatten in die vertraute Greifengestalt und schmiegte sich einen Moment lang in die dichte, grauschwarze Mähne, in der sich zottiges Fell mit harten Federn mischte. Kurz fühlte es sich an, als würde er leben. Als wäre er ein Wesen mit Atem und Herzschlag. Es schien, als würde er im nächsten Augenblick ein Geräusch von sich geben, doch als er auf ihr Sehnen hin den Schnabel aufriss, blieb er wie immer stumm.

Noréy gab sich einen Ruck. Sie durfte nicht noch mehr Zeit verschwenden.

Rasch stieg sie auf, und der Greif sprang auf großen Tatzen los. Pfeifend peitschten die Schwingen abwärts, und schon waren sie

wieder unterwegs. Sofort wurde Noréy das Herz ein wenig leichter, doch lange würde das sicher nicht anhalten. Denn das Ziel ihrer Reise blieb das Gleiche.

Jahor.

Sie hatte seinen Geburtsort nie betreten, ihn nicht einmal von Weitem gesehen, aber sie kannte den Weg. Er hatte ihn ihr oft genug beschrieben. Dabei war jedes Mal eine Wehmut in seinen Blick getreten, die dafür gesorgt hatte, dass sie so schnell wie möglich das Thema wechselte. Sie ertrug den Schmerz in seinen Augen nicht, weil er ihrem so ähnlich war.

Der Greif segelte dicht über den Bergkämmen. Sie nutzte jeden Aufwind, den sie finden konnte, denn ihre Schattenkraft schwand merklich. Mit etwas Pech würde der Moment, in dem sie endgültig für die Nacht rasten musste, schneller kommen als gedacht.

Doch was war das?

Ein Flimmern, bunt wie ein Regenbogen, der sich in Glasscherben spiegelte. Das musste doch der Rand sein. Aber ... hier? So weit entfernt von der Grenze?

Noréy bekam ein flaues Gefühl. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Was sie vor sich sah, war ein enges, tiefes Tal, angefüllt mit der magischen Substanz, aus der eigentlich die Barriere bestand. In den Nachbartälern war nichts dergleichen zu sehen.

Das war eine Katastrophe! So etwas durfte nicht geschehen! Wo kam das Stück her? Und fehlte es dort, wo es herausgebrochen war? Klaffte irgendwo ein riesiges Loch im Rand, und nun fluteten daraus Kreaturen in die Menschenwelt? Die Konsequenz ihrer Entdeckung versetzte sie an die Grenze zur Panik. Der Rand war nicht nur instabil – er zerbrach! »Wir tun doch alles, um die Prophezeiung zu erfüllen«, rief sie gegen den Wind an. »Aber wir sind nicht vollständig!«

Angst setzte sich in ihrem Nacken fest, und ausgerechnet jetzt schwanden auch noch ihre Kräfte.

»Flieg!«, schrie Noréy.

Doch sie ermüdete rasend schnell, als würde ihr das schimmernde magische Bruchstück sämtliche Energie entziehen. Ihr schwindelte. Mit einem Ruck rutschte sie tief in ihren Schatten hinein, der zugleich fast um die Hälfte schrumpfte. »Nein! Nein, bitte! Bei den Göttern!«

Sie durfte keine Zeit mehr verlieren, es war doch ohnehin beinahe schon zu spät!

Trudelnd raste der Schattengreif der Erde entgegen. Von den Flügelspitzen rissen dunkle Fetzen davon und lösten sich auf.

Noréy ließ den Greifen die Schwingen eng an den Körper legen. Sie würde alle Kraft für die Landung brauchen – wenn sie dann überhaupt noch welche hatte.

Beinahe ungebremst rasten sie auf einen schroffen Berghang zu. Noch ein bisschen weiter, noch ein bisschen weiter ... Der Gegenwind peitschte ihr ins Gesicht. Tränen rannen über ihre eiskalten Wangen.

Der Boden kam rasend schnell näher. Schon konnte sie Steine und Büsche erkennen ... Die Schattenkraft war ein schwächer werdendes Pulsieren in ihrer Brust, sie spürte es kaum noch.

Angst ließ jeden Augenblick langsamer und langsamer verstreichen, ihr Fall wurde zäh und war zugleich atemberaubend schnell ... *Trotzdem nicht schnell genug*, huschte es durch Noréys Kopf.

Dann wurde ihr plötzlich schwarz vor Augen.

JAHOR

Der Mond starrte auf ihn hinab wie ein großes, lidloses Auge. Die Nachtvögel sangen lauter und klarer, als er es je zuvor gehört hatte. Es war wie im Traum. Langsam schritt er durch kniehohes Gras, wollte mehr von diesem seltsamen Ort erkunden. Schneeweiße Lilien, die in der Dunkelheit bläulich schimmerten, wiegen sich in einer sachten Brise und verströmten einen schweren, süßen Duft.

Schlanke Säulen ragten in langen Reihen auf und schienen dennoch keiner höheren Ordnung zu folgen, als wären sie wie Pflanzen aus der Erde gewachsen.

Der Himmel hing tief. Abermillionen Sterne funkelten in zwei Bögen angeordnet, dazwischen war dunkelstes Aquamarinblau.

Jahor drehte sich langsam im Kreis. Er erinnerte sich nicht mehr, wie er hierhergekommen war ... oder *wann*.

Ganz deutlich spürte er, dass er nicht allein war.

Das, was sich dort zwischen blühendem Nachtstern und hohen, flüsternden Gräsern verbarg, war gefährlich. Und zwar anders, als hungrige Tiere gefährlich waren. *Mächtig* – ja, das Wort traf es eher.

Vielleicht ließ es sich von einem großen, grauen Drachen beeindrucken.

Jahor rief seinen Schatten herauf. Der löste sich nur langsam aus seinem Körper, und als er endlich neben ihm stand, war er nur hüfthoch. Ganz gleich, wie sehr Jahor auch versuchte, seinen Willen zu konzentrieren und ihn wachsen zu lassen, kein Fingerbreit kam hinzu. Stattdessen schien es dort, wo seine Augen waren, spöttisch zu funkeln. Der Graue winkelte seine Flügel an und peitschte aufmüpfig mit dem Schwanz, dann sah er sich ruckartig um und senkte seinen Kopf wie zu einer Verbeugung.

Jahor folgte seinem Blick. Aus dem dunkelsten Bereich des Himmels näherte sich etwas. Eine Vogelsilhouette. Sein Herz geriet aus dem Takt. Sofort schnellten seine Gedanken wie an einer gespannten Leine zu Noréy.

Doch es war kein Greif, der sich dort näherte, nein. Es handelte sich um eine schneeweiße Eule. Ein Vogel, wie er ihn einzig aus Geschichten über den hohen Norden kannte, von dort, wo die Firnwäldler die eisigen Weiten bewohnten.

Sein Schatten raschelte mit den Flügeln und stieß ein unterwürfiges Keckern aus, dann neigte er ehrfürchtig den Kopf. Bevor Jahor seinen Schreck über die Lautäußerung seines Begleiters ganz überwunden hatte, setzte die Eule zur Landung an, dann stand plötzlich eine Frauengestalt in einem silbrigen, fließenden Gewand vor ihm.

Jahor entfuhr ein Schrei. Er wich mehrere Schritte zurück, während sein Gegenüber ein glockenklares Lachen ausstieß, das sich wie ein fehlendes Instrument in die Musik der Nacht einfügte.

Da legst du dich in meinem Tempel schlafen und wunderst dich, in meinem Garten aufzuwachen?

Jahors Kehle war voller Steine. Was für ein irrwitziger Traum! Bis hierhin war es ja nett gewesen, aber nun war es höchste Zeit aufzuwachen!

»Du kannst doch nicht ...«, keuchte er. Er wagte es nicht, den Namen der Göttin auszusprechen.

Kann ich nicht? Wieder dieses überirdische Lachen, das in jeder Faser seines Körpers widerhallte.

Nun sah er die Fremde doch genauer an. Blass war sie, wie jemand, der nur in der Nacht lebte. In ihrem schwarzen langen Haar, das mit den dunklen Falten ihres Gewandes verschmolz, glitzerten Sternenstaub oder Tauperlen ... vielleicht beides. Ihr zartes Gesicht drückte eine Sanftmut aus, wie er es nie bei einem Menschen gesehen hatte.

So und nicht anders hatte die Göttin Neljanna in Jahors Vorstellung stets ausgesehen.

Ah, du weißt also doch, wer ich bin?

»Aber das kann nicht ...«, stotterte er wieder. »Dann ... Dann warst du die Eule, die ich immer wieder gesehen habe?«

Komm, gehen wir ein Stück. Sie lief los. Aber lief sie denn wirklich? Berührten ihre Füße überhaupt den Boden, oder schwebte sie? Ihr Gewand schleppte durch das hohe Gras und strich über den Tau, ohne dabei nass zu werden. Die schimmernden Perlen blieben einfach daran haften oder schwebten davon, sodass sie eine glitzernde Spur in die Luft malten.

Lockend streckte Neljanna die Hand aus.

Jahor widerstand, alles in ihm sperrte sich dagegen, dieser unheimlichen Frau zu folgen. Ganz anders sein Schatten. So hatte er ihn noch nie erlebt. Wie ein junger Hund hetzte er der Göttin in ausgelassenen Sprüngen hinterher und stieß dabei krächzende Laute aus.

Das unzertrennbare Band, das ihn mit Jahor verknüpfte, zupfte an seinem Herzen, doch noch wehrte er sich.

Neljanna strich dem Schattendrachen über den schuppigen Kopf, was Jahor einen unheimlichen, warmen Schauer über den Rücken trieb. War es das, was sein dunkler Begleiter empfand? Was tat sie mit ihm?

Er konnte seinen Schatten nicht länger mit diesem Furcht einflößenden Wesen allein lassen. Außerdem drängte sich der Gedanke auf, dass er erst dann aus diesem Traum aufwachen würde, wenn er sich angehört hatte, was sie zu sagen hatte. Also nahm Jahor all seinen Mut zusammen und holte zu ihr auf.

Na also, sagte Neljanna weich und lächelte. *Komm mit mir.*

Er lief neben ihr her, Beine und Füße pitschnass vom vielen Tau. Er spürte, wie das Wasser seine Hosen durchweichte und die Tropfen auf seiner Haut hinunterliefen.

Noch nie hatte sich ein Traum so real angefühlt wie dieser.

Einst stand an diesem Ort namens Eridoes unser Haupttempel. Die Mirakler haben uns hier ihre Ehrerbietung erwiesen, aber auch alle anderen Völker waren willkommen. Es gab eine Schule, die sich der Erforschung des Himmels, der Physik und Mathematik verschrieben hatte. Aus ganz Abrelien kamen junge Frauen und Männer her, um ihr Wissen miteinander zu teilen und es gemeinsam zu mehren. Und dann? Was ist geschehen, Jahor?

»Der Große Krieg.«

Warum?

»Sein Auslöser war Hass, denke ich. Viel, viel Hass.«

Findest du das richtig?

Was für eine seltsame Frage. Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

Sie musterte ihn lange, bis er unsicher den Blick senkte und versuchte, seine inneren Schutzschilde wieder aufzurichten, die Neljanna binnen eines Lidschlags eingerissen hatte. Er begann zu ahnen, wohin dieses Gespräch führen sollte, und die Richtung gefiel ihm nicht. Warum konnte er, verdammt noch mal, nicht endlich aufwachen?

Was ist mit dir? Mit deinem Hass, Jahor?

»Meine Familie ist tot. Jeder, den ich kannte, ist tot!«

Und das verleiht dir das Recht, meinst du?

Die blaugrün schimmernde, nächtliche Wiese endete abrupt. Jahor wich zurück. Vor ihm befand sich nun blanker, weißer Marmorfels. Er fiel so weit in die Tiefe ab, dass er nicht erkennen konnte, was am Ende des Berghangs lauerte. Eine andere Wiese? Ein schroffes, zerklüftetes Tal? Oder gähnte dort das grenzenlose Nichts, in dem seine Welt schwebte?

Du hast deine Klinge geführt, um einen anderen aus Hass zu töten, mischte sich nun eine männliche Stimme ein.

Jahor zuckte zusammen und stieß gegen seinen eigenen Schatten. Der Fremde war schlank und hochgewachsen, die Haut blass wie der Mond. Sein altersloses Gesicht schien bar jeden Gefühls.

Dort, wo sein linkes Auge sein sollte, saß in einer schwarzen Höhle stattdessen ein Stern, der in unregelmäßigen Abständen aufblitzte. Kein Zweifel, vor ihm stand der Gott Neltor, der sein Auge geopfert hatte, um Licht in die absolute Finsternis der ewigen ersten Nacht zu bringen. Er hatte der Menschheit den Mond geschenkt. Und nun sah er mit seinem Sternenauge auf Jahor hinab und erwartete ein Geständnis.

Ob Jahors eigener Hass einen Mord rechtfertigte, hatte er gefragt.

»Womöglich nicht«, erwiderte Jahor ein wenig kleinlaut. Es kam ihm vor, als lastete die Schuld mit jedem verstreichenden Moment schwerer auf seinen Schultern. »Aber dafür ist es nun zu spät. Geschehen ist geschehen, das Messer geführt, das Blut vergossen.«

Bist du sicher?, erkundigte sich der Gott mit Grabesstimme.

Ängstige ihn nicht, Bruder, mischte sich Neljanna nun ein und streichelte den grauen Drachen, der Jahors Schatten war, so beiläufig, als handelte es sich um ein verspieltes Hündchen.

»Was ... Was erwartet ihr von mir? Soll ich um Gnade flehen, ist es das? Wofür denn? Es gibt nichts mehr für mich. Nichts mehr, für das es sich zu leben lohnt.«

Das heißt dann also Orrothans Hallen für dich? Neltor klang irritiert, schien aber bereit, ihm das Tor zu diesem Weg zu öffnen.

Jahor zuckte mit den Schultern. »Ja, von mir aus!«

Das göttliche Zwillingsspaar sah sich über seinen Kopf hinweg an.

Nun, genau in diesem Moment, fiel die Entscheidung, ob er leben oder sterben würde, da war Jahor sicher.

Da legte ihm Neljanna eine Hand auf die Schulter. *Du kannst noch nicht gehen, Jahor, Abrelien ist noch nicht mit dir fertig. Du hast eine Rolle zu spielen, vor der du nicht einfach davonlaufen kannst, Auserwählter.*

Du musst zurück auf die andere Seite des Randes. Ohne dich wird Abrelien endgültig im Hass ertrinken. Es wird untergehen.

Das ist mir egal!, wollte Jahor ihnen in ihre kühlen, leblosen Gesichter schreien, doch seine trotzigsten Worte blieben ihm im Hals stecken. »Ich kann nicht zurück, sie werden mich in ein Verließ sperren, und da bin ich niemandem von Nutzen.«

Keine Angst, sagte Neltor streng, und tatsächlich hob sich ein Gewicht von Jahors Herz. Der Gott hatte nicht ihm, sondern der Angst selbst befohlen, sich zurückzuziehen.

Bis zu diesem Moment war ihm nicht klar gewesen, wie sehr sie sein Denken und Handeln beeinflusst hatte. Er fühlte sich schlagartig leichter. Sein Schatten, der bis zu diesem Moment klein gewesen war, wuchs und stieß ein tiefes Brummen aus. Jahor war kurz so verblüfft, dass er den Göttern den Rücken zukehrte und sich an den dunkelgrauen, schuppigen Hals schmiegte.

Du hast von allen Auserwählten das größte Leid erfahren, Jahor Sarevil, Letzter der Mirakler, und du wirst weiterhin die schwerste Bürde tragen. Aber du bist stark. Erinnere dich, damals, als du allein und verletzt im Wald umhergeirrt bist. Jeden Abend hast du zu den Sternen hinaufgesehen, und ihr Anblick hat dir Trost geschenkt, sagte Neljanna sanft. *Seitdem halte ich meine Hand über dich. Aber ich kann dir deine Bestimmung nicht abnehmen oder deine Bürde leichter machen. Du bist es, der Abrelien heilen kann. Die Weberin hat das Handwerkszeug, Jahor, aber du, du bist der Schlüssel für den entscheidenden Augenblick.* Neljanna sah ihm tief in die Augen. *Gib nicht auf. Stell deinen Kummer nicht über das Heil der Menschen.*

Ihre Stimme lullte ihn ein, doch so leicht würde sie ihn nicht verführen. »Die Prophezeiung, sie hat auch eine dunkle Seite. Was, wenn sie eintritt? Was dann? Dann bin ich nicht nur ein Mörder, sondern auch noch schuld am Ende der Welt! Nein, danke!«

Gesprochen wie ein Feigling, grollte Neltor. *Dann ist es dir lieber, wenn die Völker einander zerreißen? Wenn Geedals Fluch die Welt zerbricht? Sie hat aus Magie ein Gift gewirkt, das tief im Riss seine Quelle hat. Von dort aus sickert es in die Herzen der Menschen. Der*

Hass nährt den Hass. Ohne die Auserwählten wird dieser Prozess nie unterbrochen. Willst du das?

»Nein! Nein, natürlich will ich das nicht!« Er wich zurück. Sein Schatten begann, im gleichen Moment zu schrumpfen. Er versuchte, ihn zu sich zu rufen, doch Neljanna bekam ihn an einem Flügel zu fassen, und der Drache stand schlagartig still. Das Band zwischen ihm und Jahor spannte sich. Er konnte nicht weg! War gefangen wie ein wildes Tier in der Schlinge. Kopflös bäumte Jahor sich auf, kämpfte dagegen an, zerrte und zerrte. *Du hättest es nicht tun müssen, nicht für mich, nicht für uns*, erklang die Stimme seiner Mutter plötzlich in seinem Kopf. Er riss die Augen auf und sah doch nur die beiden Götter mit ihren stillen Gesichtern. Sein Schatten war ihre Geisel.

»Was?«, brüllte Jahor verzweifelt. »Was wollt ihr von mir?«

Als keine Antwort kam, ließ er mit einem lang gezogenen Schrei seinen gesamten Schmerz in die Weite der Traumwelt hinaus.

Als sich wieder Stille über ihn breitete, sank er in die Knie. Alle Kraft war aus seinem Körper gewichen. Unter ihm knickten die Stängel der Lilien weg, die weiche Erde gab nach.

»Was? Was soll ich tun?«, flüsterte er erstickt.

Kehr um, Jahor. Stelle dich deiner schwersten Prüfung, antwortete Neltor ruhig.

Noréy schwebt in größter Gefahr!, drängte Neljanna.



GORDA

Bei ihrer Ankunft im Lager hatte Maigar noch munter gewirkt. Erschöpft von seiner Tortur und den daraus resultierenden Schmerzen, aber doch bei sich.

Er hatte nur wenig gegessen und sich dann entschuldigt und sich schlafen gelegt.

»Wenn er schlafen kann, dann wird er schnell heilen und wieder zu Kräften kommen«, hatte Aurora gemeint, und von da an rührten sie das Thema nicht mehr an.

Gorda aß Fladenbrot und eingelegtes, getrocknetes Gemüse und starrte ins Feuer. Sie wusste nicht so recht, worüber sie mit den Meistern reden sollte. In Sel Nedara sah sie die Lehrer fast nur im Unterricht, und die gewohnte Distanz wollte nicht so recht weichen.

Also starrte sie ins knisternde Feuer und sah den züngelnden Flammen zu. Wie oft sie mit Odo so dagesessen hatte! Und geredet hatten sie! Wie Wasserfälle. Als würde das Feuer sie verlocken, einander die absonderlichsten Geschichten zu erzählen. Die Bäuche taten ihnen weh von all dem Gelächter, wenn sie sich Anekdoten über die Dorfbewohner in Erinnerung riefen, die sie beide nie wie-

dersehen würden. Manchmal war es richtig mit ihnen durchgegangen. Dabei hatte sie allerdings sorgfältig jegliche Erwähnung von Gordas Familienmitgliedern vermieden, damit die Stimmung nicht kippte. Gorda sprach über nichts, was die Seele schwer machte, selbst mit ihm nicht. Allenfalls wenn sie die Wahrheit in Spott kleidete, war sie halbwegs erträglich. Ihre eigene Familie hatte sie verraten. Ihre Mutter, ihr Vater, die zwei großen Brüder und die kleine Schwester, alle. Als ihr Schatten erwachte, war sie vom geliebten Kind zur Hexe geworden – und binnen eines Herzschlags aus ihrer Mitte verstoßen.

Eingesperrt in die Hütte am Dorfrand, hatte Gorda ihren Zorn zuerst über ihren eigenen Schatten ergossen, dann über sich. Erst viel später traf es endlich die, die ihr das angetan hatten. Sie selbst war nicht schuld, und auch ihr Schatten war nicht schuld. Ihr Leid war einzig den anderen Menschen anzurechnen.

Und dann war Odo gekommen und hatte das Licht in ihre Welt zurückgebracht.

Sie seufzte. Wer war sie noch ohne ihn? Ohne ihren besten Freund, der es für eine Weile geschafft hatte, alles zu ersetzen, was ihr fehlte: eine Familie, ihre Heimat und das Gefühl, irgendwo hinzugehören?

Ja, er würde wollen, dass sie weitermachte. Dass sie wieder Lebensfreude fand.

Ich versuche es, aber es ist so schrecklich schwer, dachte sie und stellte sich vor, wie Odos Seele nun in Orrothans Halle aufblickte und ihr aus der Jenseitswelt zunicke.

»Legst du bitte Holz nach, Gorda?«, riss Aurora sie aus den Gedanken.

»Ja, natürlich, Meisterin.« Das Feuer war bis auf einige Glutnester fast vollständig heruntergebrannt. Sie legte gleich mehrere Scheite auf, die neben ihr in einem losen Stapel lagen, und die Flammen leckten beinahe sofort an den Ästen hoch. Harz kochte aus der

Borke. Es gab kleine Explosionen, und Wolken voller Glutfunken stoben in den pechschwarzen Nachthimmel.

Gorda sah ihnen nach, wie sie einer nach dem anderen erloschen und nur noch die ewigen Sterne blieben. Heute war etwas anders an ihnen. Sie strahlten intensiver, gaben mehr Licht ab als sonst. Oder kam es ihr nur so vor?

Der Mond tauchte gerade erst hinter den zackigen Spitzen der Bäume auf, und auch er leuchtete derart hell, als würde Neltors Auge Abrelien in dieser Nacht ungewöhnlich viel Aufmerksamkeit schenken. Vielleicht sah der Gott in diesem Moment ja auf ihre kleine, zerrissene Gemeinschaft hinab.

Erneut wünschte sich Gorda, Noréy wäre bei ihr gewesen.

Sie zog die Beine an und schlang die Arme darum.

Das Kinn auf die Knie gestützt, beobachtete sie Torik dabei, wie er mit zwei Zangen hantierte, mit deren Hilfe er Maigars Sonnenstein zwischen einem Gewirr aus Riemen in eine Fassung einsetzte und diese zurechtbog.

»Wird sich sein Schatten erholen, Meister?«, erkundigte sie sich im Flüsterton.

»Wir hoffen es.«

»Aber Maigar sagte, er fühle sich an wie tot. Dann wäre all das umsonst.«

»Das wird es nicht sein«, mischte sich Aurora ein. »Beten wir für ihn. Die Götter werden seinen Mut belohnen, hoffe ich.«

»Sobald Noréy zurück ist, bekommen wir Gewissheit.«

Gorda nickte und verfiel dann wieder in ihr nachdenkliches Schweigen, bis sie nach einer Weile das Gefühl bekam, dass die Meister sich nur deshalb nicht unterhielten, weil sie bei ihnen saß.

»Ich gehe schlafen.«

»Bis morgen, Gorda«, sagte Meisterin Aurora, und Torik schenkte ihr nur einen seiner üblichen nachdenklichen Blicke, aus denen sie nie ganz schlau wurde.

Im Schein der beiden hellen Sternenstraßen überquerte sie die kleine Lichtung, bis sie die Zelte erreichte, die unter den breiten Ästen der Haarkiefern aufgebaut waren. Es waren nur zwei, eines für die Meister und eines für Maigar und sie. Das dritte würde beim Gepäck bleiben, bis Noréy mit Jahor zurück war.

Gorda ließ sich leise auf die Knie nieder und schob vorsichtig die Zeltbahn zur Seite. Maigar regte sich nicht. Sein Atem ging schwer und laut. Er mochte schlafen, aber die Schmerzen waren ihm ins Reich der Träume gefolgt. Bläulicher Schimmer fiel durch den schweren Leinenstoff und hob seine Konturen hervor. Er lag auf dem Rücken, die wehe Hand auf der Brust, mit der anderen das Handgelenk umklammernd.

Gorda meinte zu spüren, dass er Wärme abstrahlte wie ein kleiner Ofen. Vorsichtig berührte sie ihn an der Schulter. Er war nicht nur warm, sondern heiß. Aurora hatte Fieber erwartet. Aber so hoch?

Vielleicht täuschte sie sich auch, und er kam ihr nur so warm vor, weil sie in der Nachtkühle draußen gesessen hatte.

Maigar stieß ein Schnaufen aus und warf den Kopf zur Seite. »Nein, nein, Meister Grimus ... bitte ...« Die Augen zuckten unter den geschlossenen Lidern hin und her, als suchten sie nach einem Fluchtweg.

Wer war dieser Grimus? Was hatte er dem jungen Wirker, der nun eindeutig zu ihrer kleinen Gemeinschaft gehörte, angetan? Maigar wachte nicht auf, um ihre Fragen zu beantworten.

Leise entledigte sich Gorda der Hose und Tunika und kroch nur in ihrer Unterkleidung unter ihre wärmende pelzgefütterte Zudecke. Eine Weile lag sie noch da, lauschte auf Maigars angestregten Atem und wartete darauf, dass er erneut im Schlaf sprach, doch er tat es nicht. Langsam beruhigte er sich, und Gorda sah zu, wie sich sein Gesicht entspannte.

Im dunkelblauen Zwielflicht sah es aus wie eine Skulptur, die nur aus Graten und scharfen Linien bestand. Ein ungewöhnliches, doch

zweifelloso schönes Gesicht. Im Schlaf sah er nicht mehr ganz so verloren aus.

Gorda dachte an Auroras Worte. Die Meisterin wollte für Maigar beten. Gorda schloss die Augen, rief sich das Lagerfeuer in Erinnerung und malte sich die Göttin Geedal aus. Sie war es gewesen, die in der Dunkelheit, die bei der Erschaffung der Welt herrschte, die erste Flamme entzündet hatte. Ihr Herdfeuer stand seitdem für die Wärme in winterlicher Kälte, für das Licht, in dem sich die Menschen versammelten, arbeiteten, lebten. Für Gemeinschaft. Wenn die Göttin Maigar zu einem der Auserwählten bestimmt hatte, würde sie ihm ihre Gunst sicher nicht verweigern.

Gorda wollte sie daran erinnern. Sie versuchte, ruhig zu werden und sich zu öffnen, bis sie meinte, die Weite des Himmels über sich zu spüren. Dann begann sie zu beten.

Geedal! Lichte Lohe, steter Schein. Geedal, Gütige, sieh auf uns herab ...

NORÉY

Schnee.

Eisiger, an der Oberfläche zu scharfkantigen Krusten überfrorener Schnee. Kalt war es, so schrecklich kalt. Kein Gefühl mehr in den Fingern, keins in den Füßen.

Tief unter ihr gluckerte es. Noréy sah nicht, was es war. Sie prustete, blies Eisbrocken von ihrer Haut und richtete sich mühsam auf. Es herrschte Nacht, doch die Luft, die ihr ins Gesicht trieb, war nicht kalt ... und sie duftete nach Gras und Blüten.

Sie war in einem Schneefeld gelandet, mitten in der erblühten Natur der Berge von Gralis' Zinnen. Es hatte ihren Fall gebremst

und ihr damit das Leben gerettet, als sie kurz vor dem Boden ihr Bewusstsein verlor. Noréy erinnerte sich nur noch, wie ihr Schatten sich auflöste und im selben Moment alles schwarz wurde.

Als sie nun versuchte, nach ihm zu tasten, spürte sie weder ihre Finger noch ihren dunklen Begleiter.

Sie musste wieder auf die Beine kommen und dieser Kälte entgegenkommen. Noréy begann, ihre Zehen zu bewegen, auch wenn es wehtat, und klemmte die Finger unter die Achseln. Die zurückkehrende Wärme brannte wie tausend Nadelstiche, und sie hätte schreien mögen, wäre da nicht dieses beklemmende Gefühl gewesen, dass es besser war, sich still zu verhalten, mucksmäuschenstill. Keinesfalls auf sich aufmerksam machen.

Das Gluckern unter ihr war ein weiterer Grund zur Sorge. Denn sein Ursprung war zweifellos ein Schmelzwasserbach, der unter dem Schneefeld verlief, von dem sie nicht wusste, wie dick es war und ob es überall noch trug. Die Meister und auch Jahor hatten sie davor gewarnt, so spät im Jahr noch Schneefelder zu betreten. Einzubrechen konnte den Tod bedeuten, wenn der Wasserlauf darunter einen mit sich zog.

Sie musste hier weg, und zugleich war die Nacht der schlechteste Zeitpunkt, es zu versuchen.

Zudem war ihr Schatten nach dem langen Flug so geschwächt, dass er sie auch in der Not nicht hätte retten können. Sie saß in der Zwickmühle. Entweder sie harnte aus, bis das Licht zurückkehrte und einen Teil der Schattenkraft wiederherstellte, und riskierte dabei, gefährlich auszukühlen, oder sie nutzte das Mondlicht und versuchte ihr Glück.

»Neltor, sieh nun auf mich hinab«, flüsterte sie zum Mond gewandt, der wie eine Schale oder auch ein halb geschlossenes Auge am Firmament schimmerte. Sein Blick reichte überallhin. Selbst nach Arboressea, wo ihre Mutter nun allein in ihrem viel zu großen Ehebett schlief. Sie würden einander wiedersehen, bald schon!

Der Gedanke verlieh ihr neue Kraft. Sie gab sich einen Ruck und rollte sich vorsichtig auf den Bauch. Auf allen vieren vorsichtig ihren Weg ertastend, kroch sie über das immer dünner werdende Schneefeld. Jedes Mal, wenn sie ihre Hände aufsetzte und den Druck langsam erhöhte, krachte sie durch die überfrorene Oberfläche und sackte ein Stück ein.

In der Tiefe wurde das Gluckern leiser und leiser, bis sie es schließlich nicht mehr hören konnte. Dann krachte sie plötzlich mit dem linken Fuß ein, und der rechte folgte gleich darauf.

Sie schrie auf, während Panik als kochende Woge durch ihren Körper rollte.

Kein Wasser. Fester Grund.

Da war Stein unter ihren Füßen! Sie würde nicht tiefer sacken! Ganz im Gegenteil, sie konnte sogar aufstehen.

Wackelig kam sie auf die Beine, zog den linken Fuß aus dem Schnee, machte einen weiten Schritt und versank wieder, dieses Mal aber nur bis zum Unterschenkel.

Mit jedem Schritt wurde es nun weniger, und schließlich stand sie mit jagendem Herzen und noch immer erfüllt von der Hitze des heftigen Schrecks im Körper auf einem Geröllfeld.

Nur ein kleines Stückchen weiter begann eine üppige Kräuterviese. Noréy suchte sich dort ein ebenes Stückchen, setzte sich und wickelte sich fest in ihren dicken Wollumhang. Dass sie Kleidung trug, die eigentlich zu warm für diese Jahreszeit war und sie vor der Kälte des Fluges hatte schützen sollen, rettete sie nun.

Schnell kehrte in Füße und Hände das Leben zurück, und sie begann, sich umzusehen.

Dann traf die Erkenntnis sie wie ein Faustschlag. Sie war eingeschlossen! Jeder Taleinschnitt um sie herum war versperrt mit Magie aus dem Rand. Sie befand sich in einer Blase mit einer kleinen Öffnung in der Mitte, und sie saß in deren Zentrum fest.

Hatte sie das Bewusstsein verloren, als sie den Nebel aus Rand-

magie querte? Warum fühlte es sich an, als wäre ihr Schatten nicht nur schwach, sondern würde sich verkriechen? Fürchtete er sich?

Was war hier geschehen? War es das, wovon Torik gewarnt hatte? Bedeutete die wachsende Instabilität des Randes, dass Stücke herausbrachen und umherwanderten, als besäßen sie einen eigenen Willen?

Noréy wusste, dass sie bis zum Morgen keinen Schlaf mehr finden würde. Zu schlafen war viel zu gefährlich. In jedem Talwinkel schimmerte es trotz der Dunkelheit in allen Farben. Die schimmernde Grenze war nah und bewegte sich auch jetzt. Noréy beobachtete sie genau und versuchte dabei, selbst so wenig wie möglich aufzufallen.

Hatte die Magie auch Kreaturen mitgebracht? Wenn ja, so hätte sie sofort verloren, falls sie von diesen entdeckt wurde. Ihr Schatten konnte nicht kämpfen, und an Waffen führte sie nur Jahors verfluchten Dolch und ihr Schwert mit sich.

So blieb ihr nur, die Struktur der magischen Barriere zu studieren. Also schloss sie die Augen und versuchte, mit der Kraft zu sehen, die ihr als Schattenweberin gegeben war. Dafür musste es nicht erst hell werden.

Nach und nach schälte sich das magische Gewebe aus der Nacht. Erst glaubte Noréy, es wäre aufgebaut wie ein Spinnennetz mit verschiedenen Ankerpunkten. Doch da hatte sie sich getäuscht. Denn es war alles andere als zweidimensional. Jeder Faden, den sie fand, streckte sich an Knotenpunkten in die Tiefe. Das Gewebe erinnerte eher an Dutzende Spinnennetze übereinander, die ohne jede Ordnung miteinander verbunden waren.

Und es würde sich nicht entwirren oder aufknüpfen lassen, damit Noréy und ihr Schatten hindurchhuschen konnten.

Während sie das Gewebe noch betrachtete, geschah etwas Seltsames. Neue Ankerpunkte entstanden, gruben sich mittels Magie in den umgebenden Fels und tranken das Leben aus allem, was sie

berührten: der Wiese, Insekten, kleinen Mäusen und Vögelchen, die ahnungslos in niedrigen Büschen geschlafen hatten.

Noréy sah, wie sie in den Fängen des Gewebes zappelten, verdaut wurden und an anderer Stelle völlig verändert wieder auftauchten. Da gab es nun Vögel mit Fühlern auf den Köpfen, Mäuse mit schillernden Insektenflügeln und Reißzähnen, Pflanzen, die sich schlängelnd fortbewegten ...

Und sie kamen auf Noréy zu.

Die Randmagie hatte es auf sie abgesehen!

Noréy riss die Augen auf und war sofort auf den Füßen. Doch was sie mit geschlossenen Augen deutlich erkannt hatte, war nun in der schwachen Dämmerung des heraufziehenden Morgens nicht zu sehen.

Ihr Schatten fühlte sich noch immer schwach und ängstlich an. Sie würde sich nicht auf ihn verlassen können. Ihn mit Randmagie zu stärken, kam nicht infrage. Er war nicht einmal kräftig genug, um eine Klinge daraus zu formen. Und die Vorstellung, die Magie beim ersten Versuch gegen sich aufzuwiegeln und dann keine Verteidigungsmöglichkeit zu haben ...

Hektisch sah sie sich um und entdeckte einen Felsbuckel, der aus der Talsohle ragte, als hätten Riesen dort mit hausgroßen Murmeln gespielt und eine vergessen.

An einer Seite dieses Buckels lehnte der verwitterte Stamm einer Haarkiefer, die schon lange tot war.

»Bitte, ihr Götter!«, stieß Noréy hervor, während sie zu dem Felsen hinüberlief. Sie setzte einen Fuß auf das Holz, und die äußerste Schicht gab sofort nach. Morsch, komplett morsch!

Sie versuchte es wieder und wieder, doch der Stamm unter ihr schrumpfte nur immer weiter.

Eine wuselige Masse kleiner Kreaturen bewegte sich wie eine Welle auf sie zu. Kein Zweifel, sie würden Noréy angreifen. Sie musste auf den Stein, er war ihre einzige Chance!

Und zwar sofort!

Noréy schloss die Augen, nahm all ihren Willen zusammen und lockte ihren ängstlichen, geschwächten Schatten hervor. Er reagierte blitzschnell und wurde für winzige Augenblicke unter ihr fest, sodass sie auf ihm Halt fand, während sie auf den glatten Fels kroch. In einer letzten Kraftanstrengung trat sie den morschen Baumstamm zur Seite, sodass er wegrutschte und auf dem Boden in mehrere Teile zerbrach.

Geschafft. Noréy sah auf die Schar kleiner Widersacher hinab. Die Mäuse und Ratten mit den Insektenklauen und Schuppen blieben am Boden zurück. Fast alle, denen die wilde Magie schillernde Flügel verliehen hatte, waren zu schwer, um damit in die Luft abzuheben.

Einige wenige aber schafften es. Ebenso die Insekten, die nur wenig verändert worden waren.

Noréy würde sich verteidigen müssen.

Oder würde es ausreichen, ihren Umhang über den Kopf zu ziehen, ihn fest zuzuhalten und auszuharren, bis die Sonne ihren Schatten stärkte?

Es wurde bereits merklich heller. Schon schob sich der glühend rote Feuerball langsam über den Horizont und spiegelte sich in der Oberfläche des magischen Bruchstücks wider, wo das Kaleidoskop aus Farben für einen Moment Rot- und Gelbtönen das Feld räumte.

Ein Donnern ließ die Erde erzittern und damit auch den Fels, auf dem Noréy Schutz gesucht hatte.

War die Randmagie wütend?

Besaß sie einen eigenen mörderischen Willen? Noréys Selbstvertrauen schrumpfte bei dieser Vorstellung. Wie sollte sie es dann mit der schimmernden Barriere aufnehmen?

Schon krochen die ersten übergroßen Spinnen den Stein hinauf, und auch einige geflügelte Ratten, deren Körper von schillerndem Chitin überzogen war, erhoben sich mit lautem Schwirren in die

Luft. Die Viecher konnten sich bestimmt blitzschnell durch ihren Umhang nagen.

Ihr würde nicht genug Zeit bleiben, bis ihr Schatten wieder stark genug war.

Mit einem hohen Fiepen griff die erste Kreatur an, und Noréy schlug sie mit der Hand zur Seite. Kratzer auf ihrer Haut und erstes Blut. Eine Mischung aus Schreck, Angst und wildem Zorn flutete ihren Körper.

Noréy riss ihre Trage vom Rücken und durchsuchte sie nach allem, was als Waffe taugen konnte. Das Schwert war viel zu lang, um es gegen die kleinen Biester einzusetzen. Dann fiel ihr ein Buch über abrelische Geschichte in die Hände, in dem vielleicht noch etwas zur Prophezeiung stand. Besser als nichts! Die andere Hand umwickelte sie mit einer Tunika. Mit aller Kraft schlug sie die erste große Spinne platt, dann richtete sie sich auf.

»Kommt doch!«, schrie sie den blutrünstigen kleinen Kreaturen entgegen, wild entschlossen, bis zum allerletzten Moment zu kämpfen.

Und sie kamen.

JAHOR

Er flog, als wären alle Kreaturen des Wilden Randes hinter ihm her. Die Landschaft, die zu überwinden er viele Tage gebraucht hatte, raste nun unter ihm vorbei.

Hatte er den Verstand verloren?

Das musste es sein, oder? Es war doch nicht möglich, dass die leibhaftigen Götter Abreliens mit ihm gesprochen hatten, um ihn von seinem bisherigen Pfad abzubringen. Aber was sollte es sonst

gewesen sein? Was sonst hätte dafür sorgen sollen, dass er in einer Tempelruine drei ganze Tage lang tief und fest schlief? Die Erschöpfung war es nicht gewesen, da hatte er schon weit Schlimmeres erlebt.

Und dann hatte er auch noch gierig den einzigen Köder geschluckt, mit dem er zu fassen war: Noréy! Noréy in Lebensgefahr!

»Flieg zu!«, brüllte er gegen das Brausen des Windes an.

Wenn er ihr nun das Leben rettete, könnte er vielleicht einen Teil seiner Schuld wiedergutmachen.

Aber dafür musste er erst einmal ankommen, wo auch immer sie war, ohne vorher geschwächt von seinem Schatten zu fallen. Er fühlte sich merkwürdig, ein wenig schwindelig, und in seinem Magen war es ziemlich flau.

Der eine Schluck Wasser, den er vor seinem überstürzten Aufbruch getrunken hatte, konnte nicht ausgleichen, was er in drei Tagen verloren hatte.

Er griff nach seiner Wasserflasche und trank, so viel er hinunterbekam, dann fummelte er ein Stück Trockenfleisch und gekochte Flechten aus der Tasche. Doch Zweitere stanken inzwischen, und er warf sie angewidert fort.

Er musste essen, und er musste sich einen Plan zurechtlegen, wie er den Rand durchqueren könnte, ohne Zeit zu verlieren oder eine ganze Schar von Bestien hinter sich herzuziehen, die ihm in die Menschenwelt folgen würden.

Wenigstens sein Schatten war auf der Höhe seiner Kraft.

Je näher er dem Rand kam, desto deutlicher spürte er, wie das Land unter ihm aufmerksam wurde.

Das, was die Magie zu bösem, blutrünstigem Leben weckte, schien ihn wahrzunehmen. Er sah Schemen, die sich in der erwachenden Dämmerung aus Felsspalten und unter Bäumen erhoben und ihm zu folgen begannen.

Er flog genau dem Licht entgegen. Die Morgenröte goss flüssi-

ges Gold über das Land, und ihm fiel es schwer, überhaupt etwas genau zu erkennen, so sehr brannte die Helligkeit in seinen Augen.

Wie viel Zeit hatte er noch? Wie viel, bevor Noréy starb und er nur noch ihren leblosen, kalten Körper in den Armen halten konnte?

Warum hatten Neltor und Neljanna nichts gesagt?

Und wie würde Noréy reagieren, wenn er auftauchte? Sie hasste ihn, daran bestand kein Zweifel.

Unwichtig, solange sie lebt.

Der Wilde Rand schillerte ölig schwarz wie ein Wall aus fragmentierter Nacht vor ihm auf und versperrte den Weg Richtung Osten. Ein tiefes, warnendes Wummern erfüllte die Luft. Jahor spürte es auf seiner Haut pulsieren. Der Rand machte sich bereit, all die Wesen zurückzuhalten, die Jahor mit seinem irrwitzigen Flug hinter sich herlockte.

Er sah über die Schulter zurück, wo ein schwarzer Adler von gewaltigem Ausmaß rasch aufholte.

»Runter jetzt«, rief er. Der Drache zog die Flügel ganz fest an den Leib und ließ sich einfach fallen. Halb blind vom rauschenden Wind, stürzten sie der Erde entgegen. Jahor hatte nur einen Versuch. Von allen Seiten rasten magisch veränderte Wesen heran, um ihn anzugreifen und sich an seinem Blut und Fleisch zu laben.

Er durfte nicht vergessen, dass auch dies das Werk von Göttern war. Sie hatten das, was Torik und seinesgleichen verbrochen hatten, in ein permanentes Unheil umgewandelt.

Da, das Dorf. War das etwa sein Geburtsort?

Wie gespenstisch, ihn so zu sehen. Er lag nun ganz innerhalb des Randes – und er war voller Wesen. Jahor steuerte auf die alte Straße zu, die nach Osten führte. Nur dort war genug Platz für den Drachen. Dann kam die Bruchlandung. Kurz zuvor riss Jahor sich noch eine Portion Schatten aus dem Körper, formte ihn zu Lanzen und schleuderte diese auf alles, was aussah, als könnte es ihm gefähr-

lich werden. Ein Derban mit Löwenzähnen und zackiger Mähne stürzte getroffen zu Boden und überschlug sich. Übergroße, verwilderte Schweine mit langen Hauern wurden von Schattenklingen durchbohrt. Der Adler hinter ihm geriet ins Trudeln und musste abdrehen.

Dann der Aufschlag. Jahor bremste erst im letzten Moment, stürzte auf Hände und Knie. Ein stechender Schmerz zuckte durch seine Handgelenke.

Sein Schatten war blitzschnell in seinem Körper verschwunden, während Jahor ein einzelnes Stückchen grauer Dunkelheit zu einer Klinge formte, in den blubbernden Wilden Rand schnitt und sich durch das Loch zwängte, das gerade eben groß genug war, um ihn hindurchzulassen.

Feiner, kunterbunter Staub blieb auf seiner Haut zurück, doch sein Schatten, der sich auf der anderen Seite sofort wieder manifestierte, fraß ihn auf.

Jahor bemühte sich, den Riss zu schließen, indem er die Schnittstellen aufeinanderdrückte. Doch er musste weiter, durfte keine Zeit verlieren!

Während er zurück auf den Drachen stieg, prallte von der anderen Seite etwas gegen die Barriere. Die Wucht ließ die Naht wieder aufgehen. Funkelnde Partikel sprühten durch die Luft, und die magische Oberfläche begann, zu schimmern und zu kochen.

Jahor wurde die Kehle eng. Was geschah da? Würde es jetzt aufplatzen? Hatte er eben das endgültige Ende über Abrelien gebracht? Das konnte doch nicht ...



RALUCA

Die Kutsche rumpelte durch die Nacht, eingehüllt in Staub und das Klappern Dutzender Hufe.

Auch wenn Raluca sich nichts anderes als ein Leben in Arborea vorstellen konnte, genoss sie es, die hohen Mauern und die ewigen Nebel der Stadt hin und wieder hinter sich zu lassen.

Zwei Tage war sie fort gewesen, um nun wie eine satte, zufriedene Katze heimzukehren. Sie schob eine kleine Klappe auf und sah aus dem Fenster der Kutsche. Die Stadt erhob sich bereits wie eine steile Kuppe vor dem schneebedeckten Drakenrait-Gebirge. Gleich würden sie die Dornwasser furten, die angeschwollen mit Schmelzwasser fast bis zu ihrer Kabine hinaufreichen würden.

Nun zahlte sich ihre Arbeit der letzten Jahrzehnte aus. Die Elite ihres Volkes stand hinter ihr. Sie hatte sich mit den Fürsten mehrerer Städte getroffen, die derzeit allesamt die Regierungsgeschäfte innehatten. Jeder hatte für sich unauffällig die Bedingungen geschaffen, die nun dafür sorgen würden, dass sie ihre Macht nicht mehr abgeben mussten. Wirker von Wald und Steppe waren eingesperrt oder ermordet worden. Manche offen und mit einem Schlag, andere Fürsten hatten es vorgezogen, über viele Jahre ihre Reihen zu lichten.

Und nun schien ihre Stunde gekommen. Die Bedrohung durch den Wilden Rand wurde stärker, die Menschen wandten ihren sorgenvollen Blick nach außen. Jeder hatte Angst. Und diese Angst war so leicht in Hass zu wandeln. Es brauchte nur winzige Funken. Ein kleiner Mord, ein paar Beleidigungen.

In Arboressea waren die Gardisten angehalten, nur noch die Bürger des Seevolkes zu schützen.

Es gab Hasstaten, wohin man sah. Wald- und Steppenvolk zerfleischten sich gegenseitig. Und noch immer fuhren ihre Wirker reiche Ernte ein, wenn sie die rebellischen Geister unter den Bürgern mittels der Gran-Steine herausfilterten und Raluca sie verschwinden ließ.

Doch es wurden weniger. Die Menschen schienen der fruchtlosen Rebellion müde ... und sie zogen sich zurück. Sie verschlossen die Augen, verschlossen die Köpfe und die Herzen vor allem, was außerhalb ihrer Familie und der eigenen vier Wände geschah. Kurzum: Sie mauserten sich zu den perfekten Untertanen.

Schon ersehnten die Ersten Frieden und Ordnung, egal zu welchem Preis. Und beides sollten sie bekommen ... sobald das reinigende Feuer die letzten rebellischen Geister aus den Städten gebrannt hatte.

MAIGAR

Arboressea. In seinem Traum war er wieder dort gewesen, in seiner Wohnung im Palast, allein mit seinem Schmerz, nachdem Grimus ihm den Sonnenstein eingesetzt hatte. Niemand sah nach ihm. Die Diener brachten Essen und nahmen nach einer Weile die vollen, nicht angerührten Teller wieder mit. Er fieberte. Während die

Hitze seinen Körper verschlang und der Sonnenstein gierige Netze durch seinen Körper spannte, sehnte er sich zur Nordfeste und in die Kühle seiner Heimat zurück. Sah sich an einem nächtlichen Strand stehen, mit Blick auf die See. Wellen brachen mit ohrenbetäubendem Lärm auf vorgelagerten Felsen, Gischt bildete feinen Sprühnebel und bedeckte sein Gesicht. Salz auf seinen Lippen. Etwas in ihm gab nach. Krampfhaft Anspannung schwand. Ein Licht! Ein Licht auf dem Fels. Als hätte jemand ein Signalfeuer entzündet.

Die Feuersäule streckte sich zu einer menschlichen Gestalt, breitete die Arme aus – und war im nächsten Augenblick verschwunden. Zurück blieb Maigar, weit und breit das einzige Wesen am nächtlichen Meer.

Als er nun die Augen öffnete, war er wider Erwarten nicht allein, und er befand sich auch nicht in Arboressea oder bei der Nordfeste, sondern in einem Zelt. Und dann erinnerte er sich wieder.

Gorda saß mit einem besorgten Ausdruck in ihrem hübschen Gesicht neben ihm. Hatte sie etwa die ganze Nacht lang über ihn gewacht?

»He«, sagte er leise.

»Na? Wie geht es dir?« Sie lächelte und legte ihm eine Hand auf die Stirn. Angenehm kühl fühlte sich das an, doch Gorda zog die Hand viel zu schnell weg.

»Ah, das hat gutgetan«, sagte er und räusperte sich. Sein Mund war trocken.

»Du hast noch immer Fieber«, bemerkte sie.

»Und du kühle Finger.«

Geniert senkte sie den Blick, zugleich drückte sie ihren Handrücken sacht an seinen Hals.

»Das tut so gut, danke«, sagte er schwach. Fast meinte er zu spüren, wie die Ader an seiner Kehle die angenehme Temperatur in seinen Körper trug. Das heiße Pochen, das von seiner wunden Hand

ausgehend den gesamten linken Arm erfasste, konnte es jedoch nicht bessern.

»Warst du die ganze Nacht an meiner Seite?«

Sie erwiderte seinen Blick. »Ja. Aber bilde dir nichts darauf ein. Andere Schlafplätze gab es nicht.«

»Es tut mir leid, ich hoffe, ich habe nicht geschnarcht.«

»Viel schlimmer«, gab sie bissig zurück, und Maigar verschluckte sich beinahe an einer Erwiderung. Ein Mädchen wie sie war ihm in seinem bisherigen Leben noch nicht untergekommen. Ihr Mundwerk war ... erstaunlich. Ja, das traf es wohl am besten.

»Schlimmer?«, hakte er nach.

»Du hast geredet und geschnauft, als wollte man dir ans Leder.« Sie wechselte die Hand und legte nun die andere kühlend an seinen Hals. »Jarno ist der Name deines Bruders, nicht wahr?«

Er nickte und betrachtete indes, wie das erstarkende Licht das Braun ihrer großen Augen noch ein wenig wärmer aussehen ließ.

»Und Grimus?«

»Mein Wirkermeister. Er hat mir den Stein ...«

»Dieses Dreckschwein!«

»Gorda!«, keuchte er überrascht. Ganz langsam wuchs aus einem schmalen Lächeln ein breites Grinsen. »Was? Habe ich nicht recht?«

»Ich weiß nicht, er hatte auch einen Stein. Vielleicht wusste er es nicht besser.«

»Keinen Gedanken verschwendest du mehr an den, und erst recht keinen Traum, hörst du?« Sie tippte ihm mit dem spitzen Zeigefinger auf die Brust. »Dadrin ist jetzt kein Ort mehr für solche Leute, weder bei Tag noch in der Nacht.«

»Verstanden.« Er räusperte sich. »Es klingt jetzt bestimmt völlig verrückt, aber ich glaube, ich habe Geedal im Traum gesehen.«

»Die Göttin?«

Er nickte. »Nur einen Augenblick lang. Sie stand als brennende Gestalt plötzlich da und war gleich darauf wieder fort.«

Gorda runzelte die Stirn. »Mit ausgebreiteten Armen?«

»Ja. Hattest du diesen Traum etwa auch?«

»Vor einer Weile schon. Kurz nachdem Noréy bei uns an die Schule kam. Ich habe mir nichts dabei gedacht, ich träume allerlei komisches Zeug. Bis jetzt habe ich keinen Gedanken mehr daran verschwendet. Bei mir stand sie im Traum mitten im Dorf vor der Hütte, in die sie mich gesperrt haben.«

»Was hat der Traum deiner Meinung nach zu bedeuten?« Er rieb sich übers Kinn.

»Womöglich, dass wir wirklich in ihrer Gunst stehen.«

Plötzlich rollte ein wildes, heißes Rauschen durch Maigars Glieder, das absolut nichts mit einem Fieberschub gemein hatte. »Dann gehöre ich also dazu? Ich?«

»Tja, ich fürchte, wir werden dich nicht mehr los«, erwiderte sie flapsig. »Du bist einer der vier.«

Maigar konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Es fühlte sich an, als hätte er schlagartig eine Antwort auf all seine Fragen erhalten. Als würden sich die Irrwege, denen er bislang gefolgt war, zu einem einzigen, geraden Pfad vereinen. In seiner Brust breitete sich trotz der Schmerzen eine tiefe Zufriedenheit aus.

Gorda beobachtete ihn, und er blickte ihr tief in die Augen. Sie schwiegen gemeinsam, bis Maigar Stimmen wahrnahm.

»Die Meister sind wach?«

»Eine Weile schon. Willst du aufstehen?«

Er nickte, auch wenn es bedeutete, dass Gordas angenehme Berührungen ein Ende hätten. Vorsichtig stützte er sich mit seiner Rechten ab und setzte sich auf.

»Und?«

»Es geht.« Den kurzen Schwindel und das heftige Wummern in seinem Schädel verschwie er.

»Dann lasse ich dich allein auf deinem Weg zum nächsten Baum«, sagte Gorda, ohne ihn noch einmal anzusehen, und be-

gann, in den Beuteln zu kramen, die neben ihrem Schlafplatz aufgereiht waren.

Maigar hielt sich kurz am Zeltpfosten fest, bis er sich auf den eigenen Beinen sicher genug fühlte, dann trat er ins Freie. Nebel hing als wattige Schicht zwischen den Bäumen, von der niedrigen Sonne in ein goldenes Leuchten gehüllt. Überall tropfte es aus den Kronen, wo durstige Flechten die winzigen Perlen aus der Luft kämmt. Auch die langen, feinen Nadeln der Haarkiefern leiteten die Feuchtigkeit ab und ließen sie dicht am Stamm zu Boden fallen. Ohne diese Fähigkeit würden die Bäume hier nicht gedeihen können.

Maigar begann langsam, Wald und Berge zu verstehen, doch sein Herz zog es zum Meer, besonders heute, da er sich fühlte, als wäre ihm ein neues Leben geschenkt worden. Nein, nicht geschenkt. Mit Blut und Schweiß erkaufte er es sich. Vorsichtig ballte er seine Linke zur Faust und wurde prompt mit einem heftigen Schmerz belohnt. Dennoch begrüßte er dieses Gefühl. Es bewies, dass er lebte und dass er seinen Fehler selbst korrigiert hatte.

Vielleicht würde doch alles wieder gut werden. Er wagte es nicht, nach seinem Schatten zu tasten, ahnte, dass dieser Zeit brauchen würde, um sich von seiner langen Gefangenschaft zu erholen. Doch wenn ihm Geedal tatsächlich im Traum erschienen war, dann hatte er jeden Grund, an Besserung zu glauben. Denn ein Auserwählter ohne Schatten – das war unmöglich.

Maigar atmete die kühle Bergluft ein und schloss die Augen. Er konnte Gorda in ihren Taschen kramen hören, Wassertropfen, die auf trockene Laubstreu fielen, ein Felsenhähnchen, das ganz in der Nähe seine monotonen Rufe ausstieß und zu diesem Land gehörte wie der goldrote Sandstein und die singenden Haarkiefern.

Nicht weit, aber außerhalb seiner Sicht, unterhielten sich Meister Torik und Meisterin Aurora.

»Es ist ein Geschenk der Götter«, sagte er gerade leise, aber mit viel Überzeugung. »Wir müssen es nützen.«

»Nein. Nicht auf diesem Weg, Torik. Alles andere, aber das nicht«, erwiderte sie.

»Er hat sein Schicksal selbst gewählt, Aurora. Dann muss er diesen Pfad auch bis zum Ende gehen.«

Sprachen sie von ihm? Maigar wurde etwas mulmig, aber er war Toriks Meinung. Er hatte sich entschieden, und er würde es durchziehen.

Aurora erwiderte etwas, das er nicht verstand, doch es schien Torik ein wenig aus der Fassung zu bringen, denn seine Antwort fiel heftig aus. »Schwöre es mir! Schwöre mir bei dem Eid, den wir alle geleistet haben, dass du nicht versuchen wirst, es zu verhindern. Du kannst ihn nicht retten, wenn sein Schicksal schon entschieden ist! Wir sind alle Teil von etwas Größerem, dein weiches Herz steht dir nur im Weg.«

Maigar war irritiert. Er hatte nicht geahnt, dass Meisterin Aurora etwas an ihm lag. Also mehr als die Hoffnung, er könnte einer der auserwählten vier sein. Oder sprachen sie gar nicht von ihm?

Er trat ins Freie. Die Meister standen bei ihrem Zelt und verstummten nun. Torik, der Aurora an den Schultern gefasst hatte, ließ seine Hände sinken. Zögernd trat Maigar zu ihnen. Ihre Blicke sagten deutlich, dass er störte, doch zugleich wirkten sie angenehm überrascht, ihn zu sehen.

»Wie geht es ...«

Ein gewaltiger Knall ließ sie alle zusammenzucken. Er rollte als Beben durch den Boden und versetzte die Pferde in Panik. Vögel stoben aus dem Wald auf, Krähen schrien Warnungen.

Maigar hatte sich instinktiv geduckt.

»Der Rand! Das kam vom Rand her!«, keuchte Torik.

Gorda stürzte aus dem Zelt. Als sie gerade bei ihnen ankam, zog ein lautes Zischen alle Blicke auf sich. Aus dem Westen raste etwas Dunkles über den Himmel. Formlos erst, dann wuchsen zwei Ausläufer zu ledrigen Schwingen.

»Er ist es!«, sagte Aurora ungläubig.

Der Schattendrache zog einen Kometenschweif aus Randpartikeln mit sich und hielt genau auf sie zu. Dann war er auch schon über ihnen. Nun war nichts Weiches, Schattenhaftes mehr an der Kreatur. Jahor ritt auf einem leibhaftigen Drachen. Er würdigte sie keines Blickes, sondern bog nach Norden ab, hinein in den Gipfelwald von Gralis' Zinnen.

»Er will zu Noréy!«, wurde Maigar klar. Irgendwie musste es ihr gelungen sein, ihn zu sich zu rufen. »Sie hat es geschafft.«

»Das glaube ich erst, wenn es ihr gelingt, ihn herzubringen.« Torik sah dem Mirakler mit finsterem Blick nach. »Hoffentlich hat er nicht auch für sie einen Dolch vorgesehen.«



NORÉY

Das verirrte Stückchen Wilder Rand, das Noréy eingesperrt hielt, pulsierte, während es mehr und mehr Kreaturen gegen sie ins Feld führte.

Anfangs war es Noréy noch leicht vorgekommen, die vielen Krabbler und seltsamen geflügelten Wesen, kaum eines größer als ein Schillersperling, in Schach zu halten.

Dutzende krümmten sich zu ihren Füßen oder zuckten um den Fels herum verteilt, wobei sich Noréy noch immer nicht durchringen konnte, diese eigentlich unschuldigen Wesen zu töten.

Doch mittlerweile hatte sie manche wohl drei-, viermal mit einem Schlag von ihrer Felseninsel herunterbefördert, und ihre Arme waren schwer wie Blei. *Vielleicht sollte ich sie doch töten, um nicht jeden Kampf zermalmen zu müssen.* Denn einmal verwandelt, würden diese Wesen niemals wieder normal werden können.

Die Sonne stieg unerträglich langsam höher. Schon wuchs Noréys Schatten an der zunehmenden Helligkeit, doch wenn es so schleppend weiterging, würde es niemals reichen, um ihrem Gefängnis durch die Luft zu entfliehen. Sie hatte versucht, die Schatten der Dinge zu beeinflussen, wie sie es mit Aurora geübt hatte,

doch hier war es anders. Sie schaffte es nicht, die Schatten für sich zu gewinnen, denn sie waren bereits verändert und gehorchten nur noch dem schillernden Zauber.

Mit einem markerschütternden Heulen schwirrte ein Schneehase mit großen Käferflügeln auf sie zu. Noréy holte mit dem Buch aus, doch ihre Bewegung war zu langsam und die Kreatur zu flink. Der Hase wich aus, stieß sich mit den kräftigen Hinterbeinen an ihrem Arm ab und verbiss sich in ihrem Hals. Das tat weh! Noréy bekam den Pelz des Wesens zu fassen und zog, doch das kleine Biest ließ nicht los. Sie schrie vor Schmerz und Wut und stieß erstmals mit dem Dolch zu.

Nichts.

Die Kreatur schien keinen Schmerz zu spüren. Noréy stach noch einmal zu, und ihr pelziger Gegner erschlaffte. Beide Hände waren nötig, um die starren kleinen Kiefer auseinanderzubiegen.

Noréy schleuderte die Kreatur angewidert von sich und tastete nach der Wunde. Ihr zerrissener Kragen fühlte sich an der Stelle ganz glitschig an. Das war eindeutig Blut.

Im nächsten Moment berührte etwas ihre Füße. Noréy reagierte sofort, trat zu und sprang zurück. Wie hatte sie sich nur ablenken lassen können? Auf dem Fels vor ihr wimmelte es vor kleinen Kreaturen, und jede einzelne wollte ihr das Fleisch von den Knochen nagen.

Sie trat und schlug um sich, doch es waren einfach zu viele. Und schon sirrten und schwirrten die nächsten heran. Es ging nicht mehr länger! Sie musste ihren Schatten wecken. Entweder gelang ihr die Flucht beim ersten Versuch, oder sie ging dabei drauf. Aber sie würde sich auf keinen Fall bei lebendigem Leib von Tausenden kleinen Fängen und Zähnen zerreißen lassen.

Sie schlug weitere Kreaturen aus der Luft, dann vernahm sie plötzlich ein Wummern, so tief, als könnte sie den Herzschlag Abreliens hören.

Mit einem wütenden Schrei ließ sie ihren Schatten hervorschnel-

len. Doch er wurde nicht zum Greifen. Er gehorchte nicht! Stattdessen formte er eine wuselnde Masse aus Nadeln und waberte um sie herum.

»Bist du wahnsinnig? Was tust du denn?«

Im gleichen Moment explodierte er. Abertausende Nadeln aus Schattenmagie strömten in alle Richtungen auseinander und streckten jedes einzelne veränderte Wesen nieder. Von der Mücke bis zum Felsenspringer, alles starb.

Noréy presste die Hände auf den Mund, um nicht zu schreien. Ihr Schatten war fort, er hatte sich bis zur letzten Faser für sie aufgeopfert.

Ein Grollen lief durch den Wilden Rand, und noch immer war da der tiefe, donnernde Herzschlag Abreliens, so viel langsamer als das panische Rasen in ihrer Brust.

Doch nein, was sie da hörte, war kein Wummern in der Erde ... Es kam aus der Luft.

Es waren Flügel! Gewaltige ledrige Flügel!

»Noréy!«, hörte sie einen dünnen Ruf. Eine Stimme, die sie überall und in jeder Situation erkannt hätte. Die sie im Träumen und im Wachen verfolgte.

Jahor, formte Noréy seinen Namen mit den Lippen, doch sie brachte es nicht über sich, ihn auszusprechen.

Flügelrasseln.

Die Randmagie setzte zum nächsten Angriff an. Nicht alle Kreaturen waren tot. Vielleicht ein Dutzend schwirrte unkoordiniert auf sie zu. Noréy hob Dolch und Buch auf, doch ihre Arme waren beinahe zu schwer, um ihre Waffen zu heben.

Dann waren die geflügelten Biester auch schon da. Der kleine Schwarm teilte sich auf und griff von allen Seiten zugleich an.

Zwei streckte Noréy sofort nieder, doch ein drittes Wesen verhedderte sich in ihrem Haar. Insektenbeine schrappten über ihre Kopfhaut und sandten Ekelschauer über ihren Rücken.

Dann zerriss ein heller Blitz den Himmel über ihr. Schattenklingen schnitten durch die Barriere, und während diese zu dröhnen begann wie ein gewaltiger Gong, flog Jahor auf seinem grauen Drachen über das bunte Schimmern hinweg und tauchte durch eine Lücke zu ihr hinab.

Die Kreaturen schienen schlagartig zu vergessen, was ihre Aufgabe war, und irrten kopflos umher. Der Wilde Rand richtete seine gesamte Aufmerksamkeit auf die Schnitte, die Jahor ihm zugeführt hatte.

Noréy hatte keinen Blick für das bunte Hitzeflirren, mit dem die magische Barriere die Lücken schloss.

Jahor war gekommen!

Gegenwart und Vergangenheit überlagerten sich. Sie sah ihn erneut mit Torik auf dem Wall stehen und ihm dann den Dolch in die Seite rammen ... All das Blut ...

»Noréy! Kannst du fliegen?«

Kein Wort brachte sie heraus. In ihrer Kehle baute sich Druck auf, nein, ein Schrei war das. Sie wollte Jahor davonjagen, ihm ihren gesamten Zorn ins Gesicht brüllen. Niemals würde sie ihm verzeihen! Und auf seine Hilfe konnte sie auch verzichten.

Der Drache landete gleich neben ihrer kleinen Felseninsel. Als sie nicht reagierte, löste er sich in Teilen auf und floss um den Stein herum, bis Jahor so nahe war, dass er sie beinahe berühren konnte.

»Komm!«, rief er und streckte die Hand aus.

Ihre Kraft reichte gerade so aus, um verneinend den Kopf zu schütteln.

Jahor schien es nicht zu bemerken oder sehen zu wollen. Er beugte sich vor, nahm sie am Arm, und sie folgte wie eine willenlose Puppe, fast als stünde sie unter einem Bann.

Wie früher stieg sie hinter ihm auf. Er reichte ihr die Steige mit ihrem Zeug, und als sie das Buch hineingesteckt und die Riemen über die Schultern gestreift hatte, erhob sich der Schattendrache.

»Halte dich fest«, sagte Jahor.

»Eher verwandeln sich Orrothans Krähen in weiße Tauben«, gab sie zurück. Sie würde garantiert nicht wie früher ihre Arme um seine Mitte schlingen und sich an ihn schmiegen.

Jahor erwiderte nichts, stattdessen wuchs Schatten über ihre Oberschenkel und verankerte sie auf diese Weise auf dem Grauen.

Der Drache kämpfte sich beinahe senkrecht aufwärts, um durch die kreisrunde Lücke über ihnen zu entfliehen. Seine Flügel peitschten durch die Luft und brachten sogar die magische Barriere zum Beben. Der Windzug wirbelte die vielen kleinen leblosen Kreaturen herum, bis sie sich wie Herbstblätter in Gebüsch und zwischen Geröll verfangen.

Dann endlich gewannen sie an Höhe, und Noréy merkte, wie ihr ein wenig leichter ums Herz wurde. Ein kleiner, unvernünftiger Teil von ihr erlag dem Gefühl von Sicherheit, das sie früher immer in Jahors Nähe verspürt hatte.

Sie durfte es nicht zulassen. Also legte sie ihre rechte Hand um den Griff des Dolches, der nun wieder in ihrem Kamarband steckte. Dies war die Waffe, mit der er Torik angegriffen hatte. Der junge Mann, der vor ihr auf dem Schatten saß, war ein Fremder, ein Mörder. Sie durfte sich nicht von ihren alten Gefühlen einlullen lassen.

»Nach Süden«, sagte sie nur, und Jahor ließ seinen Schatten abdrehen. Der Wind hob beim Richtungswechsel sein Haar an und strich es ihm danach wieder fest an den Kopf. Der kleine Wirbel in seinem Nacken, den sie immer so geliebt hatte, war noch da.

»Woher wusstest du, wo ich bin?«, rief sie gegen das Brausen an.

»Wusste ich ja gar nicht. Aber ich habe es gespürt.«

»Gespürt?« Warum hatte sie *ihn* dann nicht gespürt?

»Du warst in Lebensgefahr.«

»Also bist du gekommen, um mich zu retten? Darauf hätte ich ganz gut verzichten können! Ich hatte alles unter Kontrolle.«

»Ist das so?«, fragte er mit dem alten, wohlvertrauten Spott in der Stimme, der sie reizte, aber nie böse wurde.

»Die Kreaturen waren tot, oder nicht?«

»Und dein Schatten beinahe aufgebraucht. Wie wolltest du aus der Randmagie entkommen?«

»Das lass mal meine Sorge sein.«

Unter ihnen huschten Berge, enge bewaldete Täler und Brachen dahin. Der Flug verging viel zu schnell, um das Gespräch in die richtige Bahn zu lenken. Wie sollte sie ihm erklären, dass sie nach ihm gesucht hatte?

»Was war das überhaupt? Randmagie, die sich aus der großen Barriere löst? Das ist nicht gut.«

»Die Götter haben die Geduld mit uns verloren.«

Jahor lachte trocken auf. »Oh ja, das haben sie.«

»Du bist noch immer einer der vier Auserwählten, Jahor. Du kannst deinem Schicksal nicht entkommen.«

Sie beobachtete, wie sich seine Haltung änderte, die Schultern regelrecht erstarrten, während ein Blitzgewitter durch den Schattendrachen lief. Er neigte den Kopf zur Seite, sodass sie die Anspannung auch in seiner Wange sehen konnte.

Auf eine Erwiderung würde sie lange warten können. Zu lange. Schon näherten sie sich dem Treffpunkt.

»Da runter.«

»Da ist doch nichts!«, erwiderte Jahor, doch der Drache zog bereits die Flügel an, und sie begannen zu sinken. Eine dünne Rauchsäule zeigte an, wo genau die kleine Gruppe aus Sel Nedara ihr Lager aufgeschlagen hatte.

Noréy entdeckte zwei Zelte und in einem kleinen Bereich, der mit Seilen abgetrennt war, die Pferde.

Der Drache kippte ab und zog kreisend tiefer. »Da ist mein Pferd!« Jahor sah sich überrascht zu Noréy um. »Was macht er hier?«

»Ich habe nach dir gesucht.«

JAHOR

Sie hatte was? Ihn gesucht? Er war kurz davor, seinen Schatten wieder in die Höhe zu lenken und mit Noréy irgendwo in den Bergen zu landen. War ihr Hass auf ihn etwa nicht so groß, wie er erwartet hatte?

Nein. Besser, er machte sich gar nicht erst etwas vor. Sie suchte ihn nicht ihretwegen, sondern weil sie ohne ihn nicht die Prophezeiung erfüllen konnten. Dennoch zögerte er, und sein Schatten spürte es, schlug kräftiger mit den Flügeln und gewann an Höhe.

»Du landest, Jahor!«, zischte Noréy ihn an, schlang den linken Arm um seine Mitte und drückte etwas Spitzes in seine Seite.

Er sog scharf die Luft ein. Seine Rippen bebten gegen die Klinge eines Dolchs. Er musste ihn nicht sehen, um zu wissen, was es war. Noréy presste die Waffe genau an die Stelle, wo er Torik den tödlichen Stoß zugeführt hatte.

»Ja doch!«, erwiderte er schnell und lenkte seinen Schatten auf eine Lichtung in Nähe der Pferde. Sein Brauner wieherte, sobald er ihn witterte, doch Jahor hörte es kaum.

Sobald sie den Boden berührten, löste er den Drachen so weit auf, dass Noréy und er sanft zu Boden sanken. Seine Hoffnung, sie würde die Klinge sinken lassen, sobald sie gelandet waren, erfüllte sich nicht. Stattdessen drückte Noréy sogar noch etwas fester zu. »Wage es nicht, jetzt zu verschwinden.«

»Noréy, ich ...«

»Versprich es!« Sie meinte es wirklich ernst. Jahor fluchte innerlich, dann nickte er. »In Ordnung, ich bleibe, bis du mich fortschickst.«

Das unangenehme Stechen in seiner Seite endete sofort, und Noréy ging auf Abstand.

Im nächsten Moment stürmte Gorda auf sie zu, würdigte ihn keines Blickes und schloss Noréy in die Arme. »Du hast es geschafft!«

»Ja, wenn auch nicht wie geplant. Lass uns gehen, ich ertrage seine Nähe keinen Augenblick länger.«

Das habe ich gehört, dachte Jahor. Doch was hatte er auch erwartet? Mochten ihm auch die Zwillingsgötter der Nacht erschienen sein, es änderte nichts an dem Verbrechen, das er begangen hatte.

»Du bist verletzt.« Gorda blieb ruckartig stehen und musterte das Blut auf Noréys Kragen.

»Nicht schlimm.«

»War er das?« Gorda schnellte zu ihm herum und bedachte ihn mit einem giftigen Blick.

»Nein, liebe Freundin.« Noréy schüttelte den Kopf. Weitere Erklärungen würde es scheinbar vorerst nicht geben.

Gorda musste sich sichtlich zusammenreißen, um nicht nachzuhaken. Sie funkelte Jahor noch einmal wütend an und wechselte dann das Thema. »Maigar konnte den Stein entfernen. Er hat Fieber und ist schwach, aber er wird sich erholen.« Sie legte Noréy einen Arm um die Mitte, und die Mädchen gingen los. »Und sein Schatten?«, fragte diese leise.

»Dafür wird er dich brauchen. Es ist gut, dass du hier bist.«

Jahor folgte ihnen schweigend und merkte erst jetzt, dass Noréy seinen eigenen Dolch im Gürtel trug. Er sah genauer hin. Das Braune, das konnte doch nicht ...! Haftete etwa noch immer Toriks Blut an dem Griff? Es sah so aus. Das war typisch Noréy. Die Waffe war ihr Mittel der Wahl, um ihre alten Gefühle für ihn abzutöten. Er konnte sich genau vorstellen, wie sie jedes Mal, wenn sie ein wenig wankte, die Klinge betrachtete und ihre Zweifel von dem trockenen Blut ausradieren ließ.

Sie tauchten in den Wald ein, doch die Bäume lichteten sich nach wenigen Schritten wieder. Rauchgeruch hing in der Luft und bildete Schwaden, die in der Windstille zwischen den Haarkiefern festhin-

gen wie dicke, verstaubte Spinnweben. Noch immer wieherte sein Pferd und weckte in Jahor verstohlene Freude, hatte er doch geglaubt, das treue Tier für immer zurückzulassen.

Schon schimmerte der helle Leinenstoff der Zelte zwischen schütterem Gesträuch, als etwas Jahor mitten in der Bewegung erstarren ließ. Er kannte den schwarz gekleideten Mann, der sich dort mühsam erhob.

»Das ... Das kann nicht sein!«, keuchte er ungläubig. Nach der Begegnung mit Neltor und Neljanna hielt er vieles für möglich. Aber ein leibhaftiger Geist? Nein, das war zu viel.

»Du ... Du bist tot!«, schrie er und strauchelte rückwärts.

»Wie du siehst, bin ich es nicht.«

Jahor streckte abwehrend die Hand aus. »Geh weg, lass mich in Frieden!«

Torik starrte ihn aus seinen dunklen Augen an, während Aurora an seine Seite trat und ihn wie beiläufig berührte. Der alte Schattenritter war kein Geist. Die anderen sahen ihn auch. Die Art und Weise, wie Torik sich hielt, die tiefen, angespannten Linien im Gesicht – all das deutete auf Schmerzen hin ... Ja, Jahor hatte ihn eindeutig schwer verletzt, aber nicht getötet. Dabei war er so sicher gewesen ...

Und was nun? Ging alles wieder von vorn los? Er hatte seinen Schwur nicht erfüllt, sein Eid band ihn weiter ... Die kurze, bittere Freiheit, die er gespürt hatte – sie war nicht von Wert gewesen.

Was war er nur für ein Versager? Er hatte es geschafft, das Kostbarste, was er besaß – Noréys Liebe –, für ein Ziel zu opfern, das er dennoch nicht erreicht hatte.

Seine Knie wurden weich. »Nein, das akzeptiere ich nicht!«, stöhnte er und stolperte, bis er mit dem Rücken an einen Baum stieß. Dann verließ ihn sämtliche Kraft. Langsam ließ er sich an der rauen Borke hinabgleiten und stützte den Kopf in die Hände.

Alles in ihm schrie nach Flucht. Am liebsten wäre er aufgesprun-

gen, hätte sich in seinen Schatten gehüllt und wäre davongeflogen. Aber auch das war nun unmöglich. Er hatte Noréy sein Wort gegeben.

Schütteres Gras und altes Laub raschelte.

Jemand setzte sich neben ihn. Der kurze Schmerzenslaut ließ keinen Zweifel daran, wer es war.

»Hast mich ganz schön übel erwischt, Junge. Das war ein tödlicher Hieb, perfekt ausgeführt. Deine List ...«

Jahor schüttelte den Kopf. Er wollte nicht mit ihm reden. Toriks Gegenwart war wie Säure, die Tropfen für Tropfen auf ihn fiel und sich in sein Herz ätzte.

»Sieh mich an, Jahor!«, kommandierte der alte Schattenkrieger. »Sieh mich an und sag mir, warum.«

Langsam, wie gegen einen Widerstand, hob er den Kopf und streifte sich das Haar aus der Stirn.

»Ein Schwur«, begann er, und dann flossen die Worte nur so aus ihm heraus. Er erzählte von der Verzweiflung, mit der ihn seine Mutter gerettet hatte, von dem Gefühl, sämtlichen Halt zu verlieren und nur noch zu fallen. Davon, wie das einzige Mittel, um den Sturz in die endlose Tiefe aufzuhalten, der Schwur gewesen war. An ihm hatte Jahor sich langsam wieder ins Leben zurückgezogen. Der Schwur allein hatte ihm Sinn und Ziel gegeben.

Während er sprach, unterbrach Torik ihn kein einziges Mal. Seine dunklen Augen verloren den Fokus, als würde er in seine eigene Vergangenheit zurückkehren. Schließlich nickte er. »Ich verstehe.«

»Wirklich?«

»Ja. Auch ich war einmal jung, Jahor. Und du warst damals sogar noch ein kleines Kind. Auch mich haben Hass und der Wunsch nach Vergeltung angetrieben, und für eine Weile waren sie das Einzige, was mich am Leben hielt. Aber es ist eine schale Existenz. Jahre

hast du so verbracht und diesen dunklen Schwelbrand in dir geschürt, bis es so weit war. Doch was nun? Ich wandle noch immer auf dieser Welt, wenngleich meine Tage als Krieger vorüber sind. Wirst du es wieder versuchen und mir auch noch das bisschen Leben nehmen, das mir geblieben ist?«

In Jahor krampfte sich alles zusammen. Er war ein schlechter Lügner. Der Eid war nicht erfüllt, er hatte keine Wahl. Er würde seine Ziele nicht verheimlichen können.

Torik fluchte unterdrückt. Er brauchte Jahors Geständnis nicht, um zu wissen, wie es zwischen ihnen stand.

»Du weißt, dass ich jeden wachen Moment meiner Existenz die Erschaffung des Randes bereue, aber das wird dich nicht von deinem Eid entbinden. Doch etwas anderes kann es, wenn dein Herz noch nicht vollends vergiftet ist. Und wenn du dich je wieder mit Noréy versöhnen willst, dann ist dies der Weg, den du einschlagen musst. Ich war tot, Jahor. Mein Herz hatte aufgehört zu schlagen, mein Atem war versiegt. Ich war tot, bis Noréy mich mit Schattenweberei wieder zurückbrachte. Und das bedeutet: Dein Eid ist erfüllt und ist es doch nicht. Es liegt nun an dir. Du stehst an einer Weggabelung. Wähle weise. Aber wähle.«

Torik drehte sich schwerfällig zur Seite, erhob sich erst auf die Knie und benutzte dann den Baumstamm als Stütze, um sich ganz aufzurichten. Sein Schatten kroch winzig und scheu hinter ihm her.

Das war ich, wurde Jahor klar. Ich habe den größten Krieger aus alter Zeit zu dieser halb leeren Hülle degradiert. Er war gestorben und ist nur noch als das hier ins Leben zurückgekommen.

Reichte es?

Er wollte so gern glauben, dass sein Eid damit erfüllt war. Vor wenigen Tagen hatte er sich noch gewünscht, seine Tat ungeschehen zu machen, und sie bereut. Aber da hatte er auch geglaubt, diese Wahl nicht zu haben.

Er musste nachdenken. Neltor hatte ihm diese Möglichkeit schon

angedeutet. Es war, als würden die Götter ihm noch eine zweite Chance geben. Es wäre unsagbar dumm, sie nicht zu ergreifen. Aber er konnte jetzt nicht einfach Ja sagen. Mindestens eine Nacht würde er sich geben, um seine Entscheidung endgültig zu fällen.

»Hasst du mich?«, richtete er seine Worte an Torik.

»Hass?« Der Schattenkrieger seufzte. »Nein, den habe ich hinter mir gelassen. Ob ich dir vergebe, wird an der Entscheidung liegen, die du triffst. Nur daran. Doch was bedeute ich dir schon? Denk lieber an Noréy.«

Und er dachte an Noréy.



NORÉY

Keine Ahnung, wo er herkam, ist mir ehrlich gesagt auch völlig egal«, fauchte Noréy.

»Aber er hat dir das Leben gerettet, verstehe ich das richtig?«, hakte Gorda nach.

»Womöglich«, presste Noréy hervor.

»Damit hat er noch lange nichts wiedergutmacht, jedenfalls bei mir nicht!«

»Bei mir auch nicht«, stimmte Noréy zu. Sie hatte Gorda alles von ihrer Reise und dem Kampf gegen die Kreaturen erzählt, während sie gemeinsam ein weiteres Zelt aufstellten. Nichts hätte sie dazu bewegen können, eines mit Jahor zu teilen. Der würde zu Maigar ziehen dürfen, und Gorda und sie würden dieses hier nehmen.

Nun hielt Gorda erneut inne. Die Anspannung stand ihr ins Gesicht geschrieben. Als sie schwieg und nur ihr Mund einen immer verkniffeneren Ausdruck annahm, trat Noréy näher. »Was?«

»Wie stellt Torik sich das vor?«, erwiderte sie gepresst. »Wie sollen wir vier zusammenarbeiten? Wie soll ich Jahor vertrauen können? Und du erst? Was er von dir verlangt, ist schlichtweg unmöglich.«

Noréy blieben die Worte im Hals stecken. »Ich ... Ich weiß es ja selbst nicht. Mir fällt es ja schon schwer, in seiner Nähe zu sein. Aber irgendwie werden wir es hinbiegen müssen. Wir müssen! Besonders, nachdem uns allen Geedal im Traum erschienen ist, sie schaut auf uns.«

Gorda seufzte. Noréy rieb ihr aufmunternd über den Arm. Es gab nichts mehr zu sagen.

Jahor war lange an dem Baum hocken geblieben, wo Torik sich mit ihm unterhalten hatte. Nun stand er bei den Pferden. Als Noréy zuletzt zu ihm gesehen hatte, umarmte er seinen Braunen und vergrub das Gesicht in dessen dichter Mähne. Das Tier stand ganz still, während Jahor sich ausweinte oder womöglich neue Mordpläne schmiedete.

Sie versuchte, bei dem Anblick nichts zu empfinden, doch ein Teil von ihr erinnerte sich, wie verletzt Jahor war, und strebte zu ihm.

Seine bloße Anwesenheit riss sämtliche Wunden auf und stürzte sie in einen Sog schmerzhafter Empfindungen.

»Willst du mal nach Maigar sehen?«, fragte Gorda nun. »Er wirkt so hoffnungslos. Ihm ist gar nicht klar, wie wahnsinnig tapfer er war.«

»In Ordnung, aber mein Schatten ist für heute außer Gefecht.«

»Geh zu ihm, ich werfe eben noch unsere Decken und das andere Gepäck rein und komme nach.«

Noréy war jede Ablenkung recht, außerdem wollte sie wirklich nach Maigar sehen. Abgesehen von der Prüfung, die er ganz allein gemeistert hatte, gehörte er nun wirklich zu ihnen. Er war der vierte Auserwählte. Die Feuergöttin war ihm erschienen. Gorda hatte ihr eben von dem Traum erzählt, den sie beide gehabt hatten, und das verhiess ausnahmsweise wirklich einmal Gutes.

Maigar hielt sich nicht in seinem Zelt auf, sondern lag gleich da-

neben, wo er seinen Umhang auf einer dicken Laubschicht ausgebreitet hatte.

Er regte sich nicht, doch Noréy spürte sofort, dass er nicht schlief. Sie setzte sich schweigend neben ihn, während er angestrengt in sich hineinzuhorchen schien.

Schon vor einer Weile hatte er ihr von den Meditationsübungen erzählt, mit denen die Wirker sich in einen besonderen Geisteszustand versetzten. Seine Augen zuckten unter den Lidern, als sähe er ein ganzes Kaleidoskop von Farben und Erlebnissen vor sich, während sein Körper vollkommen still dalag. Die linke Hand ruhte dick verbunden auf seiner Brust, den rechten Arm hatte er gerade an den Körper gelegt. Ungewöhnlich blass wirkte er für einen vom Seevolk, als wäre er lange krank gewesen oder hätte viel Blut verloren.

Als er schließlich die Augen öffnete und sich aufrichtete, wirkte er nicht weiter überrascht, sie zu sehen. Sein Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Schön, dass du zurück bist«, sagte er, dann verfinsterte sich sein Blick, als er den Verband entdeckte, der unter ihrer Tunika hervorblitzte. »War er das?«

»Nein. Lassen wir das Thema ruhen, Maigar. Bitte. Ich ...«

»Verstehe«, erwiderte er kühl und sah dabei doch aus, als würde er am liebsten aufspringen und Jahor eine Tracht Prügel verpassen. Noréy war es schleierhaft, wie sie und die anderen drei je zu einer Gemeinschaft zusammenfinden sollten, und dann auch noch in der kurzen Zeit, die ihnen vor der Sonnenwende noch blieb. Vielleicht war aber auch das die Prüfung. *Gräben überwinden*, hatte in einem der Bücher gestanden. In diesem Moment wünschte sie sich, es wäre tatsächlich einfach eine tiefe Narbe im Boden, wie der Riss in Ber Glanden. Lebensgefährliche Kletterei erschien ihr machbarer als nur ein einziges normales Gespräch zwischen Jahor, Maigar, Gorda und ihr. Aber sie war nicht hergekommen, um sich in Grübeleien zu verlieren, sondern für Maigar.

»Hast du eben deinem Schatten nachgespürt?«

»Ja. Aber ich finde ihn nicht«, erwiderte er betrübt.

»Da ist gar nichts?«

»Es ist, als würde er sich vor mir verbergen. Ich erahne eine Präsenz, doch ob er sich vor mir fürchtet oder einfach nicht mehr genug von ihm übrig ist? Ich kann es nicht sagen.«

Noréy griff nach seiner rechten Hand. »Wir werden es gemeinsam herausfinden. Ich helfe dir, versprochen.«

Er sah mit einem seltsamen Flimmern in den Augen zu ihr auf.
»Danke.«

»Soll ich nachsehen, ob er da ist?«

»Ja und nein.« Er drückte ihre Hand. »Ich habe so viel falsch gemacht. Ich fürchte mich vor dem, was du finden wirst. Aber ich will es wissen.«

»Dann sieh mich an. Wenn die Augen das Fenster zur Seele sind, dann vielleicht auch zu deinem Seelenbegleiter. Ich ... Ich habe das noch nie gemacht, Maigar. Es gibt kein Wissen, keine alten Bücher, auf die ich mich stützen kann.«

»Versuch es, bitte.«

Dunkle Wimpernbogen beschatteten seine Augen, die so grün waren wie Moos nach einem regnerischen Sommer. Noréy sog die Farbe auf, weitete ihren Blick, bis alles verschwamm, dann begann sie, nach dem Geflecht zu suchen, nach dem Gewebe aus Zwielight, das alles und jeden umspannte.

Was sie fand, waren Narben und offene Wunden. Maigars gesamter Körper war durchzogen davon. Das Geflecht des Sonnensteins starb nur langsam ab und schien dabei eine Art Gift freizusetzen, das bei Maigar Fieber und Schwäche auslöste. Im linken Arm waren frische Narben. Er musste sich mit dem Stein auch ein Teil seines Wegenetzes herausgerissen haben. Schon die Vorstellung sorgte bei Noréy für Übelkeit.

Wer so irrsinnig tapfer war, hatte es verdient, dass die Tortur von Erfolg gekrönt war.

Sie folgte den Spinnenfäden des Kristalls tiefer und tiefer. Längst bewegte sie sich nicht mehr gedanklich durch Maigars Körper, sondern auf einer anderen Ebene: dem Schattengeflecht. Wie eine Karte führte es Noréy zu seinem dunklen Begleiter, und was sie dort sah, war auf eine besonders grausame Art erstaunlich.

Sie zuckte zusammen und wurde ins Hier und Jetzt zurückkapultiert.

Maigar drückte erschrocken ihre Hand und ließ sie gleich darauf los. »Sag schon! Dann ist es also so furchtbar, wie ich gedacht habe. Alles umsonst. Ich bin einem Traumgebilde hinterhergehetzt, und nun habe ich nicht einmal mehr meine Wirkermagie!«

»Maigar, nein! Das stimmt nicht! Dein Schatten lebt. Aber die Überreste des Steins wirken noch nach.«

»Was sagst du da?«

»Dein Schatten ist eingesperrt wie in einer Art Kapsel. Indem du den Stein entfernt hast, ist nicht sofort alles aus deinem Körper verschwunden. Es zersetzt sich, aber langsam. Das Gefängnis hat Risse, und es wird bersten, aber noch besteht es. In ein, zwei Tagen wissen wir mehr. Gib deinem Schatten diese Zeit. Heile. Dann gehen wir den nächsten Schritt ... und dieses Mal gemeinsam.«

Er nickte. »Danke.«

TORIK

Er beobachtete Noréy mit dem jungen Wirker, ahnte, was sie taten. An der Freude auf Maigars Gesicht war abzulesen, dass sein Schatten lebte.

Jedes kleine Steinchen schien an seinen Platz zu wandern, und das komplexe Mosaik, das bislang nur in seinem Kopf existiert

hatte, nahm Formen an, wenngleich Torik nie gedacht hätte, beinahe sein Leben zu verlieren, bevor sie auch nur in der Nähe von Ber Glanden waren. Doch er würde zusehen können, wie die Ausgewählten ihr Ziel erreichten, und sei es auch nur als schwacher, alter Mann.

Jahor durfte keine zweite Gelegenheit bekommen, ihn zu ermorden oder gar Aurora anzugreifen. Sie schien nicht zu ahnen, dass auch sie ein mögliches Ziel seines Rachefeldzugs sein könnte.

Noréy hatte ihm hastig erzählt, dass sie von einem Stück Wilden Randes eingeschlossen worden war. Das Konstrukt war also weit instabiler, als er für möglich gehalten hatte.

Zum Glück war die magische Materie in einem unzugänglichen Tal hängen geblieben. Nicht auszumalen, wenn sie es bis in eine Siedlung geschafft hätte. Doch dass etwas Vergleichbares passierte, war nur noch eine Frage der Zeit. Die Götter verloren ihre Geduld mit den Menschen. Es musste ihnen um jeden Preis gelingen, bis zur Sonnenwende in Ber Glanden zu sein und sich Geedals Prüfung zu stellen!

Die alten Schattenbändiger und ihre Verbündeten tauschten Nachrichten aus. Der Rand bewegte sich an vielen Stellen und rückte vor. In Arboressea und anderen befestigten Städten kam es zu Unruhen. Jeder Bote wusste von weiterem Blutvergießen zu berichten. Das meiste behielt Torik für sich. Es reichte, wenn die Ausgewählten von der Dringlichkeit wussten. Er wollte Noréy nicht noch mehr beunruhigen. Alles hing von ihr ab.

Hätte Noréy ihre Kraft nicht bis zum letzten Schattenfetzen verbraucht, hätte er sogar heute noch zum Aufbruch gedrängt, so sehr mussten sie eilen.

Er konnte auch später vielleicht noch darauf hoffen, dass sie seinen Schatten stärkte. Jetzt aber ging es um weit mehr als ihn. Womöglich verdiente er auch erst dann ihre Hilfe, wenn er seine Sühne geleistet und seinen Teil zur Heilung der Welt beigetragen hätte.

Aurora kam mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen zu ihm, als hätte sie plötzlich das Vertrauen in ihn verloren. Als sie ihn erreichte, sah sie an seinem Gesicht vorbei in den Wald. »Das Essen ist gleich fertig«, sagte sie.

Wenn sie ihm in dieser Sache doch nur vertraut hätte!

Zögernd streifte er ihre Hand. »Aurora«, sagte er leise.

»Nicht.« Ihr Blick glich dem eines waidwunden Tieres. Ihre Welt war von einem einzigen Menschen bis in die Grundfeste erschüttert worden, und nun traute sie niemandem mehr. Selbst ihm nicht.

Und er machte es noch schlimmer. Denn er würde einen Schritt gehen, der gegen sämtliche Ideale verstieß, denen er sein Leben gewidmet hatte. Er würde Regeln mit Füßen treten, für deren Einhaltung er in jeder anderen Situation bereitwillig viel Blut vergossen hätte.

Doch dies waren schlimme Zeiten. Seitdem er den Plan gefasst hatte, taumelte er zwischen Abscheu vor sich selbst und Scham. Doch alles, alles musste sich der Prophezeiung unterordnen. Selbst seine Moralvorstellungen. Er durfte kein Risiko mehr eingehen.

»Ich komme«, sagte er, um nicht weiter in ihrer Wunde zu bohren.

Sie ließ zu, dass er ihre Hand hielt, bis sie in Sichtweite der Schüler waren. Noréy hatte Maigar zum Feuer geholfen, und Gorda kümmerte sich um den großen Kessel, in dem ein Eintopf aus Rüben, Fleisch und Zwiebeln kochte.

Jahor saß abseits, aber anders hatte Torik es auch nicht erwartet. Der Letzte der Mirakler war nie wirklich Teil der Gemeinschaft gewesen, und nun wollte ihn nicht einmal mehr Noréy in ihrer Nähe wissen.

»Komm her, Jahor«, rief Torik. »Setz dich zu uns.«

Er zögerte, dann erhob er sich und kam mit schleppenden Schritten zu ihnen. Torik nahm Gorda die Kelle ab und verteilte das Essen in Holzschüsseln. Jahor bekam als Letztes. Es würde aussehen, als

ob Torik kurz von Schwäche übermannt wurde. Er ließ die Kelle in den Kessel fallen und nahm die zweite Hand zu Hilfe, um die Holzschüssel zu stabilisieren. »Hier. Es tut mir leid, etwas ist über den Rand geschwappt.«

Jahor nahm das Essen schweigend an und begann sogleich, mit gesenktem Blick zu löffeln. Eingehüllt in Dampf, die weißblonden Strähnen in die Stirn gerutscht, machte er sich so klein und unsichtbar, wie er konnte.

Noréy, die ihm gegenüber saß, schaute hin und wieder zu ihm herüber, als könnte sie nicht ganz glauben, dass er tatsächlich zurück war und mit ihr an einem Feuer saß.

Es tat ihr weh, das war ihr anzusehen.

Torik konnte ihr diesen Schmerz nicht abnehmen, auch wenn er es noch so gerne getan hätte. Schließlich war sie in den vergangenen Monaten wie eine Tochter für ihn geworden, so sehr er sich anfangs auch gegen diese Entwicklung gewehrt hatte. In seinem gesamten unnatürlich langen Leben hatte er nie ein Kind gezeugt. Zu viel Magie war in ihm.

Nun verspürte er den starken Wunsch, zu ihr zu gehen, ihr über den Rücken zu reiben und dabei zu versprechen, dass alles wieder gut werden würde. Ein Versprechen, das er unmöglich halten konnte, also begnügte er sich mit einem aufmunternden Nicken. Stolz war er auf sie. Ihm war noch immer nicht ganz klar, wie es ihr gelungen war, Jahor zu sich zu rufen, der sich offensichtlich jenseits des Wilden Randes aufgehalten hatte, aber das war keine Frage, die er ihr vor den anderen stellen würde.

»Wir sollten morgen aufbrechen«, sagte er.

Noréy hielt inne. »Und eure Schatten?«

»Wir reisen entlang des Randes nordwärts. Sobald du so weit bist, sind wir es auch. Bis dahin sollten wir Strecke machen. Wir haben nur noch zwei Wochen bis zur Sonnenwende, und die Götter verlieren ihre Geduld mit uns. Das nächste ausgebrochene Stück Rand

endet womöglich nicht in einem unbewohnten Tal, sondern zieht weiter. Kreaturen können wir aufhalten, aber den Rand selbst?«

Unweigerlich richteten sich aller Blicke auf Jahor. »Den Rand hält niemand auf«, sagte der, und in seinen Augen flackerte es dunkel.

Aurora räusperte sich und sah Jahor an. »Wenn ihr vier zusammenarbeitet, dann wird es gelingen.«

»Wir wissen doch gar nicht, ob mein Schatten überhaupt ...«, Maigar seufzte. »Tut mir leid. Ich kann es noch nicht glauben. Ich spüre ihn nicht.«

»Weil er vielleicht gar nicht mehr existiert«, erwiderte Jahor, stand mit seiner hölzernen Schale auf und ging ein Stück davon, wo er sich erneut hinsetzte.

»Morgen wissen wir mehr«, sagte Noréy nun. »Versprochen!«

NORÉY

Sie beobachtete Torik genau. Etwas an ihm war verändert. Die Art, wie er Jahor ansah, verhieß nichts Gutes. Auch wenn keines seiner Worte einen Hinweis gab, hatte Noréy das Gefühl, dass etwas Graueres geschehen würde. Oder maß sie der Sache zu viel Bedeutung bei?

Schließlich hatte Jahor versucht, Torik umzubringen, und der war noch immer nicht wieder in der Lage, sich selbst zu verteidigen. Kein Wunder, dass er auf der Hut war.

Gleich nach dem Essen, wenn nicht mehr aller Augen auf ihr ruhten, würde sie ihren inneren Widerstand überwinden, zu Jahor gehen und ihm das Versprechen abringen, Frieden zu halten.

Derzeit schien er alles um sich herum vergessen zu haben und aß mit einer Hast, die vermuten ließ, wie hart sein Leben in den ver-

gangenen Wochen gewesen war. Er hatte abgenommen, die Kleidung schlackerte ihm nur so um den Leib, und sein Gürtel hatte mehrere ausgefranzte neue Löcher, die er wohl mit dem Messer hineingebohrt hatte. Sein Schatten lag als flackernde Kugel neben ihm. Sonst schwebte sie immer auf Hüfthöhe, doch womöglich war selbst sein Schatten müde.

Sie aßen schweigend. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Maigar starrte in die Flammen und stocherte in den Kohlen herum, Gorda beobachtete ihn dabei. Zwischen Torik und Aurora war etwas vorgefallen, das die Luft vor Spannung knistern ließ.

Noréy kam die ganze Situation, diese erzwungene Gemeinsamkeit, immer unerträglicher vor, sodass ihr selbst die Aussicht, mit Jahor zu sprechen, mit jedem verstreichenden Moment rosiger erschien.

Sie kratzte die letzten Bissen aus der Schüssel, leckte den Löffel sauber und erhob sich dann. »Vielen Dank für das Essen, ich bin gleich zurück.«

Gorda sah auf, erkannte sofort, zu wem sie wollte, und schüttelte kaum merklich den Kopf. Noréy wusste, dass ihre Freundin sie nur vor sich selbst schützen wollte, doch vor allen anderen konnte sie wohl kaum erklären, dass nicht ihr gebrochenes Herz sie zu Jahor zog, sondern die Sorge um Torik.

Als sie dann zu Jahor trat, sah der nicht einmal auf.

»Kann ich mich setzen?«

Er wies mit dem Löffel neben sich, und sobald sie in der dichten Nadelstreu saß, hob er den Blick. In seinen Augen schienen sich Hell und Dunkel einen Kampf zu liefern. Doch als er Noréy ansah, gewann die Helligkeit.

»Es tut mir leid«, sagte er leise und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Dass du es gesehen hast. Es tut mir leid ... was es mit uns macht. Es ... Alles. Einfach alles tut mir leid.«

»Auch was du Torik angetan hast?«

»Nein, das nicht.«

Er stellte die Schüssel ab, wirkte dabei ein wenig aus dem Gleichgewicht und lehnte sich dann mit einem Stöhnen zurück gegen den Baum. Sein Schatten verlor die runde Form, zitterte und schob sich dann über den Boden zu ihm hin.

»Du wirst mir ein Versprechen geben, Jahor.«

»Werde ich das?« Er blinzelte und wischte sich über die Stirn, auf der sich feine Schweißtropfen bildeten.

»Du wirst Torik kein Haar krümmen.«

»Nein.«

»Nein was?«

»Ich habe noch nicht ... nicht entschieden, Noréy. Frag mich morgen.« Sein Kopf kippte zur Seite, die Haare rutschten ihm in die Augen, dann lehnte er sich ruckartig wieder an, als könnte er sich sonst nicht aufrecht halten. Sein gesamtes Verhalten war seltsam ... beängstigend.

»Torik? Mit Jahor stimmt etwas nicht!«

»Ich weiß«, erwiderte der mit einer seltsamen Gelassenheit und erhob sich.

»Noréy ... Ich ...« Jahor rutschte zur Seite und fing sich gerade noch mit der Hand ab. Im selben Moment verlor sein grauer Schatten die Festigkeit und huschte in seinen Körper. Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu!

»Noréy?«, keuchte er mit wachsender Angst und verlor den Halt. Ein wenig krumm lag er nun neben dem Baumstamm. Sein verzweifelter Blick klammerte sich an sie, während das Grau in seinen weit aufgerissenen Augen beinahe Weiß wurde.

Die plötzliche Angst, die auch Noréy nun erfasste, schnürte ihr die Kehle zu.

»So helft ihm doch!«, schrie sie, fasste ihn an den Schultern und tastete fahrig nach seinem Puls, während seine Augenlider zu flattern begannen und sich dann ganz schlossen.

»Es ist so weit«, hörte sie Torik wie aus großer Ferne sagen. Ahnte

zugleich, wie Aurora die anderen mit schriller Stimme drängte, sitzen zu bleiben, während der Schattenritter sich überraschend geschmeidend erhob und zu ihnen herüberkam.

Er fasste Jahor grob ins Haar und drehte seinen Kopf von einer Seite zur anderen. »Gut.«

»Nichts ist gut, Torik! Was ist mit ihm? Was ...?« Ihr blieben die Worte im Hals stecken, denn in diesem Moment kippte Torik seinen Beutel aus. Der Sonnenstein blitzte auf. Noréys Schatten nahm sofort Reißaus und floh so weit, bis ihn das Band, das ihn an seine Trägerin fesselte, aufhielt. Der Ruck ging Noréy durch Mark und Bein.

»Was willst du damit?«

»Mir Sicherheit verschaffen, Noréy. Glaub mir, noch nie in meinem Leben ist mir etwas so schwergefallen. Aber die Götter haben mir dieses Werkzeug in die Hand gegeben, und ich werde es nutzen, um den Jungen zur Raison zu bringen.« Er wirkte trotz der vorge-täuschten Härte unsicher. Als müsste er sich selbst von der Richtigkeit seines Plans überzeugen.

»Aber, Torik! Das kannst du nicht tun! Er war kurz davor, seine Rachepläne aufzugeben, er ...«

»Kurz davor reicht nicht!« Er berührte ihre Schulter und sah ihr dabei fest in die Augen. »Geh, wenn du es nicht mit ansehen willst. Jahor hat versucht, mich umzubringen, er hat dein Vertrauen und deine Liebe ausgenutzt, um sein Ziel zu erreichen. Vergiss nicht, wer er ist. Du bist doch kein Kind mehr. Er hat sein Vorhaben nicht aufgegeben. Ich habe ihn vor die Wahl gestellt, doch er will weiterhin mein Leben!«

»Dann hast du das die ganze Zeit geplant?«, fuhr sie ihn an.

»Es war eine Option, die sich erst gestern manifestiert hat«, erwiderte er ruhig und wiederholte dann, als müsste er es sich selbst immer wieder sagen: »Die Götter haben mir dieses Werkzeug in die Hand gegeben.«

Noréy wollte protestieren, wollte die Welt in Bewegung setzen,

um Torik aufzuhalten. Doch sie konnte nicht. Weil sie wusste, dass er recht hatte. Noch Augenblicke zuvor hatte Jahor selbst zugegeben, dass seine Rachepläne noch standen.

»Aber nicht für lange«, sagte sie dünn.

»Sobald er schwört, Frieden zu halten, ist er frei.«

»Reicht denn nicht ein Gran-Stein? Sein Schatten wird leiden. In dem Wirkerbuch steht, dass es nur für wenige Stunden ...«

Torik legte Jahor das Konstrukt aus Schnallen und Lederriemen an, das den Sonnenstein auf seinem Handrücken fixierte.

»Er ist zu mächtig für einen Gran-Stein. Es wird beide Kristalle brauchen, um ihn in seine Schranken zu weisen.«

Erst jetzt bemerkte Noréy die beiden schwarzen Kristalle, die den weißen flankierten. Darüber zog Torik nun einen alten Kettenhandschuh, den er am Handgelenk mit einem Schloss sicherte.

»Wenn es so klappt, wie ich es mir erhoffe, halten die schwarzen seinen Schatten in einem Dämmerzustand, und der Sonnenschein schöpft die Energie ab, sollte es nicht reichen. Aber ich habe so etwas selbst noch nie getan. Hoffen wir das Beste. Glaub mir, es tut mir selbst weh, einem anderen Schattenbändiger so etwas anzutun. Aber es ist um Längen besser als der Tod. Wir brauchen Jahor, wollen wir die Menschen Abreliens endlich vom Schattenfluch befreien. Es ist ein geringer Preis, Noréy.«

Sie nickte langsam, obwohl sich in ihrem Inneren alles verkrampfte. »Was hast du ihm gegeben? Es war im Essen, nicht wahr?«

»Wankelpilzsporen. Er wird in den nächsten Stunden wach werden und ordentlich Kopfschmerzen haben. Hoffen wir, dass er schnell einlenkt.«

»Ja«, sagte Noréy, auch wenn sie genau wusste, dass er es nicht tun würde. Jahors Dickschädel war das, was ihn ausmachte, was ihn am Leben gehalten hatte, und wohl auch, was sie an ihm so anziehend fand. Er stand zu seinen Entscheidungen und kämpfte mit aller Kraft, um sie durchzusetzen.

Es war kaum zu ertragen, ihn so zu sehen, ganz gleich, was er verbrochen hatte. Ohne recht darüber nachzudenken, strich sie ihm über den Kopf. Sein silbriges Haar war so seidig. Es glitt wie feinstes Garn zwischen ihren Fingern und weckte alte Erinnerungen.

»Noréy, lass ihn«, sagte Torik weich und berührte sie an der Schulter. »Wir beide sollten keine alten Fehler wiederholen.«

»Ja, du hast wohl recht.« Es fiel ihr dennoch schwer, ihn allein zu lassen. Als sie sich erhob, beobachtete Torik sie genau. Es fiel ihr noch immer schwer, in seinem unbewegten Gesicht und den schwarzbraunen Augen zu lesen, doch sie meinte zu erkennen, dass sein Bedauern aufrichtig war.

Der Weg zurück zum Lagerfeuer kostete sie Überwindung. Am liebsten hätte sie sich irgendwo im Wald verkrochen, aber diese Zeiten waren nun vorbei. Als Weltenweberin musste sie über ihren eigenen Wünschen stehen. Sie hatte ein Vorbild für die anderen zu sein, auch wenn sie innerlich von ihren Gefühlen aufgefressen wurde, als hätte sie Säure getrunken.

»Es ist getan«, verkündete Torik. »Nun sind alle Auserwählten vereint.«

»Wie willst du Jahor dazu bringen, mit uns zusammenzuarbeiten?«, erkundigte sich Gorda, die sich wenig Sorgen darüber zu machen schien, was der Sonnenstein ihm antun würde.

»Er hat keine Wahl«, erwiderte Torik und setzte sich.

Noréy schwieg, während ihr Schatten scheu zu ihr zurückgehuscht kam, sich in einen winzigen Greifen verwandelte und auf ihren Schoß kroch.

Maigar saß einfach nur da und presste die Lippen aufeinander, im Gesicht einen Ausdruck blanken Grauens.

Für diesen Abend hatte ihre kleine Gruppe seine Unterstützung verloren. Torik schien gar nicht zu merken, was er mit seiner Tat bei dem Wirker anrichtete. Er hatte sich von dessen Retter zu einer Albtraumgestalt gewandelt.

Hoffentlich haben wir jetzt nicht auch noch ihn verloren, dachte Noréy. Hoffentlich bleibt er uns trotz allem treu.

Von ihnen allen war Maigar der Einzige, der im vollen Maß erfasste, was der Sonnenstein einem Menschen und seinem Schatten antun konnte. Er hatte beinahe das Leben verloren, um sich seiner zu entledigen, und nun beging ausgerechnet der Mann, dem er seine Rettung zumindest in Teilen zu verdanken hatte, das Verbrechen an einem anderen. Noréy beobachtete den jungen Wirker genau. Wie versteinert saß er da, die Schultern verkrampft, den Blick meist gesenkt. Aber wenn er doch einmal in Toriks Richtung sah, stand in seinen grünen Augen eine Mischung aus Hass und Enttäuschung geschrieben. Ihre Gemeinschaft schien genau in dem Moment wieder auseinanderzubrechen, da sie sich zum ersten Mal zusammengefunden hatte. Die Aufgabe, die Geedal ihr stellte, war unmöglich zu lösen.

Gräben überwinden. Mittlerweile war sie überzeugt, dass damit kein Riss in der Erde gemeint war, nein ... zumindest nicht nur. Es ging um den Graben zwischen den Auserwählten, die sinnbildlich für die verschiedenen Völker Abreliens standen, die Noréy zusammenbringen musste. Torik, der wie ein Beschützer und Führer über sie wachen sollte, hatte genau das Gegenteil bewirkt. Selbst wenn sie Jahor den Stein eines Tages wieder abnahmen ... Maigars Vertrauen war verloren. Und Jahor ... Nein, nun gab es kein Zurück mehr.



MAIGAR

Draußen sangen bereits die Dämmerhäher und Maigar hatte noch immer kein Auge zugetan. Schuld daran trug weder der Mond, der als bläuliches Schimmern durch die dünnen Zeltwände drang, noch der schwindende Schmerz in seiner Hand.

Er hatte schon mit weit heftigerer Pein ganze Nächte durchgeschlafen.

Nein, sie hatten ihm ausgerechnet Jahor ins Zelt gelegt, zusammengeschnürt wie ein Schwein auf der Schlachtbank, damit er weder versuchte, den Handschuh loszuwerden, noch, sich zu befreien. Bislang schlief der Mirakler, weil die Betäubungsmittel nichts anderes zuließen, doch die Albträume hatten bereits begonnen.

Maigar wusste leider zu genau, was Jahor jetzt durchmachte. Etwas, das niemand erleben sollte. Auch keiner, der einen Mord versucht hatte. Er konnte Jahor nicht leiden, was ihn nicht davon abhielt, ihn zu bewundern. Seinen Mut, seine Unbeirrbarkeit und nicht zuletzt seine Fähigkeiten als Schattenbändiger.

Maigar setzte sich vorsichtig auf, wickelte den Verband von seiner Hand und betrachtete das Gemetzel, das er mit dem Obsidianmesser verursacht hatte. Es heilte gut, dunkle Krusten und Linien

zogen sich über die Haut, und das Pochen in der Tiefe war verschwunden.

Vorsichtig schmierte er etwas von der Salbe darauf, die Meisterin Eline für ihn angemischt hatte. Sie kühlte angenehm, und er hegte den Verdacht, dass sie mehr vermochte und auf magische Weise auch auf seine Schattenkraft wirkte. Eine letzte frische Verbandsrolle besaß er noch.

Während Maigar sie abrollte, horchte er in sich hinein.

Änderte Toriks Handlung etwas an seiner eigenen Einstellung? Gehörigen Respekt hatte ihm der Schattenritter vorher schon eingebläut. Er wusste, dass der alte Krieger über Leichen ging, um seine Ziele zu erreichen, und dass ihn vergossenes Blut garantiert keinen Schlaf kostete.

Genau so hatte er ihn kennengelernt. Warum erschütterte es ihn dann derart, dass Torik seinen Sonnenstein als Waffe benutzte, kaum dass Maigar ihn sich aus der Haut geschnitten hatte?

Weil er selbst Schattenbändiger mit einem lebendigen Schatten war? Weil er genau wusste, was er Jahor antat?

Sel Nedara und seine Menschen waren ihm nach und nach zu einem sicheren Hafen geworden, als er es am nötigsten brauchte. Doch die traurige Wahrheit lautete, dass es nirgends Sicherheit gab. Und er sollte sich endlich anpassen.

Entschlossen wandte Maigar seine Gedanken in eine andere Richtung, drückte auf seinen linken Unterarm und spürte dem leisen Brennen nach, das die absterbenden Linien des Sonnensteins hinterließen. Kaum noch etwas da.

Wann würde sich sein Schatten endlich regen? Fürchtete er sich womöglich noch vor dem Stein, der ihn so lange gefoltert hatte? Er spürte ihn sicherlich noch in der Nähe.

Dass Schatten etwas empfanden, war eine Vorstellung, an die er sich schnell gewöhnt hatte, nachdem er Noréy und auch Jahor mit deren dunklen Begleitern gesehen hatte.

Er zog die Beine an und betrachtete den weißblonden Mirakler, der in diesem Moment ein Stöhnen ausstieß und gequält den Kopf zurückwarf. An seinem Hals schollen die Adern, dann begann es. Ein Beben ging durch seinen Körper, die Krämpfe wurden heftiger und heftiger, bis er schließlich erstarrte und unter den Rändern des Handschuhs helles Licht aufschimmerte. Der Sonnenstein fraß die Lebenskraft des Schattens in sich hinein, dann begann alles wieder von vorn. Das Zittern, die zunehmenden Krämpfe ...

Auch wenn Maigar es nicht am eigenen Leib erfuhr, hielt er es keinen Augenblick länger aus. Niemand hatte das verdient.

Als Jahor das nächste Mal wieder still dalag, berührte er ihn an der Schulter. »He, wach auf«, sagte er gepresst. Schüttelte und schüttelte wieder, bis der Gefangene tatsächlich die Augen öffnete. Erst sahen sie erschreckend hell aus, dann tanzte ein Strudel schwarzer Fäden in der Iris.

»Du musst dich beruhigen, sonst vernichtest du dich selbst.«

»Maigar?« Jahor sprach seinen Namen aus, als würde er sich davor ekeln. »Was willst du?«

»Torik hat dich fesseln lassen. Du bist jetzt ein Gefangener.«

Jahor begann, gegen die Seile anzukämpfen, die ihm Arme und Beine zusammenschnürten. Sofort erwachte auch der Sonnenstein wieder zu seinem unheimlichen Leben.

»Aaaah, was ist das?«, würgte er.

»Bleib ruhig!« Maigar hielt ihn an den Schultern fest und sah ihn beschwörend an.

»Nimm deine dreckigen Wirkerfinger von mir!«

Maigar ließ sich zurückfallen. So hatte es keinen Sinn.

»Dann viel Spaß mit dem Sonnenstein. Wenn du genug hast, gib Bescheid, ich werde eh nicht schlafen können.« Er ließ sich auf den Rücken fallen, richtete seinen Blick auf die Decke aus Leinwandstoff und wünschte sich, die Sterne sehen zu können. Stattdessen zählte er die Stiche der Nähte, während Jahor sich neben ihm wand und

krampfte und wohl kaum merkte, was für Laute ihm dabei über die Lippen kamen. Wieder und wieder glomm der Stein unter dem Handschuh auf. Raubte ihm mit jeder verstreichenden Stunde mehr Kraft. Sicher war es nicht so schlimm, wie wenn er unter der Haut saß, aber Jahors Schatten war von einer Stärke, die sich Maigar nicht einmal ausmalen konnte. Das *musste* einfach wehtun.

Als es dämmerte, lag er endlich still. Sein Atem ging heftig, die Muskeln bebten, aber er schien sich vorerst mit seiner Situation abgefunden zu haben.

Maigar drehte sich auf seinem Lager zu ihm um. Jahor war schlohweiß, Kleidung und Haar klebten ihm an der schweißnassen Haut. Er drückte den Kopf auf den Boden und presste eine Reihe von Flüchen aus, dann sah er zu Maigar.

»Hilf mir.«

JAHOR

Noréy hatte ihn aufs Schlimmste betrogen. Ihn hergelockt und ihm das Versprechen abgenommen zu bleiben, bis sie ihn nicht mehr in seiner Nähe haben wollte. War sie es auch gewesen, die ihm etwas ins Essen tat? Nein, das hatte er ihr angesehen, als sie merkte, wie er die Kontrolle über seinen Körper verlor. Daran war sie unschuldig. Torik.

Und Aurora war in seinen Plan eingeweiht. Deshalb hatte sie ihm nicht in die Augen gesehen, um ihn nicht zu verraten. *Deine schwerste Prüfung steht dir noch bevor* – Neljanna hatte recht behalten. Sie hatten es gewusst und ihn dennoch in die Arme seiner Feinde gesandt.

Torik ... Jahor hätte damit rechnen müssen, dass der alte Krieger

nie wieder etwas dem Zufall überlassen würde. Hätte Jahor keine wichtige Rolle für die Prophezeiung gespielt, wäre er jetzt vermutlich schon tot gewesen, ganz gleich, ob Noréy dagegen protestierte. Aber hätte sie das überhaupt?

Lebte er womöglich nur noch von geborgter Zeit?

Maigar mochte Antwort darauf haben, doch mit dem würde er kein einziges Wort wechseln ... Das hatte er zumindest noch bei seinem ersten Erwachen gedacht.

Nun, kurz vor der Dämmerung, sah die Sache ganz anders aus. Jede Faser seines Körpers stand in Flammen, als wäre er von tausend kleinen Verbrennungen übersät, die tief in die Muskeln reichten. Er hatte versucht, die Fesseln zu lösen, seinen Schatten aufzuwecken oder gar mit Schattenklingen die Seile zu durchtrennen, doch nichts gelang. Jeder Versuch endete in Krämpfen, unerträglicher Pein und damit, dass sich sein Schatten tiefer und tiefer zurückzog. Er war so schwach, als hätte er bis zur absoluten Erschöpfung gegen Bestien aus dem Wilden Rand gekämpft. Jahor konnte ihn nicht mehr aus seinem Körper hervorlocken, ihn kaum noch spüren. Und das machte ihm schreckliche Angst.

Ich kann dir helfen, hatte Maigar gesagt und er davon erst nichts wissen wollen. Doch nun war er so erschöpft, so mürbe vom Schmerz, dass er seinen Stolz vergaß.

»Hilf mir«, sagte er leise in die Dämmerung hinein. Maigar schlief nicht, seit Stunden nicht mehr. Nun drehte er sich zu ihm um und musterte ihn. Aus seinem aristokratischen Gesicht war sämtliche Überheblichkeit gewichen, und Jahor meinte, Mitgefühl zu entdecken, bevor Maigar sich wieder verschloss.

»Willst du einlenken und deiner Fehde gegen Torik und die Seinen abschwören?«

Von wegen Hilfe! »Wenn du vorhast, mich mit Gedankenspielen fertigzumachen, vergiss es.«

»Also nein?«

»Nein. Ich hätte es wahrscheinlich, aber nachdem er mir das angetan hat, bestimmt nicht mehr!«

»Dann wirst du lernen müssen, deine Gefühle, vor allem deinen Zorn und deine Angst, alles, was deinen Schatten hervorruft, zu kontrollieren. Je mehr er nach Freiheit strebt, desto schwächer wird er.«

»Was? Warum?« Jahor hatte gemerkt, dass etwas mit seinem Schatten nicht stimmte. Dass ein böser Zauber ihn mit Schmerzen strafte, sobald er versuchte, ihn zu wecken.

Maigar hob nun seine Linke, zog den Verband ab und entblößte eine Kraterlandschaft frischer Narben. »Ich habe ihn mir herausgeschnitten. Was glaubst du, wo der Sonnenstein jetzt ist?«, fragte er ruhig.

In Jahor setzte etwas aus. Er riss den Mund auf, doch alles, was er Herausschreien wollte, blieb wie Steine in seiner Kehle stecken.

Das hatten sie nicht getan! Kein freier Schattenbänder würde je einem anderen so ein Verbrechen antun! In ihm rebellierte alles. Sein Schatten bäumte sich auf ... und nun sah er es. Das Netz aus grellweißen Fäden, die ihn umschlossen. Er zappelte wie ein Fisch, der in den Händen des Fischers erstickte.

»Nicht! Nicht, Jahor. Atme. Atme ruhiger, zwingde dein Herz, langsamer zu werden!«, drang Maigars Stimme wie aus weiter Ferne zu ihm, dann kamen erneut die Krämpfe.

Das bläuliche Funkeln in seinem Schatten erstarb, er sank in sich zusammen, kauerte sich zu einer winzigen Kugel und versank in Finsternis. Langsam kehrte die matte Ruhe vollkommener Erschöpfung in seinen Körper zurück.

»Sie haben ihn dir nicht eingepflanzt. Es ist bei Weitem nicht so schlimm wie bei mir, Jahor. Dein Schatten wird hoffentlich nicht dauerhaft geschädigt. Wenn du mir nur zuhörst, zeige ich dir, wie du die nächsten Tage überstehst und deine und seine Kraft so gut wie möglich bewahrst.«

Jahor wischte mit dem Gesicht über sein Kissen, um die juckenden Schweißtropfen loszuwerden. »Warum?«

»Weil niemand so etwas durchmachen sollte. Weder du noch ich.«

»Wie?«

»Mit den geistigen Übungen der Wirker.«

Es klang lächerlich, doch Jahor blieb der Spott im Hals stecken. Er hatte keine Wahl.

Am Morgen kam Torik zu ihnen ins Zelt. Schweigend löste er Jahors Fesseln und band ihm die Hände statt hinter dem Rücken vor dem Bauch zusammen. Jetzt erst konnte Jahor sehen, was sich an seiner Hand befand. Die Beule unter dem Kettenhandschuh sprach Bände. Maigar hatte die Wahrheit gesagt.

Toriks Rache war bitter. Er hatte Jahor das Schlimmste angetan, was der sich neben dem Tod vorstellen konnte.

Bevor Torik ging, löste er ihm die Fesseln an den Füßen.

Jahor musste sich von Maigar in den Wald helfen lassen, um sich zu erleichtern, dann führte der ihn zu einem kleinen Wasserloch, wo er trinken und sich waschen konnte.

»Ausgerechnet du als mein Aufpasser. Siehst du die Ironie nicht?«, brach Jahor sein Schweigen.

»Sie ist mir durchaus bewusst.«

»Ich weiß, wofür ich bestraft werde, aber du?« Jahor tauchte seinen Kopf vollständig unter, bis die Haut vom eisigen Wasser kribbelte, dann richtete er sich auf und schüttelte die Tropfen aus seinem Haar.

»Meinem Schatten würden einige Gründe einfallen«, sagte Maigar, bückte sich nach vorn und klatschte sich mit beiden Händen das kühle Nass ins Gesicht. Er sah nichts!

Jahor wurde von dem Gedanken selbst überrascht, doch er musste es einfach versuchen. Vorsichtig tat er einige Schritte zu-

rück. Als sein Aufpasser nicht reagierte, gab es kein Halten mehr, und er hetzte los.

Einen Augenblick später stieß Maigar einen heftigen Fluch aus, dann krachte etwas Hartes gegen Jahors Beine, und er schlug der Länge nach hin. Er versuchte, sich mit den Händen abzufangen, dennoch landete er mit dem Gesicht im Gestrüpp, das am Ufer dicht und kniehoch wucherte. Dornen stachen in seine Wangen. Er versuchte, wieder hochzukommen, doch das Gewirr aus Schlingpflanzen und Dornbüschen schien ihn unerbittlich festzuhalten, als wäre selbst die Göttin Elandaja auf der Seite seiner Feinde.

Dann wurde er auch schon von Maigar grob unter dem Arm gepackt und auf die Beine gezogen. »Mach das nicht noch mal, Jahor. Sonst darfst du dir in Zukunft in die Hose machen. Torik wird es herzlich egal sein, wann du musst.«

Jahor wischte sich resigniert über die Wange. Auf seiner Hand blieb Blut zurück.

»Kann ich mich noch mal waschen?«

»Vergiss es, wir brechen jeden Moment auf.«

Sie setzten ihn auf seinen Braunen und gaben ihm sogar die Zügel in die Hand, doch vom Halfter verlief ein Seil zu Maigars Sattel und war daran festgeknotet. In einer Satteltasche steckten Fladenbrot, etwas Fleisch und getrocknetes Obst, wovon er nun nach und nach aß, nachdem ihm Maigar zuvor im Flüsterton klargemacht hatte, dass ein Hungerstreik vor allem seinem Schatten schaden würde. Und so saß Jahor misstrauisch im Sattel, kaute schweigend und versuchte, die Regeln zu befolgen, die ihm der Wirker beigebracht hatte.

Er gab es ungern zu, doch Maigars Wirkertechniken, so schlecht er sie auch kopierte, halfen ihm nun, damit sein Schatten nicht noch mehr von seiner Kraft verlor. Dazu musste er ruhig bleiben. Jedes starke Gefühl weckte den Schatten, und so versuchte er, nichts an sich heranzulassen. Er musste bereit sein für den Moment, in dem

er seine Freiheit zurückbekam. Dann würden sie alle bereuen, wozu sie ihn verdammt hatten.

Schon begann die Magie des Steins, durch seine Nerven zu kribbeln. Es fühlte sich an wie hungrige Blutegel, die auf den richtigen Moment warteten, um ihr Opfer auszusaugen. *Ihr werdet schon noch alle sehen, wozu ein wütender Mirakler in der Lage ist*, grollte Jahor in Gedanken.

Im Handschuh glomm es auf. Er war in die Falle getappt. Sein Wallach zuckte erschrocken, als die ersten Krämpfe durch Jahors Körper liefen. »Bei Orrothans Krähen!«, fluchte er.

»Atmen, Jahor. Atmen. Ruhig ein und aus, immer langsamer«, raunte Maigar ihm zu, der ihn nicht aus den Augen ließ und es jedes Mal sofort zu wissen schien, wenn er wieder Opfer seiner eigenen Gefühle wurde.

»Keine Ahnung, wie du das ein Jahr lang ausgehalten hast. Ich bin jetzt schon am Ende.«

Dunkelheit schimmerte in Maigars Jadeaugen und verschwand sofort wieder wie ein archaisches Ungeheuer, das sich in den Untiefen eines Sees verbarg und immer nur kurz an die Oberfläche kam, um Luft zu holen.

»Ich will den Stein zurück, Jahor. Und nicht erst in einem Jahr. An deiner Stelle würde ich bald eine Entscheidung treffen.«

»Du willst das Drecksding zurück?« Er konnte es nicht fassen.

»Während du weg warst, ist einiges geschehen. Aber ich bin und bleibe Wirker. Der Sonnenstein gehört mir.«

»Ich habe nicht darum gebeten«, fauchte Jahor, doch dabei begann sein Herz wieder zu jagen, nicht in Angriffslaune, sondern eher wie ein panisches Tier. Krampfhaft versuchte er, es zur Ruhe zu zwingen, doch es wurde immer schneller.

»Augen zu«, sagte Maigar wieder ruhiger. »Pass dich dem Atemrhythmus deines Pferdes an. Du bist Herr deines Körpers, du bist Herr deiner Angst, du ...«



NORÉY

Sie ritt mit Gorda hinter Torik und Aurora und sah stur nach vorne. Anders hätte sie es nicht ertragen.

Jahor in Fesseln zu sehen ... Das war, als läge sie selbst in Ketten. Sosehr sie ihm auch für das zürnte, was er ihr angetan hatte. Ihn gestern zu sehen, hatte etwas in ihr berührt. Einen Teil von ihr, der gefürchtet hatte, ihn nie wiederzusehen.

Eine Welt ohne ihn verlor einen Teil ihres Zaubers. Er war der letzte Mirakler, frei und ungestüm, erfüllt von einer Magie, die kein zweiter Mensch besaß.

All das war ihm nun genommen worden. Zwar war es Torik gewesen, der ihn betäubt und gefesselt hatte, doch Noréy hatte es nicht verhindert. Der Schattenkrieger war schwach, sie hätte ihn aufhalten können und es dennoch nicht getan. Warum? Weil sie seine Sorge teilte. Denn Jahor hatte sich nicht geändert. Er schien keinerlei Reue zu spüren und wollte noch immer Toriks Tod! Jahors Nähe machte Noréy nervös. Als könnte er sich jeden Augenblick losreißen und die Sache zu Ende bringen. Und sie würde wieder zu spät kommen.

In der Nacht war sie von Albträumen heimgesucht worden. Sie

begannen süß, wie zäher, klebriger Honig. Jahor und sie, wie sie sich küssten, leidenschaftlich liebten ... nur damit er im nächsten Moment mit dem Blick eines Wahnsinnigen aufsprang und über Torik herfiel. Im Traum stach er nicht nur ein einziges Mal zu, sondern wieder und wieder, bis sein Opfer bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt war.

Ohne die Prophezeiung wäre Jahor zu diesem Zeitpunkt nicht mehr am Leben gewesen. Und vielleicht wäre das die bessere Lösung für sie alle gewesen. Ein schnelles Ende statt dieser elenden Quälerei.

Sie hatte ihn dazu verdammt, indem sie ihn herbrachte und ihm das Versprechen abnahm zu bleiben, bis sie ihn wieder freigab.

Seitdem fühlte sie sich derart schuldig, dass sie Jahor nicht in die Augen sehen konnte. Besonders nicht, nachdem sie in der Nacht von seinen gequälten Schreien aufgewacht war. Sie hatte genug von Maigar erfahren, um zu wissen, dass der Sonnenstein blanke Folter war, jeder Moment, jeder verstreichende Augenblick – Folter.

Torik irrte sich. Er kannte Jahor nicht. Jedenfalls nicht so wie sie. Einer wie er wurde mit verstreichender Zeit nicht mürbe, sondern hart und kalt wie Marmor. Sie würden ihn nicht auf ihre Seite ziehen können. Jetzt nicht mehr. Wenn sie in einer Woche Ber Glanden erreichten und Noréy versuchen würde, das alte Gewebe durch ein neues zu ersetzen, würde Jahor ihr seine Schattenmagie nicht freiwillig geben. Sie würde sie ihm entreißen müssen, und bislang war ihr nicht klar, wie sie das eine oder das andere erreichen konnte. Die ganze Reise, der Versuch, den Fluch zu lösen, das musste unter diesen Bedingungen zum Scheitern verurteilt sein! Ihre Gemeinschaft war zerrissener als das Land selbst. Hass und Misstrauen wuchsen zwischen ihnen, statt zu schrumpfen. Der Geist Sel Nedaras hatte sie verlassen!

Gräben überwinden? Pah! Sie rissen mit jeder verstreichenden Stunde tiefer auf. Noréy fühlte sich vollkommen überfordert. Sie war diejenige, die aus vielen eines machen sollte, die mit Schat-

tenweberei ihre Begleiter wie auch die Völker aneinanderflechten sollte, bis sie gemeinsam zu etwas viel Stärkerem wurden, als sie es allein je sein konnten. Aber wie?

Von seinen Fesseln befreit, würde Jahor erneut nach Toriks Blut trachten. Sie konnte es nicht verhindern. Sosehr ihr dummes Herz auch noch für ihn schlug, seines war vergiftet und derjenige, den sie einst geliebt hatte, ein Fremder. Ein Schauspielertrick. Sie konnte ihm nicht trauen. Und sich selbst? Sich selbst auch nicht. Maigar war so schwach, dass er nicht den kleinsten Zauber wirken konnte, sein Schatten mehr tot als lebendig. Einzig auf Gorda war derzeit Verlass. Wie sollten sie da ihr Ziel erreichen können? Noréy fühlte ihre Hoffnung schrumpfen.

Der dunkle Teil der Prophezeiung würde wahr werden. Und sie würden mit ihrem Rettungsversuch alles nur noch schlimmer machen.

Torik und Aurora hingegen schienen die desolate Situation ihrer Gemeinschaft akzeptiert zu haben. Torik kannte nur noch ein Ziel: so schnell wie möglich nach Ber Glanden zu gelangen, um einen Teil seiner Schuld reinzuwaschen. Doch wie sollten die Auserwählten seinen Fehler ausmerzen, wenn sie einander nicht vertrauten, geschweige denn alle von ihrem Ziel überzeugt waren?

Jahors Gefangennahme war für Torik und Aurora schlichtweg ein notwendiges Opfer, um das große Ziel zu erreichen. Abreliens Menschen die Freiheit und ein Leben in Sicherheit zu schenken, wog mehr als das Schicksal eines Einzelnen, der zudem noch immer einen Mord plante. Sie sahen Noréys Zweifel nicht. Sahen nicht, dass sie geradewegs auf die Vernichtung Abreliens zusteuerten statt auf dessen Heilung.

»Das wird schon«, brach Gorda das Schweigen, das seit ihrem Aufbruch am Morgen herrschte. »Er wird einlenken. Niemand hält das lange aus.«

»Sieh dir Maigar an und dann überleg noch mal«, erwiderte Noréy, schämte sich aber, noch während sie sprach, für ihren Tonfall. »Entschuldige, das geht mir alles zu nah.«

»Nicht dafür, liebe Freundin.« Gorda blickte über die Schulter zurück. »Jahor scheint jetzt irgendwie zurechtzukommen. Besser als in der Nacht zumindest.«

Sie hatte es also auch gehört. »Ich glaube, Maigar hilft ihm. Ich habe die beiden heute Morgen beobachtet. Sie mögen sich nicht ausstehen können, aber ...« Noréy atmete tief ein und aus. Nein, sie würde sich nicht im Sattel umdrehen und nach den Jungs schauen! Sie musste sich auf anderes konzentrieren.

Nur wenige Hundert Schritt neben ihnen pulsierte der Wilde Rand, ein blitzendes Kaleidoskop aus Farben, dem hin und wieder ein tiefes Grollen entstieg. Sie ließ sich nicht von der Schönheit einlullen. Die schwarzen Schemen, die darin umherhuschten, waren bedrohlich und konnten jederzeit ausbrechen.

Noréy versuchte, das Muster zu erkennen, das unter seiner Oberfläche verlief. Wo waren die Ankerpunkte? Wie sollte sie den Rand stabilisieren? Sollte sie ihn überhaupt stabilisieren? Worauf hofften die Götter?

Sie musste den Schattenfluch brechen und zugleich den Rand so weit festigen, dass er sich nicht bewegte und auch keine Kreaturen mehr ausbrachen. Dafür reichte ihre eigene Kraft nicht aus, selbst wenn es ihr gelang, die Schatten der Dinge zu nutzen. Sie würden zu viert zusammenarbeiten müssen, was sie wieder auf ihr altes Problem zurückwarf: *Gräben überwinden*. Gräben zwischen ihnen, Gräben wie den Riss in der Hochebene Ber Glandens. Oder beides.

Es wird sich fügen, hatte Aurora gesagt. *Haben wir erst einmal Ber Glandens erreicht, werden die Götter ihre Wünsche offenbaren*. So geschah das angeblich bei Prophezeiungen. Doch was, wenn nicht?

Noréy hätte am liebsten ihre Verzweiflung herausgeschrien. Sie

wollte nicht diejenige sein, von der alles abhing. Winzig wie eine Ameise fühlte sie sich.

Und doch, diese Phase hatte sie hinter sich gelassen. Torik aus dem Weg in Orrothans Hallen zurück ins Leben zu führen, hatte etwas mit ihr gemacht. Es war der Beweis gewesen, den sie brauchte, um an sich selbst zu glauben. Ohne den Mordversuch wäre sie noch immer vor ihrem Schicksal davongelaufen.

Ruckartig sah sie nun doch über die Schulter. Jahor saß starr und mit geschlossenen Augen auf seinem Pferd und schien tief in sich versunken. Maigar bemerkte ihren Blick und nickte ihr zu. Ernst. Frostig gar.

Noréys Gedanken begannen zu kreisen. *Es ist alles vorbestimmt! Das Muster ist längst gefunden! Jahors Hass, sein Eid, alles ergibt Sinn, fügt man es ins größere Ganze ein! Ohne Toriks schwere Verwundung und die Rettung durch mich hätte ich mein Schicksal nicht angenommen.*

Aber griffen die Götter so sehr in die Welt ein? Waren sie bereit, die Mirakler mit einem Zucken des Wilden Randes zu vernichten, nur um Jahor auf seine Spur zu setzen? Um seinen einsamen Rachezug zu motivieren?

Noréy wurde schlecht. Wenn das stimmte, dann waren die Götter verabscheuenswert. Das Spiel mit menschlichem Leben musste für sie sein, als würden sie ein glimmendes Kohlestückchen auf einen Ameisenhaufen werfen und sich dann am panischen Gewimmel erfreuen.

Sie legte den Kopf in den Nacken und blickte zum Himmel hinauf, wo sich graue Wolken zu Schwärmen zusammenschlossen. Sie versuchte zu erkennen, wohin sie zogen, doch es ging kaum Wind, und die Bewegung ihres Pferdes machte es noch schwieriger. Es wirkte, als würden die Wolken an der gleichen Stelle bleiben und sich einfach nur in alle Richtungen ausdehnen. Würde das erste fröhliche Gewitter niedergehen? Ausgerechnet heute?

Kurz wurde ihr Zorn auf die Götter von Sorge überlagert. Diese Unwetter konnten in jeder noch so kleinen Rinne reißende Bäche entstehen lassen, die den Boden in Schlamm verwandelten.

»Torik?«, rief sie und wies auf den Himmel, der nun rasch dunkler wurde.

»Hab es gesehen. Wir reiten noch etwas näher an den Rand und suchen uns dann einen passenden Lagerplatz.«

Näher an den Rand. Heute würde sie es versuchen und hatte bislang doch nur eine vage Vorstellung, wie sie es anstellen sollte.

Noréy verlagerte ihr Gewicht und ließ ihr Pferd anhalten. Aleo versuchte sofort, vom nächsten Busch zu fressen, während sich Noréy nach den beiden Jungs umsah, die rasch aufschlossen.

»Ich muss mit ihm reden«, sagte sie zu Maigar. Der nickte nur, das Gesicht ungewöhnlich verschlossen, knotete das Seil von seinem Sattel los und reichte es ihr.

Noréy machte es an ihrem fest und wartete, bis Maigar auf ein Nicken von ihr hin weitergeritten war. Er sorgte sich um sie, konnte in dieser Sache einfach nicht aus seiner Haut.

»Was willst du?«, fragte Jahor rau.

»Mit dir reden. Glaub mir, wenn es nicht nötig wäre, könnte ich darauf gut verzichten.«

Sie trieb ihr Pferd an und zog am Seil, bis sein Wallach neben ihrem ging.

»Ich hätte nicht geglaubt, dass du so grausam sein könntest. Jeder, aber nicht du ... Danke.«

»Danke?« Noréy war irritiert.

»Jetzt kann ich mir meine Gefühle für dich aus dem Herzen schneiden und wegwerfen. Ich dachte, ich würde sie mit ins Grab nehmen. Die Liebe, die ich selbst zerstört habe und nicht loslassen kann. Ich dachte, das wäre meine Strafe für den Verrat an dir. Aber das ist nun vorbei.«

Seine Worte schnitten tief, beinahe als wäre es ihr Herz und nicht

seines. Noréy versuchte, sich innerlich zu wappnen, doch es gelang ihr nicht. Das Gift war bereits in ihr. Kein Wort brachte sie mehr heraus. Seine Gefühle waren echt gewesen, seine Liebe so stark, dass er geglaubt hatte, sie würde ihn bis ans Lebensende begleiten. Ihre sorgsam konstruierte Verteidigung, die auf der Annahme beruht hatte, alles sei erstunken und erlogen gewesen, bekam erste Risse. Doch es reichte nicht für mehr als einen kurzen Stich. Toriks Blut klebte an seinen Händen.

Jahor beobachtete sie genau. »Hat es dir Genugtuung bereitet, mir das Versprechen abzunehmen zu bleiben? Ist das die Strafe, die du dir ausgemalt hast? Meinen Schatten zu vernichten?«

»Ich ... Jahor, ich ...« Sie würgte an den Worten.

»Es ist zu spät für Reue, Noréy.«

»Ich bereue nichts!«, stieß sie hervor und nahm alle Kraft zusammen, um seinen Blick zu erwidern.

»Besser so. Diese Stärke solltest du besitzen.«

»Ich bereue es nicht, weil ich nicht gewusst habe, was Torik vorhat. Ich habe dich hergebeten, weil ich deine Hilfe brauche, um die Prophezeiung zu erfüllen! Du bist auserwählt, das ist unveränderlich. Wenn es nach mir ginge, hättest du einfach fortbleiben und irgendwo ein neues Leben beginnen können. Das ist die Wahrheit!«

»Dann ... Dann lass mich frei.«

»Das kann ich nicht. Nicht, solange du Torik umbringen willst.«

Ein tiefes Grollen rollte über die Berge, doch es kam nicht vom Wilden Rand. Im Süden waren die Wolken zu einem gewaltigen grauen Turm verschmolzen, in dem die ersten Blitze zuckten.

»Glaubst du, ich werde ausgerechnet jetzt meinen Schwur brechen? Jetzt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, und das habe ich ihm auch gesagt. Er hat diesen Kampf nun verloren.«

»Das hat er.« Ein Blitz zuckte herab, als wollte er Jahors Worte unterstreichen, und schlug krachend in einen Gipfel. Dem Don-

ner folgte das tiefe Rumpeln eines Felssturzes. Es wurde gefährlich im Freien.

Noréy fiel es immer schwerer, mit Jahor zu reden. Seine Nähe war kaum zu ertragen. Sie fühlte sich noch immer zu ihm hingezogen. Seine vertraute Gestik, die Art, wie sich sein Mund bewegte ... Die Stelle an seiner Kehle, an der man ihn nur zu küssen brauchte, damit er mitten im Satz den Faden verlor ... Sie hatte es ausprobiert, wieder und wieder, und es genossen, ihn herrlich verwirrt und mit diesem magischen Glanz in den Augen zu sehen, bevor er sie in die Arme schloss und ganz fest an sich zog ... oder ihr die Führung überließ, sich ausstreckte und darauf wartete, dass ihr Mund und ihre Hände tiefer wanderten, dorthin, wo es keine Sprache und keinen klaren Gedanken mehr gab ...

Noréy schüttelte die Erinnerung ab und vergrub ihre freie Hand in Aleos schwarzer, dichter Mähne. »Wo warst du die ganze Zeit?«

»Was interessiert dich das?«

»Ich habe dich in Sel Briel gesucht, aber da warst du nicht. Du hast den Rand durchquert, nicht wahr?«

»Mag sein.«

»Wie hast du es gemacht? Wie hast du den Rand geöffnet?«

»Ich könnte es dir zeigen. Ach, nein, das geht ja nicht«, sagte er mit erzwungener Ruhe. »Tut mir leid, aber mein Schatten ist derzeit in einem winzigen Verlies eingesperrt und wird unablässig gefoltert. Sonst gerne.«

»Jahor, bitte.«

»Tut mir leid, ein andermal vielleicht. Mir sind die Hände gebunden«, erwiderte er bissig und hob wie zum Beweis die Arme, damit sie die Fesseln sehen konnte. Dabei blieb sein Gesicht marmorkalt, und die Augen nahmen ein so dunkles Grau an, dass es fast schwarz war. Nichts Schönes oder Geheimnisvolles war mehr von seinem magischen Blick geblieben. Er war nur noch beängstigend.

Am liebsten wäre Noréy nun einfach davongeprescht. Ihr Pferd

Aleo schien es zu spüren, schlug mit dem Kopf und riss an den Zügeln. Nun fuhr auch noch eine heftige Bö heran, peitschte das schütterere, gelbe Gras zu Boden und riss an den Baumkronen. Ein Meer aus Nadeln erfüllte die Luft, dann zog ein Rauschen näher. Regen.

Sie wandten gleichzeitig die Köpfe und konnten die Regenschleppes über das felsige Land ziehen sehen. Das Grau schluckte Kuppe um Kuppe.

»Hast du eine Schattenklinge benutzt? Wie um die Kreaturen zu töten? Reinen Schatten oder mit Eisen?«

Er antwortete ihr nicht, doch er wandte sich zu spät ab. Noch immer konnte sie in seinem Gesicht lesen wie in einem offenen Buch. Sie waren einander zu nah, zu vertraut.

»Nur Schatten also, danke.«

Auf seiner Stirn entstand eine steile Falte. »Dann geh doch auf die andere Seite. Es wäre das Ende für deinen Schatten. Das ist nur fair.« Er grinste überheblich, doch seine Augen sprachen eine andere Sprache, trotz allem fürchtete er um sie. Seine Worte waren keine Drohung, kein gehässiger Spott, sondern eine Warnung.

In diesem Moment schwoll das Rauschen an, als würden sie an einem Wasserfall vorbeireiten. Jahor beugte sich vor und versuchte, sich mit gefesselten Händen die Kapuze über den Kopf zu ziehen. Sie rutschte ihm aus den Fingern.

Noréy hatte ihre eigene bereits auf, lenkte ihren Wallach mit dem Schenkel näher und beugte sich zu ihm hinüber. »Warte, ich ...« Ihre Hände berührten sich.

Die Magie des Sonnensteins traf sie wie ein Blitzschlag. Ihr Schatten floh panisch, der Kristall schien ihm nachzujagen, schickte klebrige Spinnfäden hinterher und erreichte gerade noch rechtzeitig das Ende seines Wirkungsbereichs.

Atemlos wich Noréy zurück.

Jahor zog sich selbst die Kapuze über den Kopf, während sie mit den Tränen kämpfte.

»Lenk ein. Bitte, Jahor. Das muss doch unerträglich sein!«

Er schüttelte langsam den Kopf.

Erste dicke Tropfen fielen herab und zerplatzten auf dem ausgedörrten Boden. Sofort roch es nach Sommerregen. Ein Duft, den Noréy eigentlich liebte, nun aber nicht einmal richtig wahrnahm. Ihr Schatten kroch ängstlich zu ihr zurück und blieb in sicherem Abstand, schlich formlos durch struppigen Salbei, immer auf der Hut vor dem Sonnenstein. Jahors Schatten konnte nicht fliehen.

Mit dem nächsten Donner öffnete der Himmel sämtliche Schleusen. Der Regen pladderte herab und übertönte jedes Geräusch. Selbst der Donner war eher ein Vibrieren im Bauch.

Torik und Aurora zogen das Tempo an. Im zügigen Trab ging es durch die Talsohle, die sich rasch mit kleinen Sturzbächen füllte, die sich an der tiefsten Stelle zu einem Bach vereinten. Altes Gras und kleine Stöcke trieben obenauf und verfangen sich am Ufer.

Als sie endlich eine Stelle fanden, wo sie auf höher gelegenen Grund abbiegen konnten, reichte das Wasser den Pferden halb die Beine hinauf. Es wurde brenzlich.

Noréy wandte sich zu Jahor um. Er hielt die Augen krampfhaft geschlossen und biss mit aller Kraft die Zähne zusammen. In seiner Wange arbeiteten die Muskeln, dann schimmerte ein helles Licht unter dem Kettenhandschuh, und er sackte gepeinigt in sich zusammen.

MAIGAR

Schweigend und tief über die Rücken ihrer Pferde gebeugt, ritten sie in engen Kehren bergauf. Torik drängte noch immer zur Eile. Wann immer es irgend möglich war, trabte er an, obwohl der heftige Regen und das Dauerfeuer der Blitze die Sicht erschwerten.

Noréy ritt direkt hinter Maigar, dicht gefolgt von Jahor, der keine Wahl hatte. An einer kleinen Kuppe ließ er die beiden passieren, um selbst die letzte Position zu übernehmen. An Jahors Stelle und mit genügend Verzweiflung im Herzen, hätte er genau diesen Zeitpunkt gewählt, um sich aus dem Sattel fallen zu lassen und sein Heil in der Flucht zu suchen.

Ein Teil von Maigar begrüßte das Unwetter. Es passte zu seiner Stimmung, und es trug Erinnerungen mit sich. Dieses heiße, trockene Land, in dem Arboressea und auch Sel Nedara lagen, sprach nicht zu ihm. Wasser hingegen, Sturm und Wind, das war der Klang seiner Heimat. Ganze Winter waren verstrichen, in denen der Regen beinahe unablässig gegen seine Fenster getrommelt hatte und der Wind um die Nordfeste heulte, als wäre er der stürmische Liebhaber der trutzigen Steinburg. Seine Seele atmete diesen Sturm, genoss selbst das peitschende Nass und gewann an Kraft zurück.

Oder war es gar nicht seine Seele, die auflebte, sondern etwas anderes?

Sein Blick zuckte zu Noréy.

Er wollte sie so gerne fragen, wie sich ein erwachter Schatten anfühlte und ob er sich wohl nach den gleichen Dingen sehnte wie sein Träger. Doch noch waren sie nicht angekommen.

Die anderen schienen vom Sturm sehr beunruhigt, dabei riss er nur kleine Zweige von den Bäumen und ließ Rindenstückchen auf

sie herabprasseln. Maigar blies prustend die Tropfen von seinen Brauen und Wimpern. Die Kapuze klebte ihm in der Stirn, und das Wasser rann ihm beinahe ungebremsst über das Gesicht. Hoffentlich hielten seine gewachsenen Satteltaschen ihren Inhalt trocken, sonst würde es eine eisige Nacht werden.

»Beeilt euch!«, rief Torik gegen den Sturm an. »Hier hoch!«

Er schien sich auszukennen, sonst wäre er nie eine derart steile Kuppe hinaufgeritten. Die Pferde kämpften sich schnaufend durch loses Geröll. Sein Tier knickte kurz mit den Vorderbeinen ein. Maigar wollte absteigen, doch da waren sie schon mit einem gewaltigen Satz weiter bergauf unterwegs. Losgetretene Steine kullerten abwärts, während sich zwischen ihnen ein weiterer Sturzbach formte.

»Wir sind da!«, rief Aurora gegen den Wind.

Ihr Ziel entpuppte sich als kleine Kuppe, an deren höchstem Punkt sie nun anhielten. Zu allen Seiten fiel das Land ein wenig ab. Der Wind blies hier nur verhalten, da er von einem größeren Hügel abgelenkt wurde.

Beim Blick zurück wurde Maigar nun doch etwas mulmig. Ihm war nicht klar gewesen, was derartiges Wetter in diesem steinigen, trockenen Land bedeutete. Erst jetzt wurde ihm die Gefahr bewusst, in der sie geschwebt hatten. An jedem Abhang, in jeder Rinne schossen reißende, schlammrote Ströme zu Tal, genau dort hin, wo sie eben noch entlanggeritten waren.

Toriks schnelle Entscheidung und seine Kenntnis des Geländes hatten ihnen allen womöglich das Leben gerettet.

Maigar schlug seinen Mantel zurück und stieg aus dem Sattel. Danno schnaubte und schüttelte sich. »Ja, ja, du wirst ja gleich alles los«, murmelte er dem Pferd beruhigend zu, doch so ganz konnte er sich dem beklemmenden Gefühl, eben einer Katastrophe entgangen zu sein, noch nicht entziehen.

»Stellt euch darauf ein, einen oder auch mehrere Tage hierzubleiben«, rief Torik. »Die Wege könnten eine Weile unpassierbar sein.«

So sah es also aus. Maigar kniff die Augen zusammen und sah konzentriert nach Westen, doch wie sehr er auch schaute, der dichte Regen und ein zunehmender Nebel in der Luft machten es unmöglich zu erkennen, wie nah oder weit sie vom Wilden Rand entfernt waren.

Noch immer zuckten beinahe unablässig Blitze durch den Himmel, und die einzelnen Donnerschläge verschmolzen zu einem durchgehenden, tiefen Rumpeln. Maigar sattelte in Windeseile ab und stellte sein Gepäck unter dem schützenden Geäst einer alten, knorrigen Zirbe ab, dann ging er zu Noréy und Jahor. Der Mirakler war abgestiegen, wandte ihnen den Rücken zu und rieb seinem Pferd über den Hals.

»Ich saddle ab, in Ordnung?«, machte Maigar sich bemerkbar.

»Nicht nötig«, grollte Jahor und löste den Gurt selbst. Als er dann jedoch versuchte, Sattel und Taschen mit gefesselten Händen herunterzuheben, rutschte ihm das nasse Zeug aus der Hand, glitschig von Wasser und Lederfett. Sein Brauner sprang überrascht zur Seite.

Wortlos hob Maigar alles auf und trug es ebenfalls in den Schutz eines Baumes.

Jahors Protest blieb aus. Er wirkte so erschöpft, dass er sich kaum auf den Beinen halten konnte. Ein Zustand, der ihm selbst viel zu vertraut war. Auch deshalb ging er nicht darauf ein. Wenn der Mirakler reden wollte, hatten sie in der kommenden Nacht noch ausreichend Zeit dazu.

Es dauerte eine Weile, bis die Zelte standen und die Pferde versorgt waren. Schließlich hatte auch der Regen aufgehört. Sofort brannte die Sonne wieder aus dem Himmel herab und sorgte für eine unangenehme Wärme und zunehmenden Dunst.

Der Rand schimmerte durch die Schwaden, die aus den lichten Kiefernwäldern stiegen, und schien irgendwie größer. Vielleicht lag

der Eindruck aber auch an Maigars Wissen, dass er ihm bald ganz nahe kommen würde.

Er hatte soeben eine Kleinigkeit gegessen, als Noréy auf ihn zukam. Die Sonne ließ ihr nasses schwarzes Haar wie lackiert glänzen. Sie sah blass aus, was ihre Sommersprossen hervorhob, als seien sie gerade erst auf Nase und Wangen getupft worden. Als er sie so auf sich zugehen sah, fühlte Maigar, wie sich ein dümmliches Grinsen in seinem Gesicht ausbreitete. Sicherlich sah er aus wie der letzte Trottel, aber er kam einfach nicht gegen das wohlige Gefühl an, das ihre Nähe jedes Mal aufs Neue in ihm auslöste.

»Ich ... Ich glaube, ich spüre meinen Schatten«, purzelte es aus ihm heraus, ehe sie ganz bei ihm war.

Sie musterte den Schemen zu seinen Füßen. Er sah genauso aus wie früher, als seine Essenz noch in einem Gefängnis aus Magie eingesperrt gewesen war, und doch fühlte er sich anders an. Nach mehr.

»Inwiefern?«, erkundigte sie sich.

»Es ist wie ein Ziehen, das aus meiner Brust kommend zu ihm weist.«

»Hat er schon mal die Richtung geändert?«

»Nein, das nicht, aber ...«

»Warte, ich versuche was.« Noréy ging vor ihm in die Knie und legte beide Hände in seinen Schatten. Zögernd kniete sich auch Maigar hin, um genau zu sehen, was sie tat. Erkennen konnte er dennoch nichts, denn Schattengewebe war für jeden anderen außer sie selbst unsichtbar.

Als sie nun den Kopf hob, strahlten ihre blauen Augen wie der Winterhimmel hoch im Norden. »Er ist erwacht, Maigar. Er lebt, doch er fürchtet dich.«

»Kannst du ihm sagen, dass ab nun alles anders wird? Dass er keine Angst haben soll?«

»Das kannst nur du ganz allein. Bist du bereit, ihn zu kräftigen? Wollen wir es versuchen?«

Er nickte nur, weil ihre Nähe ihm die Sprache verschlug.

»Ich kann dir aber nicht versprechen, dass wir es überhaupt bis zum Rand schaffen.« Sie erhoben sich gemeinsam.

»Ich weiß, das Unwetter ... Versuchen wir es trotzdem. Was ist mit Torik?«

»Ich komme gerade von ihm. Er will, dass wir es erst einmal ohne ihn versuchen. Du hast den Segen der Göttin, du bist wichtiger.«

Er wollte protestieren, doch dann dachte er wieder an die Frau in Flammen, die er im Traum gesehen hatte, und das Gefühl verstärkte sich, dass sie ihn auch jetzt beobachtete. Also nickte er nur, ein mulmiges Gefühl in der Brust, das blitzschnell kribbeliger Erwartung wich.



GORDA

»Begleitest du uns?« Diese Frage hätte Maigar nicht stellen brauchen. Nichts hätte sie davon abhalten können, sich anzusehen, wie Noréy den Wilden Rand anzapfte, um seinen Schatten zu erwecken. Und dann war da noch der ehemalige Wirker selbst.

Maigar war wie Medizin. Sobald sie sich in seiner Nähe aufhielt, fühlte sie sich besser, und der vertraute Verlustschmerz nahm so weit ab, dass sie ihn manchmal fast vergaß.

Sie bewunderte Maigars Stärke. Seine Kämpfernatur, mit der er sich jeder Herausforderung stellte und die ihm geholfen hatte, sich energisch des Steins zu entledigen, sobald ihm klar geworden war, dass es einen anderen, besseren Weg gab. Maigar war mindestens genauso stur und dickköpfig wie Gorda, und das sollte etwas heißen. Zugleich schien er immer die Ruhe zu bewahren, selbst dann, wenn sie in seiner Situation längst geschrien oder mit Dingen um sich geworfen hätte.

Auch nun strahlte er eine besondere Ruhe aus, während Gorda vor lauter Aufregung kaum still stehen konnte.

Als sie schließlich zu dritt aufbrachen, dampfte die Natur. Überall glitzerten Regentropfen im Gras und im Gezweig der Bäume.

Auf der Lichtung hingegen stieg schwarzer Qualm auf, weil Aurora versuchte, mit nassem Holz ein Feuer zu entfachen.

»Gehen wir«, sagte Noréy nur. Sie wirkte nüchtern, doch Gorda war der Blick nicht entgangen, mit dem sie kurz zu Jahor zurückgesehen hatte. Ihre Freundin drohte, schleichend die Kontrolle zu verlieren. Toriks rücksichtsloser Akt hatte Lücken in ihre Verteidigung geschlagen.

Gorda würde mit ihr reden müssen, bevor sie eine Dummheit beging. Vorerst jedoch standen Maigar und sein Schatten im Mittelpunkt.

»Woher weißt du, wo wir hinmüssen?«, erkundigte er sich in diesem Moment.

»Torik kennt die Gegend. Dieser Pfad führt zu einem Aussichtspunkt, von dem aus die Schattenritter regelmäßig den Rand kontrollieren.«

In der Tat war der Pfad von einzelnen Quarzkristallen markiert, die sich in diesem Reich aus rotem und gelbem Sandstein wie Fremdkörper ausnahmen.

Stetig ging es bergauf. Wieder und wieder mussten sie gluckernde Fließrinnen queren und matschigen Stellen ausweichen, wo über frischem Schlamm große, langbeinige Insekten tanzten und ihre Eier ablegten.

Salbeisträucher, die zwischen Geröll wuchsen, beugten ihre violetten Blüten unter dem Gewicht anhaftender Regentropfen herab. An jedem anderen Tag wäre Gorda stehen geblieben, um all die Facetten zu bewundern, in denen die Natur den seltenen Schauer feierte, doch nicht heute.

Mit großen Schritten holte sie zu Maigar auf. »Na, bist du aufgeregt?«

Er verdrehte spielerisch die Augen und wurde dann sofort wieder ernst. »Was denkst du denn?«

Sie musterte seinen Schatten, der sich ganz blass und gewöhn-

lich betrug. Ganz gleich, wie genau sie auch hinsah, nichts regte sich.

Hoffentlich würde sich das gleich ändern. Er hatte es nach den Torturen, die er durchlebt hatte, mehr als verdient. Ganz abgesehen davon, dass sie nicht wusste, wie die Auserwählten es sonst schaffen sollten, die Prophezeiung zu erfüllen. Jahor war ein weiteres Problem, aber darum würden sie sich später kümmern ... nach diesem hier.

Der Weg wurde immer ausgesetzter. Über einen Grad kämpften sie sich schließlich auf beinahe gerader Linie westwärts, wo bald das bunte Schimmern des Randes den Himmel anfüllte.

Ein seltsamer Wind brauste hier, der scheinbar nur für Menschen spürbar war. Während sie gebeugt gegen die Böen ankämpften, regte sich für Bäume und Büsche oder die kleinen Gaukelfalter, die über die Blüten tanzten, kein Lüftchen.

Auch Gordas Schatten schien vom magischen Wind beeindruckt. Er machte sich ganz klein und dunkel und zog losgelöst vom Boden als wabernde Schwärze hinter ihr her. Mit einer Handbewegung lockte sie ihn näher und spürte, wie er sich über ihren Rücken legte. Es musste aussehen, als wäre sie mit schillerndem Lack überzogen worden. Sie hätte das jetzt gern gesehen.

Kaum war der Gedanke geformt, kroch der Schatten auf ihre Vorderseite und bedeckte alles bis auf ihr Gesicht. Gorda hob ihre Hände, die nun pechschwarz und glänzend waren.

»Wenn wir gleich da sind ...«, sagte Noréy ein wenig atemlos vom Aufstieg und dem Kampf gegen den Wind und drehte sich zu ihnen um. Gordas Anblick ließ sie stocken. »Was machst du denn, Gorda?«

Maigar wich überrascht ein wenig zurück und wäre auf dem engen Pfad beinahe gestolpert.

»Ich war das nicht«, sagte sie und grinste verlegen.

Maigar erholte sich sofort von seinem Schreck und streckte neugierig die Hand aus.

Gorda tat nichts und war dennoch nicht überrascht, dass ihr Schatten eine Brücke zwischen ihnen schlug und nun wie eine lack-schwarze Flüssigkeit seine Hand überzog. Sie mochte Maigar, also tat ihr Schatten es auch.

»Das ist es!«, stieß Noréy begeistert aus. »Nimm ihre Hände, Maigar. Lass deinen Schatten von ihrem lernen, dass du keine Gefahr darstellst.«

»Zumindest nicht mehr«, sagte er und streckte seine Hände nach ihr aus. Gorda zögerte. Sie hatte sich danach gesehnt, Maigar zu berühren, und nun sollte sie es unter einem Vorwand einfach tun können? Es kam ihr merkwürdig vor, und doch war sofort jegliches Zögern vergessen. Warm schmiegt sich seine Hände in ihre, ein fester Druck.

Sie hob den Blick und sah ihm in die Augen. Zum ersten Mal, seit sie ihn kannte, ließ sich erahnen, wie diese Augen strahlen würden, wenn er glücklich war. Sie wollte mehr davon sehen, viel mehr.

Ihr Schatten nahm ihren Gedanken auf, floss über ihre Hände zu ihm, überzog ihn ganz, strich über seine Wange, wie Gorda es nie gewagt hätte, bis Maigar plötzlich auflachte.

»Weiter, weiter«, forderte Noréy. Dabei hielt sie die Augen fest geschlossen.

Gordas Schatten übermittelte ihr kurze Eindrücke. Spielerisch berührte er nicht nur Maigar, sondern stupste auf einer anderen, für Gorda unsichtbaren Ebene seinen Schatten an und lockte ihn aus dem Winkel hervor, in dem sich seine Essenz versteckte.

Sie mischten sich.

Es war ein unheimliches und zugleich bezauberndes Gefühl. Fremdes und Vertrautes, ein Kribbeln, als würde Atem über Haut streichen.

»Genug!«, sagte Maigar plötzlich und ließ ihre Hände los.

Schatten wirbelten um ihn herum. Feine Fäden wie der Rauch

rußender Kerzen. Er rieb sich irritiert über die Arme und schien erst dann zu merken, was um ihn herum geschah. Sein Schatten war erwacht!

NORÉY

Ein kleiner Glücksrausch flutete durch ihren Körper, als sie den befreiten Schatten herumtanzen sah, während Maigar mit einem Ausdruck größter Verblüffung im Gesicht die Hände ausstreckte.

Sie hatte beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, dass sein Schatten noch zu retten war, und nun das!

»Gorda, ich glaube, *du* bist hier diejenige mit der größten Schattenmagie. Du hast es geschafft!«

Ihre Freundin strahlte von einem Ohr zum anderen. »Mehr Komplimente, mehr davon!«

»Das war ja wohl genug Lob für heute.« Sie grinste Gorda zu, dann wandte sie sich an Maigar. »Und? Wie fühlt es sich an? Kannst du das Band finden, das euch aneinanderschweißt?«

»Ich ... Ich weiß es nicht. Es kribbelt und zwickt überall.« Noch immer wirbelte der Schatten in feinen Fäden um ihn herum wie eine kleine graue Windhose.

»Bitte ihn, auf den Boden zu sinken.«

»Ich versuche es.«

Erst geschah nichts, dann wurde der Schatten dichter, dunkler, wirbelte schneller.

»Ich sehe nichts mehr«, rief Maigar, und Noréy meinte, eine Spur von Panik herauszuhören. Kurz ragten seine ausgestreckten Arme aus dem Wust, dann verschwanden auch sie im Schattenwirbel.

»Du darfst keine Angst zeigen«, mischte sich Gorda ein. Sie war

mit einem Schritt bei ihm, griff in den grauen Strom hinein und tastete nach seiner Hand.

Schleichend begann sich der Wirbel nun zu senken, bis er sich auf Kniehöhe zu einem festen, beinahe schwarzen Ring verdichtete. Er hatte es geschafft.

Gorda ließ seine Hand los und sah zu ihm auf, als wäre sie stolz auf ihren Schüler. »Und jetzt auf zum Rand«, sagte sie.

Noréy hatte dem nichts hinzuzufügen.

Nun war es nicht mehr weit. Die magische Barriere war so nah, dass sie ein Rauschen und Knistern in der Luft wahrnahm.

Der Aussichtspunkt der Schattenbändiger befand sich auf einer Kuppe. Eingeschlagene Pflöcke markierten, wie weit sich der Wilde Rand über die Zeit verschob. Noréy ignorierte die kleine Steinkiste, die angeblich ein Büchlein schützte, in das jeder eintrug, was er sah, und ging direkt vor bis an die vielfarbige Oberfläche.

Nur keine Angst zeigen, beschwor sie sich. *Magie spürt so etwas*.

Ehrfurchtsvoll ließ sie die Hände über dem schimmernden Glanz schweben und musste sich zwingen, nicht zurückzuweichen.

»Wie fühlt es sich an?«, fragte Gorda.

»Böse.« Noréy sah sich ernst nach den beiden um. »Wenn ich den Rand verletze, werden bunte Partikel ausströmen. Maigar, dein Schatten soll sich an ihnen stärken. Es wird ihn lebendiger machen, aber womöglich auch streitlustig. Gorda, deine Aufgabe wird es sein, sämtliche Partikel einzufangen, die Maigars Schatten nicht verschlingt. Ich werde dir helfen, aber vor allem muss ich mich darauf konzentrieren, die Öffnung so klein wie möglich zu halten.«

»Was könnte sonst passieren?«, erkundigte sich Maigar. Er hielt die Arme verschränkt und wirkte ernst und stoisch, fast als hätte er es nie anders gekannt, als dass sein dunkler Begleiter um seine Füße wirbelte.

»Das Schlimmste wären Kreaturen.« Noréy schluckte. »Wenn sie spüren, dass der Rand eine Lücke hat ...«

»Nicht weiterreden, sonst nehme ich die Beine in die Hand«, meinte Gorda und verzog angewidert den Mund.

»Also los.«

Noréys Herz pochte bis in die Kehle hinauf. Hätte doch nur Jahor jetzt hier sein und ihr zur Seite stehen können! Wie viel einfacher wäre es gewesen, hätte er das Loch schaffen können, während sie sich ganz darauf konzentrierte, Maigars Schatten mit der besonderen Kraft des Randes zu stärken.

Ihr eigener dunkler Begleiter nahm von allein die Gestalt des großen Greifen an. Dort, wo seine Augen sein sollten, blitzte es gelbgolden. Er stellte die langen Federn am Kopf auf. *Ich bin bereit*, schien das zu heißen. Gordas Schatten formte sich zu einem langen, wurmartigen Körper, der sich im Halbbogen um ihre kleine Versammlung legte. Auf seinem Rücken flimmerten graue Wellen entlang.

Maigar hatte sich nicht vom Fleck gerührt, mit seinem blassen Gesicht und dem Wirbel aus feiner schwarzer Watte zu seinen Füßen wirkte er ein wenig verloren.

»Jetzt!«, verkündete Noréy. Sie riss eine Feder aus der Greifengestalt, formte sie mit einer Geste zu einer langen Klinge, schloss die Augen und öffnete sich für das Schattensehen. Nach und nach trat die Welt, wie man sie mit bloßen Augen erblickte, zurück und machte der reinen Struktur Platz, dem Gewebe, aus dem sie geschaffen war.

Noréy verdichtete ihre magische Klinge mit festen Strängen, dann nahm sie sich den Wilden Rand vor, der aussah wie ein dicht gewebtes Netz, das jedoch keiner Geometrie und keiner bekannten Form folgte.

Statt die Fäden zu zerschneiden, stieß sie ihre Klinge vorsichtig in eine Lücke, spaltete sie dann einer Regung folgend in zwei Teile auf und zerrte diese auseinander, wie man eine Masche weitete.

Als sie ihre Augen wieder öffnete, stand sie in einem Strom feins-

ter, regenbogenfarbener Partikel, die an ihrer geteilten Schattenklinge vorbei in die diesseitige Welt strömten. Über allem lag eine Art Summton, als stünden sie neben einem emsigen Bienenstock.

Maigars Schatten hatte sich wieder erhoben, wirbelte wie eine Rauchsäule auf der Stelle und schien die Partikel auf einem Luftstrom einzusaugen. Jeden verstreichenden Moment wurde er dabei dunkler, fester und größer.

Maigar wich unbewusst zurück, hektisch blickte er von Noréy zu Gorda. »Reicht das nicht? Ich finde, er ist kräftig genug.«

»Als Teil der Prophezeiung musst du einen starken Begleiter haben«, mischte sich Gorda ein. Zugleich kam ihr lang gestreckter Schatten näher und vertilgte alles, was danebenging.

Das Summen schwoll zu einem Dröhnen. Mit dem Rand ging eine unheimliche Veränderung vor. Die Verletzung der Barriere schien eine Reaktion in Gang zu setzen.

Durch die Schattenklingen spürte Noréy etwas. Es war Zorn ... und er kam näher! Rasend schnell sogar!

Mit einem Ruck riss sie die Klingen aus dem Gewebe und löste sie sofort auf, doch die Magie des Randes war aufgewiegelt.

Wellen liefen durch die schlierig bunte Oberfläche. Der Partikelstrom, der aus dem Loch drang, verstärkte sich noch. Noréys Greif drängte sich mit aufgerissenem Schnabel vor und verschlang die lichte Magie. Gordas Schatten wurde zu einer Art Lindwurm und versuchte, den Greifen zur Seite zu drängen.

»Halt!«, rief Gorda, doch die Schatten waren schlagartig von eigenem Willen erfasst. Der Greif schlug mit seinen Flügeln um sich.

»Hör auf!«, kommandierte Noréy und versuchte, ihren dunklen Begleiter mit großer Willensanstrengung in eine kleine Kugel zu verwandeln.

Doch die kämpfenden Schatten waren nur ein geringes Problem, verglichen mit dem, was da auf sie zuraste.

Ein tiefes Dröhnen ließ die Erde erzittern. Und dann sah sie ihn.
Den gewaltigen Umriss einer Kreatur.

JAHOR

Er hatte ihnen nachgeschaut, bis die drei hinter einer Felskuppe verschwunden waren. Jahor wünschte sich einerseits sehnlichst, dass sie mit ihrem Vorhaben scheiterten. Andererseits würde das aber auch bedeuten, dass Noréy in Gefahr geriet.

So wütend er auch auf sie war, ein Teil von ihm liebte sie. Liebte sie so sehr, dass dieses Gefühl mal alles andere überstrahlte, mal so brutal an ihm zertr, dass er daran zu zerbrechen drohte.

In seiner jetzigen Lage war er vor allem erschöpft. Der verdammte Sonnenstein sog ihn leer wie eine Armee von Blutegeln. Selbst den Kopf zu heben bedurfte großer Anstrengung. Wie sollte er da je genug Energie finden, um sich zu befreien?

Sie hatten ihm die Hände nicht wieder auf den Rücken gefesselt, und so konnte er genau betrachten, was Torik ihm angetan hatte. Zumindest die äußere Schicht. Der Kettenhandschuh verbarg den Rest. Er war am Handgelenk mit einem Lederriemen und einer Schnalle zu verschließen, doch Torik hatte den Bügel eines kleinen Schlosses direkt durch die Kettenglieder getrieben.

Mit einer Zange ließ sich das aufbiegen ... wenn er zuvor wegelaufen, die Fesseln aus Seil durchtrennt und eine Schmiede oder Ähnliches gefunden hätte. Sein Schatten würde ihm bis dahin nicht von Hilfe sein. Ohnehin würde es vermutlich lange dauern, bis sich der Graue von dieser Folter erholt hätte.

Verabscheuenswürdig war das und ein Verbrechen unter Schattenbändigern. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass ausgerech-

net Torik so tief sinken könnte. Pah, aber das war der Torik aus den Heldengeschichten, die von Dichtern und Romantikern ausgeschmückt worden waren. Er hingegen kannte den skrupellosen Taktiker, dem alles zuzutrauen war.

Jahor war gerade wieder dabei, sich widerwillig in der einlullenden Geistesübung zu versuchen, mit der sich der Stein angeblich in eine Art Dämmerzustand versetzen ließ und sein Schatten in seinem Verlies zur Ruhe kam, als ihn ein Rascheln im schütterten Gras aufmerken ließ.

Aurora.

Ausgerechnet. Seit seiner Flucht aus Sel Nedara hatte sie kein einziges Wort mehr mit ihm gewechselt und er gehofft, es würde auch so bleiben. Doch anscheinend hatte seine selbst erklärte Zieh-mutter beschlossen, ihr Schweigen zu brechen. Er spürte es. Sah es in ihrem festen, ein wenig steifen Gang. Sie lief gegen einen inneren Widerstand an. Er kannte sie einfach zu gut, um es zu übersehen.

Aurora würde es bereuen. Schon legte er sich bissige Erwidern-zurecht, mit denen er sie wieder davonjagen würde. Er wollte mit niemandem reden, sie sollten ihn einfach in Ruhe lassen oder ihn von diesem verfluchten Folterwerkzeug befreien. Auf alles andere legte er keinen Wert.

Aurora schien nicht zu spüren, dass sie vor eine Mauer laufen würde. Sie klammerte sich stattdessen an der dampfenden Holzschüssel fest, als wäre sie ein Heilmittel.

»Scharfe Knollensuppe, wie du sie als kleiner Junge immer so gemocht hast«, sagte sie übertrieben freundlich, stellte die Schale vor ihm ab und setzte sich dann ein wenig ungenlenk auf den Boden.

Jahor rührte sich nicht.

»Willst du denn nichts essen?«

»Ich will sterben«, erwiderte er und sah ihr starr in die Augen. Das hatte sie früher schon stets verunsichert. Sie kam nicht gut da-

mit klar, dass seine Augen ein Eigenleben führten und die Farbe änderten.

»Sag so etwas nicht.«

Er hob die Hände. »Dann zieh dir das doch an, und danach reden wir noch mal.«

Sie senkte den Blick. »Ich habe das nicht gewollt, Jahor. Aber du hast Torik keine Wahl gelassen.«

»*Ich* habe *ihm* keine Wahl gelassen? Hat er *mir* denn eine gelassen? Er hat den Rand geschaffen, er ist schuld, dass meine Familie, mein gesamtes Volk ausgerottet wurde. Er! Nur er!«, spuckte er ihr ins Gesicht. »Du hast es gewusst. Du hast alles gewusst, von seinem Verbrechen und von meinem Eid! Den kanntest du von dem Tag an, als du mich im Wald aufgelesen hast. Nun musst du dich fragen, warum du dann überhaupt zugelassen hast, dass wir miteinander reden! Hast du mich für so einfältig gehalten? Dachtest du, dass ich es nicht herausfinden würde? Oder hast du mir so wenig Rückgrat zugetraut, dass ich das letzte Versprechen, das ich meiner Mutter gegeben habe, nicht einhalte?«

Sein Schatten begann in ihm zu rebellieren. Jahor versuchte, ihn aufzuhalten, doch es war zu spät. Erst bäumte sich der Schatten auf, dann brannte und sog ihm der Sonnenstein die Kraft aus und legte dabei Spuren aus Feuer durch Jahors Körper. Er krampfte und versuchte dennoch, sich mit aller Kraft aufrecht zu halten. Dabei sah er Aurora fest in die Augen.

Doch das machte es nicht besser. Seine eigener Widerstand feuerte seinen Schatten an, nicht aufzugeben, und so wurde es ein zähes Ringen, das er dennoch nur verlieren konnte.

Aurora erwiderte starr seinen Blick. Tränen schimmerten auf, dann liefen die ersten über ihre Wangen, während sie ihre Hände zu Fäusten ballte.

Der Schmerz kam nun in Wellen. Puls um Puls tobte durch seinen Körper und hinterließ Schwäche und Verwüstung. Jahor be-

gann zu zittern, aber dabei sah er Aurora noch immer fest in die Augen – der Frau, die sich viele Jahre lang als seine Mutter verstanden hatte. Doch was für eine Mutter war sie jetzt?

»Danke für nichts, *Mutter*«, spie er ihr entgegen.

Die Worte ließen sie zusammenzucken, und Jahor gelang es gerade noch, sich so lange aufrecht zu halten, bis sie die Nerven verlor, den Blickkontakt abbrach und floh.

Dann gab etwas in seinem Rücken nach. Es war zu viel, einfach zu viel. Sein Körper kippte zur Seite, und er rollte sich zusammen wie ein leidendes Tier.

Seinem Schatten erging es genauso. Es fühlte sich an, als würde der Graue das Bewusstsein verlieren – wenn Schatten denn eines besaßen.

Jahors Atem ging schnell und flach. Ein raschelndes Keuchen entstieg seiner Kehle, während ihm nichts anderes übrig blieb, als dazuliegen und auszuharren, in der Hoffnung, der Sonnenstein würde bald aufhören, ihn zu malträtieren. Es gab nichts mehr zu holen. Weder Jahor noch sein Schatten besaßen noch genug Kraft, um auch nur den Kopf zu heben.

Über der Schale mit Eintopf tanzte der Dampf in feinen Schlieren und mischte sich mit dem Dunst, der nach dem Gewitter aus der Erde stieg. Wie Schatten ... wie freie, wilde Schatten.

Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte, dachte Jahor. Er hatte sich so fest vorgenommen, nicht zu brechen, doch nun war ihm schon am zweiten Tag nach Heulen zumute. Wie sollte es ihm da gelingen, nicht nur Tage, sondern Wochen und Monate durchzuhalten? Bis sie irgendwann die Geduld oder die Nerven verloren und ihn freiließen? Denn das mussten sie doch, oder? Weder Aurora noch Noréy würden eine dauerhafte Gefangenschaft zulassen.

Vielleicht hätte er einen anderen Weg wählen sollen, wurde ihm ernüchtert klar. Einen, der um Mitleid buhlte. Doch das lag ihm nicht. Er hätte die Achtung vor sich selbst verloren.

Ob Neltor und Neljanna ihn nun von ihrem Himmelsthron aus betrachteten und enttäuscht die Köpfe schüttelten? Sie hatten ihn hierhergeschickt, doch mit welchem Zweck? Warum sandten sie ihn, ausgerechnet ihn, der immer an der Existenz der Götter gezweifelt hatte, weil sie das Unrecht an den Miraklern nicht verhindern hatten, zurück durch den Wilden Rand? War es womöglich nur eine Strafe für seinen Unglauben gewesen?

Ja, er hatte gebetet, oft sogar. Doch fast immer nur für die Seelen der Verstorbenen, nicht für die himmlischen Wesen oder um seiner selbst willen.

Noréy schwebt in größter Gefahr! Nur das hatte ihn zur Rückkehr bewegt.

Er schloss erschöpft die Augen. *Wenn ihr mich nun hört, Bruder und Schwester des Nachthimmels, dann gebt mir ein Zeichen, flehte er. Gebt mir ein Zeichen, dass ihr noch bei mir seid. Dann bin ich bereit, dies alles und noch viel mehr zu ertragen. Ich harre aus, ich bin ihr Gefangener, bis meine Zeit kommt ...*

Angestrengt versuchte Jahor, sich den nächtlichen Garten Neljannas in Erinnerung zu rufen. Fühlte den kalten Tau auf seiner Haut ... und hörte den Ruf einer Eule.

Plötzlich raschelte es im Gras gleich vor ihm.

Er riss die Augen auf, und da saß sie tatsächlich. Eine Eule! Sie starrte ihm aus nächster Nähe ins Gesicht und drehte ihren hübschen Kopf mit den großen Augen, als würde sie ihm bis in die Seele blicken können. So nah war sie ihm noch nie gekommen. Die anderen beiden Begegnungen hätten Zufall sein oder seiner Einbildung entspringen können. Diesmal aber war es anders. Die Eule war nicht nur hell, sondern fast weiß.

Sofort wurde er von einer seltsamen Ruhe ergriffen. Ein kühler Hauch breitete sich in seinem Körper aus und strich das Brennen des Sonnensteins fort.

Nein, dies war wirklich keine gewöhnliche Eule.

»Sie schickt dich, nicht wahr?«, fragte er leise. Seine Stimme klang fremd und rau. In seinem Kopf entstand ein Bild. Sein Schatten als grauer Drache, wie er sich an Neljanna schmiegte und ganz mit sich im Reinen schien.

Es wird ihm wieder gut gehen, schien das zu heißen.

Jahor hob die Hand und strich der Eule ganz vorsichtig mit einem Finger über das seidige Brustgefieder. »Ich habe verstanden«, flüsterte er.

Die Eule blinzelte. Mit einem tiefen *Hu-huuh* erhob sich der Nachtvogel in die Luft und flog geräuschlos davon.

Zurück blieb eine fast vollständig weiße Feder. Jahor klaubte sie aus dem Gras und schob sie, einer Regung folgend, unter den Kettenhandschuh. Bildete er es sich nur ein, oder verschaffte sie ihm in der Tat etwas Linderung?

Als er den Kopf drehte, saßen Aurora und Torik an ihrem Feuer und starrten ihn an. Nun bestand kein Zweifel mehr, die Eule hatte ihn wirklich besucht, und sie hatten es gesehen.

Mit einer neuen Ruhe setzte Jahor sich auf und griff nach der Schale mit lauwarmem Eintopf. Mit dem Löffel wies er auf die beiden alten Schattenbändiger. »Da seht ihr es, selbst die Götter sind auf *meiner* Seite!«



MAIGAR

Maigar war unsicher, was er mehr fürchtete: seinen erwachten Schatten oder das, was da hinter der leuchtenden Wand auf sie zu-raste.

Für einen Moment hatten die beiden Mädchen ihn vergessen.

Sie alle waren vom Wilden Rand zurückgetreten, in der Hoff-nung, die Kreatur würde sie dann nicht mehr wahrnehmen.

Noréys Greif kauerte wie eine zum Sprung bereite Raubkatze vor seiner Herrin. Die wiederum hatte ihr Schwert gezogen und die Eisenklinge mit Schatten umhüllt. Eine wirksame und im Gefecht um Arboressea erprobte Waffe gegen die Bestien.

Gorda stand ihr zur Seite, und auch ihr Schatten hatte sich schüt-zend vor ihr aufgebaut. Ein stachelbewehrter Lindwurm, in dessen Innerem es bedrohlich pulsierte.

»Halte dich hinter uns! Du bist noch nicht so weit«, hatte Noréy gerufen und ihn mit einem unmissverständlichen Blick in die zweite Reihe geschickt.

Alles in Maigar rebellierte gegen diese Entscheidung. *Er* war der ausgebildete Krieger, er, nicht sie! Aber mit seinem Schwert würde er kaum etwas ausrichten können. Er wusste ja nicht einmal, wie

man es mit dieser zähen Schwärze aus Schatten umgab, geschweige denn, wie man seinen Schatten überhaupt zu irgendetwas bewegte.

Seiner war wild und ungestüm. Ohne Sinn und Verstand wirbelte er mal hierhin, mal dorthin. Wenn er über Maigars Haut strich, kribbelte es unangenehm. Zweimal hatte es wehgetan, als schnit-ten ihn feine Klingen.

Der Schatten schien seine Nähe zu suchen und sich zugleich vor ihm zu fürchten. Kein Wunder, nachdem Maigar ihn mit dem Sonnenstein durch ein schier endloses Martyrium geschickt hatte. Wenn er nun versuchte, ihm seinen Willen aufzuzwingen, konnte das fürchterlich nach hinten losgehen.

Das Einzige, was ihm daher blieb, war sein Schwert.

Plötzlich begann die Erde zu beben, und ein tiefes Grollen, das an einen abgehenden Felssturz erinnerte, wurde lauter und lauter.

»Ich schaffe es nicht!«, schrie Noréy. Sie stand mit erhobener lin-ker Hand da und vollführte hektische Bewegungen in der Luft, als würde sie nähen.

Von der anderen Seite schlug etwas gegen die magische Barriere und bog die schillernde Wand mit aller Kraft in ihre Richtung. Der kleine Schnitt, den Noréy hineingemacht hatte, weitete sich ächzend.

Maigars Schatten schoss nach vorn und sog die frei werdenden Partikel gierig auf. »Nicht. Nicht!«, rief er, doch sein dunkler Be-gleiter ignorierte ihn, tanzte als Wirbel vor der Öffnung und geriet Gorda und Noréy in den Weg.

Der Boden zitterte, als würde der Rand aus seiner Verankerung gerissen!

»Nein! Ich kann es nicht halten!« Noréys Stimme wurde schrill.

Im Maigar spannte sich alles an. Er reckte die Rechte mit dem Schwert vor, drückte die Linke aus Gewohnheit an die Brust ... aber nein. Der Sonnenstein fehlte. Er konnte sich nicht gegen eine Schattenbestie verteidigen, war so hilflos wie ein ganz gewöhnli-cher Mensch.

Wie vom Schlag getroffen, wich er zurück, rutschte auf dem glatten Felsgrund aus, fühlte, wie sich etwas in ihm spannte, zerrte, bis es schwer zu ertragen war.

Und dann raste plötzlich etwas Dunkles auf ihn zu.

Erst glaubte er, die Kreatur wäre endgültig ausgebrochen, doch nein. Es war sein eigener Schatten, und das, was ihn zu ihm zwang, war das Band, das sie wie eine Nabelschnur aneinanderkettete. Er spürte es zum ersten Mal. Doch dies war nicht die rechte Zeit, um die Bindung zu erforschen, denn der Rand gab im gleichen Moment ein hässliches Knirschen von sich.

Der Greif kauerte sich vor Noréy, den scharfen Hakenschnabel drohend aufgerissen, die Flügel angewinkelt, doch auch er konnte nicht verhindern, dass die Kreatur ausbrach. Ein Wesen wie aus Orrothans Unterwelt mit ledrigen Schwingen und einem muskulösen, struppigen Raubtierleib, auf dem ein Kopf saß, der wie eine Chimäre aus Schakal und Fledermaus aussah. Lange, nadelscharfe Fänge glänzten in einem fauligen, grünlichen Weißton.

Sofort ging die Kreatur zum Angriff auf Noréy über, doch deren Schatten warf sich dazwischen. Auch Gorda lenkte ihren Begleiter in den Kampf und stellte sich selbst zwischen die Kreatur und ihre Freundin.

Die Bestie riss und fetzte durch die Schatten, schwarze Schwaden wurden herausgerissen, während Greif und Lindwurm ihrerseits mit Klauen und Zähnen angriffen. Dunkles Blut spritzte auf den Boden.

Noréy war ganz nahe an den Rand getreten und legte ihre Hände auf die glimmernde Oberfläche. »Ich kann nicht beim Kampf mithelfen«, rief sie ihnen über die Schulter hinweg zu. Ihre Stimme ging beinahe in dem Lärm unter, den die ineinander verkeilten Schatten und die Kreatur machten. Die rissen kleine Bäume um und lösten Steinschläge aus. Noch schien keiner die Oberhand zu gewinnen.

Vielleicht würde Maigars Schatten das Zünglein an der Waage sein.

Hilf ihnen, egal wie! Bitte hilf ihnen!

Sein Schatten regte sich nicht.

Wenn du es nicht für mich tust, dann für dich. Denn wenn das Ding dort siegt, wird es mich töten, und dann hörst auch du auf zu existieren!

Ein Flirren lief durch die flüssige Tinte, aus der die Oberfläche zu bestehen schien. Mehr nicht.

Ich weiß, wie stark du sein kannst. Wir haben schon einmal solche Wesen vernichtet, und du kannst es wieder tun, ohne dass ich dir deine Kraft raube! Er tastete nach der Bindung, hatte Schwierigkeiten und versetzte dem Schatten schließlich einfach einen Stoß mit der Hand.

Schlagartig verlor der seine feste Gestalt und schrumpfte zu haarfeinen Fäden.

»Ach, bei den Göttern«, fluchte Maigar, hob sein Schwert und hetzte an dem Kampfgetümmel vorbei, bis er an Gordas Seite war.

»Was machst du hier?«, fuhr sie ihn an.

»Was machst *du* hier?«, erwiderte er. Damit war die Sache für ihn erledigt, er würde nicht diskutieren. »Kannst du es schließen, Noréy?«

»Ja, aber ich brauche Zeit! Ich muss das Gewebe vernähen.«

»Egal wie, nur mach es«, mischte sich Gorda ein.

Noréys Hände vollführten elegante Bewegungen, als würde sie in der Tat eine riesige Leinwand stopfen. Maigar hätte ihr stundenlang dabei zusehen können, doch nicht hier, nicht jetzt.

Unsicher hob er sein Schwert der Gefahr entgegen und hatte sich zugleich noch nie so hilflos gefühlt. Auf Gordas Waffe schimmerte hingegen Schattenessenz wie flüssiges Pech.

»Wie hüllt man die Klinge in Schatten?«

»Zeig ich dir später.« Sie sah ihn mit einer Mischung aus Mut und Ungeduld an. In ihren Augen war er mehr Hindernis als Hilfe.

»Weiter so, weiter!«, rief sie ihrem Schatten zu, der seinen Schlangenableib verlängert hatte und ihn nun um die Kreatur zu winden begann. Schon wurden deren Angriffe zielloser, schnappten die nadelspitzen Zähne häufiger ins Leere.

Noréys Greif breitete seine Flügel aus, um die Sicht auf Noréy zu versperren, während er zugleich unablässig nach den Beinen des Wesens hackte, damit es aus dem Gleichgewicht geriet. Noch war es nicht so weit, Wunden waren in dem zottigen Fell nicht zu erkennen. Doch das dunkle Blut auf dem Boden sprach Bände.

Sie gewannen! Doch dieser Sieg nutzte nichts, wenn es Noréy nicht gelang, den Riss im Rand zu schließen. Und es sah nicht so aus, als würde es bald so weit sein.

»Gib her!«, sagte Gorda plötzlich und zog ihn am Arm, bis er das Schwert vor sie hielt. »Dafür musst du in meiner Nähe bleiben, verstanden? Sonst klappt es nicht.«

Müelos hüllte sie seine Klinge in Schatten.

Kalt! Kalt und fremd! Beinahe hätte er die Waffe vor Schreck losgelassen. »Danke.«

»Du bist von uns mit Abstand der beste Fechter.« Sie sah ihm fest in die Augen. »Du musst die Kehle oder das Herz durchbohren. Es ist ein echtes Lebewesen, kein Schatten!«

»Verstanden.«

»Dann los!« Sie stürmte voran und nahm ihm damit jegliche Zeit für Zweifel. Seite an Seite drangen sie nun auf die Kreatur ein. Zwar waren ihre Hinterbeine fest im Griff von Gordas Lindwurm, doch mit den Vorderbeinen schlug und kratzte sie wie rasend nach dem Greifen, der schon große Lücken in den Flügeln hatte.

Maigar ahnte, dass er nur deshalb nicht besser kämpfte, weil Noréy ihm nicht beistehen konnte. In Arboressea hatte die beiden kaum etwas aufhalten können.

Gorda passte den richtigen Moment ab und rammte dem Wesen ihr Schwert genau in dem Augenblick in die Pfote, als es kurz

auftat. Mit einem lauten Brüllen wandte es sich ihr zu, die verformten Nüstern weit aufgerissen, die grünlichen Reißzähne vor Speichel triefend.

Maigar dachte nicht nach, riss einfach das Schwert hoch, schwang es haarscharf an Gordas Kopf vorbei und traf den Unterkiefer, kurz bevor die Bestie zuschnappen konnte. Seine Klinge schnitt durch dünne Haut und prallte dann vom Knochen ab.

Doch damit erreichte er nur, dass das Wesen auf ihn aufmerksam wurde.

Blitzschnell fuhr die lange Schnauze herum, unterlief seine Parade und hätte ihn an der Schulter erwischt, wenn Gorda ihm keinen unsanften Stoß verpasst und sich selbst damit gefährlich nahe an die Kreatur herangewagt hätte. Doch sie konnte sich auf ihren Schatten verlassen. Dessen langer geschuppter Wurmsschwanz peitschte vor und trieb ihren Gegner so zurück.

Schattenfetzen flogen und schienen in der unmittelbaren Nähe des Randes regelrecht zu verdampfen.

Unterdessen bäumte sich die magische Barriere auf, als würde sie im nächsten Augenblick eine weitere Bestie ausspucken.

Maigar versuchte, all das auszublenden – die umherwirbelnden Schatten, die Bestie. Eigentlich war alles wie immer: Es gab ihn selbst und einen Gegner. Er war ein guter Fechter, sehr gut sogar, verglichen mit vielen anderen seines Alters. Gorda verließ sich auf ihn.

Langsam fand er in all dem Chaos zu Ruhe und Routine zurück, prägte sich die Bewegungsmuster seines Gegners ein, nutzte seine alten Finten und Strategien. Geschmeidig bewegte er sich um den Wust aus ineinander verkeilten Schatten und der Kreatur herum und nutzte jede Lücke, um dem Wesen schmerzhaft Stiche zuzufügen. Schnappte es dann nach ihm, war er schon wieder woanders, hieb nach Beinen, Pfoten, der Flanke. Stichelte, wo er konnte, und erreichte damit, dass sein Gegner bald nur noch seinen Bewegun-

gen folgte, um ihm zuvorzukommen. Er begann, diesen ungleichen Tanz zu genießen.

Behindert durch Lindwurm und Greif, war die Kreatur schwerfällig. Die Augen weit aufgerissen, die Flanken heftig pumpend, ging ihr langsam die Kraft aus.

Maigar sah eine Lücke, wagte sich weit vor und hieb nach der Kehle. Nichts. Nur einige Fellfetzen wirbelten durch die Luft. Die Haut war zäh.

Nächster Vorstoß, und dann gleich noch einer. Erfolglos.

»Bei Orrothans Krähen! Nun stirb endlich!«, schrie er. Das Biest mit Sonnenfeuer zu attackieren, war so viel leichter gewesen! Es raubte den Schattenwesen auf einen Schlag die Orientierung und fast sämtliche Kraft.

Neben ihm stieß Gorda einen Schrei aus. Was er im ersten Moment für einen Schmerzenslaut gehalten hatte, stand offenbar für Angriff. Sie rammte ihr Schwert mit beiden Händen in die Flanke des Wesens, aber zu weit hinten und nicht tief genug.

Das Biest brüllte auf, schnellte herum und riss ihre Waffe mit sich. Gorda konnte sich nur noch fallen lassen, um dem Angriff zu entgehen. Einen Herzschlag später war ihr Schatten über ihr und bedeckte schützend ihren Körper.

Er hatte die Hinterläufe ihres Gegners losgelassen!

Es musste enden! Jetzt sofort!

Maigar schnellte vor und legte alle Kraft in den Hieb. Er traf die Schulter, glitt ab und wurde von der Wucht weitergetragen. Dann krachte er zu Boden, und ehe er ganz verstanden hatte, dass die Kreatur ihn mit einem Prankenhieb von den Beinen geholt hatte, war das geifernde Maul auch schon über ihm.

Viel zu nah!

Der Gestank war überwältigend, warmer Speichel tropfte auf ihn herab. Die Kreatur kümmerte sich nicht mehr um den Schattengreif, sondern schien ihren Sieg gegen die Menschen auszukosten.

Aus und vorbei. Der Schrei blieb ihm in der Kehle stecken. Es war wichtiger, dass Noréy die Lücke im Rand schloss. Wichtiger als sein eigenes Leben.

Maigar besaß noch genau eine einzige Chance, noch genau einen Hieb, um das Blatt zu wenden. Wenn er ins Maul traf, genau in dem Moment, wenn das Biest zum tödlichen Biss ansetzte, konnte es gelingen ...

Alles in ihm wurde ruhig. Gleichgültig ignorierte er den warmen Geifer auf der Haut, die leeren, ausdruckslosen Augen des Wesens, dessen Persönlichkeit durch die wilde Magie ausgelöscht war.

Es wollte nur noch töten und fressen.

Mir recht, dachte Maigar, dann siege ich vielleicht doch noch.

»Maigar!«, schrie Noréy plötzlich.

Dann ging alles auf einmal ganz schnell. Wider besseres Wissen ruckte Maigar den Kopf herum, und die Kreatur wich seinem Schwertstich aus und schnellte vor.

Maigar bekam einen heftigen Schlag vor die Brust, der ihm den Atem aus der Lunge trieb. Die Kreatur schüttelte den Kopf. Was war das an ihrem Maul?

Die feinen, schwarzen Fäden – das war doch nicht etwa Maigars eigener Schatten?!

Mit einem Jubelschrei war er wieder auf den Beinen, unterlief den wild pendelnden Kopf, der versuchte, die schwarze, klebrige Masse loszuwerden, und rammte sein Schwert mit aller Kraft bis zur Hälfte in die Kehle der Bestie.

Ein Schwall Blut schoss ihm entgegen und rann heiß an ihm hinab.

»Mein Schatten!«, rief er begeistert. Er musste ein Bild wie aus Albträumen abgeben, blutbesudelt von Kopf bis Fuß. »Mein Schatten, er lebt! Und er hat mich gerettet!«

RALUCA

Das sind nicht genug Männer, um euren Schutz zu gewährleisten!«, protestierte der Hauptmann ihrer Garde und strapazierte damit Ralucas Nerven aufs Äußerste.

Am Nachmittag waren zwei Tauben mit der lang ersehnten Nachricht eingetroffen. Maigar hatte Sel Nedara verlassen, und wie es aussah, zog er mit einer Gruppe, die von den Schattenrittern für die Auserwählten gehalten wurden, nach Norden. Scheinbar hatte er sich nun zu deren Beschützer aufgeschwungen.

Doch er würde sein Ziel nicht erreichen. Keiner von diesen Verrätern würde es. Jedes Kind Abreliens kannte die Legende von den vier jungen Menschen, die den Fluch der Götter aufhalten konnten. Es war schlimm genug, dass diese hoffnungsstiftende Geschichte nicht totzukriegen war. Bei den sogenannten Auserwählten hatte Raluca weniger Zweifel, dass sie sich auslöschen ließen. Sie waren genauso sterblich wie alle anderen Menschen.

Legenden waren weitaus gefährlicher. Sie würde dafür sorgen, dass keine daraus wurde.

Noch einmal fluchte sie innerlich, dass ihr Noréy Incelo damals entwischt war. Ihr Tod hätte ihr so viele Mühen erspart.

Diesen Fehler würde sie nicht wiederholen.

Das Anwesen war in Aufruhr. Hektisch wurde das Nötigste auf Pferde verladen. Sie würden in kleiner Gruppe reisen, ohne begleitende Wagen, ohne den Luxus einer Kutsche. Zu Pferde waren sie doppelt so schnell und mussten nicht den ausgebauten Handelswegen folgen. Und Raluca würde ihre Krieger und Wirker selbst anführen.

Für die Gruppe aus Sel Nedara konnte es nur ein einziges Ziel geben: Ber Glanden! Den Ort, an dem alles begonnen hatte und alles enden musste. Und spätestens dort würde Raluca sie aufhalten.

Ihr Hauptmann stand noch immer vor ihr und wartete darauf, dass sie seinem Gesuch um eine größere Leibgarde stattgab. Doch sie wollte sich nicht zu früh verraten. Mit weniger Kriegern würden sie unauffälliger reisen können. Außerdem waren die Schattenbändiger nur zu fünf. »Wenn du deinen Männern so wenig zutraust, dann führe sie an.«

Er verbeugte sich zackig. »Das werde ich, Herrin.«

Bald hörte sie ihn Befehle über den Hof brüllen, dennoch dauerte es quälend lange, bis sich der Trupp samt Packpferden schließlich in Bewegung setzte.

Sie durchquerten die innere Lichtmauer und ritten dann durch die Außenviertel, auf deren Straßen kaum ein Mensch unterwegs war. Die Gasthöfe waren verwaist. Wer nicht unbedingt musste, reiste nicht nach Arboressea.

Raluca war es recht so. Je weniger von den Änderungen in der Hauptstadt erfuhren, desto einfacher wurde es, Einfluss zu nehmen.

Ein Händler schob seinen Karren hastig in eine Gasse, um Platz zu machen, und senkte seinen Kopf dann so tief, dass sein Gesicht nicht zu erkennen war. Aus Ehrerbietung oder weil er etwas zu verbergen hatte?

Raluca konzentrierte sich aus reiner Gewohnheit auf den Granstein des Mannes und fand ihn mühelos. Sie las Abneigung heraus. Natürlich fand sie die bei einem Mann vom Steppenvolk. Aber es war ein dumpfer Zorn, nicht scharf wie der von Menschen, die sich der Rebellion verschrieben hatten.

Er würde niemals ein Bündnis mit einem anderen Volk eingehen, und damit war er genau die Art Bürger, die Arboressea brauchte. Er würde sich und die Seinen selbst kleinhalten.

Als sie die äußere Mauer querten, änderte sich das Bild. Hier

waren mehrere nebeneinanderliegende Fachwerkhäuser ausgebrannt, die Dachstühle eingebrochen. Rebellen vom Wald hatten hier ihre ketzerischen Gedanken mit einer Vernichtung durch Wirkerfeuer bezahlt.

Raluca prüfte mit einem Blick, ob die Schilder noch an Ort und Stelle waren, die sie hatte aufstellen lassen. Niemand war so selbstmörderisch gewesen, Hand anzulegen. Gut so. Nach der Phase von Gewalt und Racheakten, die sie selbst befördert hatte, kehrte langsam wieder Ruhe in Arboressea ein, und die Menschen fügten sich der Herrschaft der Wasserleute, weil sie Frieden und Ordnung versprach. Zeit, die nächsten Stufen ihres Plans umzusetzen.

Schon waren die ersten Berichte zu ihr durchgedrungen, dass die Zahl der alten Schattenritter weiter ausgedünnt worden war. Zwei erlagen Gift, drei weitere waren nach der Jagd auf eine Kreatur nicht zurückgekehrt.

Nur Maigar und seine sogenannten Auserwählten bildeten ein echtes Problem. Sie durften ihr Ziel nicht erreichen.

Raluca sehnte den Tag herbei, an dem sie sich wieder begegneten. Der Junge würde kein schnelles Ende finden ... Nein, er nicht.

NORÉY

Zwei Tage waren seit dem unrühmlichen Ereignis am Wilden Rand vergangen, und Noréy hatte erst einmal genug von derlei Experimenten. Bei dem Purpurmann hatte es so einfach ausgesehen, als er den Rand verschloss. Ihr selbst dagegen wäre es beinahe nicht gelungen.

Torik würde warten müssen, bis sie einen zweiten Anlauf wagte. Angeblich machte es ihm nichts aus. Doch die Schwermut, die

durch seinen Blick strich, wenn er behauptete, seine Tage als Krieger wären vorüber, sprachen Bände. Er lenkte sich damit ab, Maigar zu unterrichten. Dessen Schatten war nun stark genug, um ihn zu verteidigen. Wenigstens das war gelungen. Allerdings fürchtete er sich noch immer vor Maigar und wäre wohl am liebsten davongelaufen. Doch das konnten Schatten nicht, daher machte er sich die meiste Zeit so klein und blass wie möglich und verkroch sich mal im Laub zu seinen Füßen, mal klebte er ihm direkt an den Schuhsohlen, dann wieder zerrte er so weit von ihm weg wie möglich und ließ nur eine dünne Verbindung.

Jahor schien sein Schicksal akzeptiert zu haben. Noréy fand es unheimlich, mit welchem Gleichmut er sich geschlagen gab. Er saß teilnahmslos da, aß gemeinsam mit ihnen, schwieg sie an, schlief, wenn die Zeit gekommen war, und unternahm keinen weiteren Versuch, gegen seine Situation aufzubegehren. Nicht einmal böartige Sprüche hatte er noch auf Lager. Beinahe war es, als hätte sich ein Teil von ihm zurückgezogen.

Das war nicht er. Noréy kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er nicht einfach so die Segel strich. Vielmehr schien er auf etwas zu warten. Als spielte er die Sache nur mit, bis ihm das Zeichen gegeben wurde, anzugreifen.

Aurora hatte ihr nach längerem Zögern berichtet, dass Jahor am helllichten Tag von einer schneeweißen Eule besucht worden war und genau seit dieser sonderbaren Begegnung völlig verändert war. Davor hatte er sich mit ihr gestritten und das Essen verweigert, das sie ihm gebracht hatte. Seit dem Auftauchen der Eule aber aß er, was man ihm vorsetzte, und schien die meiste Zeit in sich gekehrt.

An diesem Morgen waren sie früh aufgebrochen, um ihren Weg so schnell wie möglich nach Norden fortzusetzen. Das ehemalige Schlachtfeld Ber Glanden stand wie eine Bedrohung am Horizont. Ein übermächtiger Gegner, vor dem sich Noréy mehr und mehr schrumpfen fühlte.

Wie um alles in der Welt sollte sie den Schattenfluch beenden, wenn es ihr noch nicht einmal gelang, ein winziges Loch im Rand zu stopfen, das sie selbst hineingestochen hatte?

Gorda ritt neben ihr und musterte sie schweigend.

»Was?«, brach Noréy die Stille.

»Ich kann nur ahnen, was in dir vorgeht, Freundin. Es ist eine harte Bürde, und ich könnte sie dir nicht abnehmen, selbst wenn ich wollte. Du sollst nur wissen, dass ich dir beistehe ... bis ans Ende ... was auch immer das heißt.«

Noréy seufzte. »Danke. Du weißt nicht, was mir das bedeutet.«

Gleichzeitig sahen sie sich um zu Maigar und Jahor, die nebeneinanderher ritten, Maigar mit einem eigenen, lebendigen Schatten. Der Anblick, wie sein dunkler Begleiter neben ihm herhuschte, war wundervoll. Doch Jahors Teilnahmslosigkeit ...

Gorda beugte sich im Sattel näher. »Weißt du, warum es den Meistern so wichtig ist, dass wir ausgerechnet in diese Siedlung reiten?«

»Wegen der Vorräte. Und Torik will mit jemandem reden. Einem alten Kampfgefährten aus Ber Glanden. Angeblich war er dabei, als der Fluch über die Menschen kam, und hat seitdem dazu geforscht.«

»Ich habe trotzdem kein gutes Gefühl dabei.«

Noréy wurde es mulmig. Sie vergrub die Hände in Aleos dichter Mähne. Die Wärme des Pferdes hatte etwas Tröstliches. »Du also auch«, murmelte sie. »Die Zeichen mehren sich. Ich habe heute Nacht ebenfalls wieder von Geedal geträumt. Sie stand einfach da und wies stur nach Norden. Wenn sie mir schon erscheint, warum sagt sie dann nicht, was ich tun soll? Ich fühle mich so hilflos, Gorda. Ich bin die Weltenweberin, und doch habe ich keine Ahnung! Kannst du dir vorstellen, wie sich das anfühlt?«

»Nein, aber ich glaube fest an dich. Hilft das?«

»Ein wenig.«

»Das Schicksal wird uns schon auf den richtigen Weg führen.

Vielleicht weiß Toriks Freund wirklich etwas, das uns helfen kann. Es wird sich schon finden.«

»Denkst du?«

Ein breites Grinsen verwandelte ihre ernstesten Züge. »Ganz bestimmt!«

Ihre gute Laune war ansteckend und nahm einen winzigen Teil von Noréys Sorgen mit fort.

»Immerhin sind wir jetzt wieder zu viert«, sagte Gorda überzeugt. »Maigars Schatten hast du fein wieder hinbekommen. Vielleicht war auch der Kampf mit der Bestie nötig, um ihn zu wecken. So langsam werde ich abergläubisch und sehe in allem, was passiert, ein Muster.«

»Auch in Jahors Eule?«

»Ja, das ist eine besonders seltsame Sache. Die Eule gehört doch zu Neljanna. Wir anderen sehen Geedal im Traum und er die Schöpferin der Sterne? Warum?«

»Torik sagte, damals seien den Menschen auch verschiedene Götter erschienen. Hast du mit Jahor darüber geredet?«

Noréy schüttelte den Kopf. »Es fällt mir schwer, in seiner Nähe zu sein, Gorda. Ich weiß auch nicht, ob das so bald besser wird.«

»Wenn er mit jemandem darüber sprechen würde, dann mit dir. Du hast seinen Sturschädel früher schon geknackt.«

Früher, das war noch eine Zeit gewesen, in der die Liebe viele Barrieren überwunden hatte. Mittlerweile aber ... Noréy sah sich noch einmal zu ihm um. Jahor sah heute nicht mehr aus wie ein Häufchen Elend. Ganz im Gegenteil. Stolz saß er im Sattel, den Kopf nicht mehr wie unter einer Last gebeugt. Beinahe, als würde ihm die Gefangenschaft nichts ausmachen. Das silberblonde Haar schimmerte in der Morgensonne, und seine Augen ... Auch wenn Noréy sie aus der Ferne nicht genau erkennen konnte, war sie sicher, dass sie nicht mehr nachtschwarz waren, sondern hell mit lebendigen Wirbeln um die Pupille.

Er strotzte regelrecht vor Selbstbewusstsein.

Die Veränderung war so deutlich, dass sie nicht verstand, wie sie sie bislang hatte übersehen können.

»Heute Abend rede ich mit ihm. Du hast recht. Die Wandlung ist so auffällig, als wäre dort ein Fremder in Jahors Körper geschlüpft.«

»Das war die Eule!«, sagte Gorda. »Und ich habe Angst, was das für uns bedeutet. Für unser Ziel. Jahor hat nie gewollt, dass wir uns der Prophezeiung annehmen. Er hält sie für einen großen Fehler, einen direkten Weg ins Verderben.«

»Maigar hat seine Einstellung auch geändert«, warf Noréy ein.

Bei der Erwähnung seines Namens huschte ein Schimmern durch Gordas Blick, und sie senkte den Kopf. »Maigar ist auch vernünftig. Jahor dagegen ist nicht ganz bei Sinnen vor Rachsucht, und das sollte uns allen klar sein. Er trifft keine normalen Entscheidungen.«

Noréy wollte protestieren, verschluckte sich dann aber an den Worten. Die alte Gewohnheit, ihn ständig in Schutz zu nehmen, sollte sie sich dringend abgewöhnen.

»Dieser Blick gefällt mir nicht, Noréy. Er hat doch etwas vor. Was, wenn andere hohe Mächte ...?«, sie hob die Augen zum Himmel, dem Sitz der Sternengeschwister, »... wenn andere versuchen, Geadal einen Strich durch die Rechnung zu machen? Wer kennt schon das Wesen der Götter?«

»Beten wir darum, dass es nicht so ist.«

»Ja, beten wir darum.«



JAHOR

In engen Serpentinien wand sich der Weg an der Bergflanke abwärts. Jahor war nur froh, dass sein Wallach so trittsicher war.

Seit dem Vortag hatten sie sich kontinuierlich nach Nordosten bewegt, immer noch in Richtung Ber Glanden, nun aber mit etwas Abstand zwischen dem Wilden Rand und ihrer kleinen Reisegruppe. So war es sicherer und leichter zu reisen.

Vor ihnen lag ein bewaldetes Tal, und keine halbe Wegstunde entfernt stieg aus mehreren Quellen Rauch auf, was nur bedeuten konnte, dass sie sich dem Dorf Cenderca näherten, das Jahor bislang nur von Karten kannte.

Halte durch, Freund, es wird nicht mehr lange dauern, und du bekommst deine Freiheit zurück ... und ich auch, wandte er sich in Gedanken an seinen Schatten.

Seitdem Neljanna ihm ihren Boten geschickt hatte, fiel es ihm leichter, seine Lage zu ertragen. Es schien beinahe, als kühlte die seidige Eulenfeder, die noch immer im Kettenhandschuh steckte, die feurige Energie des Sonnensteins.

Immer wenn Jahor meinte, es nicht mehr länger zu ertragen, und in den Abgrund zu stürzen drohte, in dem der Kristall lauerte,

bereit, sich auf jede Regung seines Schattens zu stürzen, spürte er dem zarten Gefühl nach, mit dem die Feder über die Innenfläche seiner Hand strich, und wurde ruhiger.

Neljanna war mit ihm.

Er zuckte zusammen, als Maigars Pferd vor ihm ins Rutschen geriet und sich eine kleine Gerölllawine löste. Mehr und mehr Steine wurden mitgerissen. »Achtung!«, rief er und brach damit sein selbst auferlegtes Schweigen.

Noréy und Gorda, die bereits eine Kehre weiter unten ritten, trieben erschrocken ihre Pferde an und brachten sich gerade noch rechtzeitig in Sicherheit.

»Danke, Jahor!«, rief Noréy und suchte selbst aus der Ferne noch seinen Blick. Er hätte sie womöglich nicht warnen sollen, doch die Vorstellung, ihr könnte etwas passieren? Nein, das fraß sich wie Säure durch sein Inneres. Auch jetzt pochte sein Herz noch, als wäre es auf der Flucht, und beruhigte sich erst langsam, nachdem alle sicher im Tal angekommen waren.

Noréy wartete auf ihn.

Maigar knotete das Führseil von seinem Sattel und warf es ihr zu. Jahor wurde weitergereicht wie ein Ding. Er hatte keine Wahl, konnte ihrer Nähe nicht entfliehen.

»Danke«, wiederholte Noréy.

»Das hast du bereits gesagt.«

Sie suchte seinen Blick, sah ihm so lange in die Augen, bis ihm die Kehle ganz eng und trocken wurde, und lächelte dann zögernd. Er kannte diesen Gesichtsausdruck genau. Sie hatte ihm ein Geheimnis entlockt, ohne dass er es gemerkt hatte. Und er konnte sich nicht einmal darüber ärgern, weil er die Frage nicht kannte.

Schweigend trieb Noréy ihr Pferd an, und sie schlossen rasch wieder auf.

Maigar sah sich nach ihnen um und musterte ihn kritisch, als erwartete er, dass Jahor im nächsten Moment die Flucht ergriff. Da

kannte er ihn schlecht ... ganz im Gegensatz zu Noréy, die etwas zu ahnen schien.

Hier, in der Nähe des Dorfes, waren die Wege von tiefen Karrenspuren zerfurcht und so breit, dass sie nebeneinander reiten konnten.

Zwei Kinder hüteten eine Herde schwarz-weißer Schafe auf schütterem Grün und winkten.

Jahor musste an das regnerische Land jenseits des Wilden Randes denken. So üppig und fruchtbar war es auf dieser Seite nirgends. Nur noch Geschichten erzählten von der einst so großzügigen Natur. Hätte er es nicht mit eigenen Augen gesehen, hätte er es bis heute für ein Märchen gehalten, das die Menschen ersonnen hatten, um einander Hoffnung zu machen.

»Auf der anderen Seite liegt das westliche Meer«, rutschte es ihm heraus, dabei hatte er sich doch so fest vorgenommen zu schweigen.

Noréys Augen weiteten sich. »Du hast es gesehen?«

Er nickte. »Von Weitem.« Besser, er hätte den Mund gehalten. Doch spielte das wirklich eine Rolle? Und so begann er zu erzählen, was er auf der anderen Seite erlebt hatte.

Als sie das erste gedrungene Haus erreichten, das sich mit schmalen, geschlitzten Fenstern an eine Felswand drückte, hatte er ihr alles berichtet. Nur die Begegnung mit den Göttern hatte er ausgelassen.

Noréys Gesicht zeigte einen träumerischen Ausdruck. »Ich hätte es so gerne mit eigenen Augen gesehen.«

»Das kannst du nicht, der Rand lässt keine Schatten passieren.«

»Aber du ...« Erkenntnis huschte durch ihren Blick. »Ah! Du hast ihn in dir getragen.«

»Viele, viele Tage lang. Erst als wir schon recht weit weg waren, wurde es besser. Dort gibt es keine Kreaturen mehr, nur dieses wundervolle, leere Land. Ich dachte, ich würde für immer bleiben, alles erkunden und ...«

»Und?«

»Irgendwie vergessen, was hinter mir liegt.«

Ihre Blicke begegneten sich. Und ja, sie wusste genau, was er meinte. Denn sie trug denselben Schmerz im Herzen.

»Warum bist du dann zurückgekommen? Ich hatte dich in Sel Briel gesucht ...«

Er zuckte mit den Schultern, doch so leicht ließ sie sich nicht abpeisen.

»Du wusstest doch, dass du nach dem Mordversuch an Torik Konsequenzen fürchten musstest.«

»Ich hatte nicht vor zu bleiben«, erwiderte er sauerböfisch, doch mittlerweile hatte der Stein ihn schmerzhaft gelehrt, dass er keine stärkeren Gefühle zulassen durfte.

»Warum, Jahor?«

Er durfte nicht in ihre tiefblauen Augen sehen, sonst würde er sämtliche Beherrschung verlieren. Schon früher hatte er sich in ihnen verloren ... und es gern getan. Noréy würde ihm keine Ruhe lassen. »Deinetwegen«, murmelte er. »Deinetwegen, verdammt. Weil du in Gefahr warst.«

Ihre Augen schienen noch etwas größer zu werden. »Aber ... Ich dachte, du sagst es nur so daher. Woher wusstest du davon?«

»Ich wusste es einfach!«, erwiderte er heftiger als gewollt, und schon begann der Sonnenstein seine böartige Arbeit. Er presste sich die schmerzende Hand an die Brust. »Lass mich einfach in Frieden, es ist nur Quälerei, für dich und für mich.«

Sie senkte den Blick und wischte sich dann hektisch über die Wange. Weinte sie etwa? Er sah es nicht mehr, denn nun fraßen sich glühende Fäden durch seinen Körper, dorthin, wo die Essenz seines Schattens gefangen lag.

Er krümmte sich zusammen, kämpfte gegen den Drang an, der Pein mit einem Schrei Luft zu verschaffen. Wenigstens hatte er nun auch keinen Raum mehr für Gedanken an Noréy, denn der Schmerz füllte ihn ganz und gar aus.

»Jahor?«

Er antwortete nicht. Konnte nicht.

»Jahor!« Ihre Stimme zitterte. »Das hält doch keiner mehr aus. Das muss enden!«

Als sich der Sonnenstein satt gefressen hatte und Jahor langsam wieder er selbst war, erreichten sie ein weiß gekalktes Haus, das sich fest an einen rotbraunen Fels schmiegte. Das ganze Dorf Cenderca lag in einem engen Felsenkessel, dessen Wände so hoch waren, dass selbst im Hochsommer wohl nur an wenigen Stunden des Tages Sonnenstrahlen bis hinab auf die Häuser fielen. So nahe am Rand ein recht sicherer Ort.

»Komm«, sagte Noréy leise.

Sie wartete neben seinem Pferd und sah fragend zu ihm auf. »Geht es wieder?«

Er gab nur einen zustimmenden Laut von sich, weil er die Zähne so fest aufeinandergebissen hatte, dass sich seine Kiefermuskeln noch immer anfühlten wie ein Schraubstock.

»Die anderen sind schon drinnen.« Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass die Sättel der restlichen Pferde leer waren. Zwei standen sogar mit bloßem Rücken da und fraßen genüsslich Heu, von dem jedes einen Armvoll vor sich hatte.

Noréy hatte auf ihn gewartet.

Schwerfällig stieg er aus dem Sattel und löste umständlich den Gurt, um es seinem Wallach etwas angenehmer zu machen.

Noréy sah ihn an, als wollte sie fragen, ob er einen Fluchtversuch unternehmen würde. Hatte sie es denn vergessen?

»Ich habe dir einen Eid geleistet, Noréy. Ich gehe erst, wenn du mich fortschickst oder mich von diesem Versprechen entbindest.«

»Auch jetzt noch?«

»Auch jetzt noch.«

Ungläubig sah sie zu ihm auf.

»Ich schätze, du verstehst mich doch nicht so gut, wie du denkst«, sagte er und spürte, wie sich der Wall, den er um sein Herz errichtet und den sie oft so mühelos eingerissen hatte, wieder verfestigte. »Ein Eid ist ein Eid. Für einen Mirakler gibt es keine Graustufen, kein Dazwischen. Das schulde ich meiner Familie.«

Sie waren vor der Tür des kleinen Hauses stehen geblieben.

»Wie deine Rache.«

»Ja.«

»Du hast geschworen, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die schuld am Ende der Mirakler sind?«

Er nickte.

»Aber kam in deinem Versprechen denn Mord vor? Genau in diesen Worten?« Sie sah ihn forschend an. »Was, wenn es nicht nur Torik war, sondern die Kraft von Hunderten Schattenbändigern zu einem Schlag gebündelt? Willst du sie alle aufspüren und umbringen? Jeden einzelnen?« Sie trat einen Schritt näher und sah zu ihm auf, wie sie es früher oft getan hatte. »Wie soll dein Leben aussehen?«, fragte sie weich und legte eine Hand auf seinen Arm. Sein Herz kam aus dem Takt und schien sich dann mit dem nächsten Schlag auf die Flucht zu begeben, klopfte bis in die Kehle hinauf und höher.

»Du bist eine böse Zauberin wie aus den Kindermärchen«, murmelte er. »Nimm mir nicht auch noch meine Ehre, Noréy. Sie ist das Letzte, was ich habe.« Er ballte die Linke zur Faust, bis sich der Sonnenstein fest gegen seine Haut presste, doch er schüttelte Noréys Hand nicht ab.

Ihre Augen waren zwei tiefe Brunnen, und er balancierte gefährlich nahe am Rand.

»Nur eine Frage, bevor wir reingehen.«

»Hm?«

»Damals ... hast du ihren Tod geschworen oder Rache?«

Er schluckte gegen die Enge in seiner Kehle an und versuchte,

sich zu erinnern. Er war erst sieben gewesen, und sein Herz war voller Trauer, und er hatte etwas in den magischen Sturm geschrien, den der Wilde Rand entfesselt hatte, weil er seinen Schmerz sonst nicht mehr ausgehalten hätte.

»Rache, glaube ich.«

Sie trat noch ein wenig näher und senkte ihre Stimme. »Würde es dir dann nicht reichen, wenn Torik weiterlebt, wie er ist? Schwach, alt und ohne einen mächtigen Schatten?«

»Aber du wirst seinen dunklen Begleiter wiederherstellen. Ich habe es bei Maigar doch gesehen, du besitzt die Kraft dazu.«

»Ich *könnte* ...«, sagte sie noch etwas leiser. »Triff eine Entscheidung, Jahor, und triff sie bald.« Ihre Finger strichen von seinem Arm über die Hand hinab, dann verband sie nichts mehr.

Noréy öffnete die Tür. Vor ihnen lag ein einzelner, heller Raum, dessen Rückwand aus blankem Fels bestand. Dort führte ein Gang tiefer ins Gestein hinein. Es gab eine schmucklose, schwere Eisentür und Vertiefungen in der Bergwand, wo dicke Eichenbalken als Barriere eingepasst werden konnten, falls Kreaturen vom Rand angriffen.

Hintereinander gingen sie tief in den Berg hinein, bis sich vor ihnen ein weiter, gemütlicher Raum öffnete.

Ringsum sorgten Kerzen für warmes Licht, und in der Mitte saßen an einem langen Tisch, auf dem allerlei Speisen aufgereiht waren, Torik, Aurora, Gorda und Maigar mit zwei Fremden, einem Graubart mit langem, zottigem Haar, der sichtlich gerne aß, und einer Frau, die genau das Gegenteil verkörperte. Schmal, geradezu asketisch und sehr gepflegt, beobachtete sie die Runde schweigend, während ihr Partner sprach. Seine Stimme war von einer Kraft, als wäre er es gewohnt, vor vielen Menschen zu reden.

Als Jahor hinter Noréy eintrat, sagte der Mann soeben: »Ihr hättet nicht herkommen dürfen. Es ist nicht mehr wie früher. Cenderca ist kein sicherer Ort.«

Während sich Toriks Blick verfinsterte, wies Aurora auf die beiden freien Plätze.

»Kein sicherer Ort?«, fragte Maigar.

»Die Schattenbändiger werden beobachtet. Es muss jemand aus der Gemeinschaft sein, der uns verrät. Wenn wir am Rand patrouillieren und Kreaturen vernichten, wie wir es damals alle geschworen haben, kommt es immer wieder zu Unglücken. Kaum jemand, der allein aufbricht, kehrt lebend zurück. Es ist hart, aber ich muss euch heute noch weiterschicken. Natürlich mit so vielen Vorräten, wie ihr euren Pferden aufbürden wollt.«

»Danke, alter Freund«, brummte Torik. »Also esst, ruht euch aus, und heute Abend brechen wir wieder auf!«

Gorda verdrehte die Augen und stöhnte gequält. »Oh nein.«

Maigar versetzte ihr einen Stoß mit dem Ellenbogen, während Jahor sich schweigend neben Noréy sinken ließ.

Ihr Gastgeber musterte ihn lange, und plötzlich war es Jahor peinlich, das Haus mit gefesselten Händen betreten zu haben.

»Das sind also Geedals Auserwählte«, sagte der Alte mit Grabesstimme. »Einer aus jedem Volk und einer ohne. Ich habe mich immer gefragt, was das bedeuten soll. Aber nun sehe ich einen Mirakler unter euch. Sie waren die fähigsten Schattenbändiger aller Zeiten. Bislang habe ich an eurem Vorhaben gezweifelt, Torik, aber nun ...«

»Nun haben wir Hoffnung«, ergänzte die Hagere und hob ihr Glas.

Es wollte kaum ein Gespräch aufkommen. Jahor beschränkte sich darauf zu essen, denn es schmeckte gut, und nach den Wochen des Hungerns schrie sein Körper nach warmer, stärkender Nahrung.

Schließlich baten ihre Gastgeber sie in ein Studienzimmer, wo der bärtige Mann, dessen Name Sorren lautete, eine abgegriffene Karte Ber Glandens vor ihnen ausbreitete. »Ich war viele, viele Male

in Ber Glanden, zuletzt im vergangenen Jahr. Ihr müsst schnell reisen, aber die Strecke ist vor der Sonnenwende gut zu bewältigen.«

Alle beugten sich nun über die Karte, und selbst Jahor konnte sich seine Neugier nicht verkneifen, während der alte Schattenbändiger eine Linie auf das Papier zog. »Hier, über diesen Pass kommt ihr am leichtesten rüber.«

Torik räusperte sich. »Wir sind vor allem hergekommen, um von eurem Wissen zu profitieren. Du hast vom ersten Tag des Unglücks an über den Fluch geforscht.«

Sorren rieb sich die Stirn. »Und viele haben mich dafür verspottet.«

»Ich nicht«, erwiderte Torik und sah seinen ehemaligen Kampfgefährten nachdenklich an.

»Gräben überwinden«, sagte Noréy nun. »Ich habe gelesen, wir sollen Gräben überwinden. Was kann damit gemeint sein? Der Riss?«

Sorren rieb sich den Bart. »Der Riss enthält die Quelle des Fluchs, dessen bin ich mir mittlerweile sicher. Aber erst einmal soll Torik euch berichten, an was er sich erinnert.«

Das interessierte Jahor brennend. Er versuchte, Ruhe zu wahren, während es Torik sichtlich unangenehm war, dass sich alle Blicke auf ihn richteten. Bislang hatte er sich immer nur vage zu den Geschehnissen geäußert, doch das würde sich heute scheinbar ändern.

»Du hast genau hier gestanden«, sagte Aurora weich und legte einen Finger an der Stelle auf die Karte, wo der Riss begann.

Torik räusperte sich gequält. »Es ist wohl Zeit.« Sein Blick flackerte erst zu Noréy, dann zu Jahor. »Am liebsten würde ich mir diese Erinnerung aus dem Herzen schneiden. Aber sie verblasst nicht, auch nicht nach einhundert Jahren. Die Weltenweberin Hara Olecni benutzte mich als Fokuspunkt. Es war meine Idee gewesen, die stärksten Schattenbändiger des Waldvolkes und einige von der Steppe, die für diesen Schlag auf unsere Seite gewechselt hatten, zu verbinden und ihre Kraft durch mich hindurchzulenken. Ich

war jung, der mächtigste Krieger auf dem Schlachtfeld und von dem Gedanken beseelt, einen derart heftigen Schlag auszuführen, dass die vom Wasser endlich kapitulierten. Ihr müsst verstehen, wir wollten den Frieden erzwingen!«

Er blickte sich in ihrer kleinen Runde um, doch niemand sagte etwas. Noréy hielt die Augen ein wenig zusammengekniffen.

»Wir waren so verblendet, dass wir die Warnungen und Zeichen nicht sahen. Seit Wochen schon waren angeblich Götter gesehen worden, die für den Frieden warben, doch keine Seite wollte sich die Blöße geben, einzuknicken.

Hara Olecni hat mit silbernen Fäden gewebt. Es war ein unheimliches Gefühl, das Gewebe in meiner Haut zu spüren. Dann floss die Schattenessenz der anderen in mich. Mit all der Magie kam Hass. Und dennoch war es ein unbeschreiblicher Rausch. Mein Blick verschleierte, die Schwärze besaß ein eigenes Gewicht, das an mir zog und zerrte. Im Schatten war so viel Hass! Als Hara Olecni mir das Signal gab und ich die gesammelte Schattenmagie zu unseren Gegnern werfen sollte ...« Er stockte. Schweiß stand ihm auf der Stirn, und seine dunklen Augen glänzten fiebrig. »Ich weiß nicht, ob ich es getan habe oder nur tun wollte. Alles wurde unscharf. Mit einem gewaltigen Dröhnen riss die Erde auf und verschlang all die hass-erfüllte, todbringende Schattenmagie. Was danach geschah, bekam ich nicht mehr mit.«

»Aber ich«, meldete sich Aurora nun. »Feuer schoss aus dem Riss, gefolgt von einem unheimlichen Leuchten aller Farben zugleich. Stimmen erfüllten die Luft und verfluchten die Menschen und ihre Sucht nach Krieg. Aus dem Leuchten wurde der Rand ... und dann kamen die Bestien. Im Westen überlebte niemand. Wer noch konnte, floh angeblich aufs Meer, dann brach auch die Schifffahrt zusammen. Wir liefen um unser Leben ... alle ...«

Nun ergriff Sorren erneut das Wort. »Am Riss befindet sich der Kern der dunklen Magie. Luni und ich haben lange dazu ge-

forscht. Ich glaube, er beeinflusst alle Menschen Abreliens. Es ist eine Art Gift, das von dort in die Herzen fließt. Und dieses Gift ist der eigentliche Fluch. Deshalb wird es nie gelingen, den Hass zu überwinden. Er bekommt ständig neue Nahrung.«

»In Sel Nedara wurde der Hass überwunden«, sagte Gorda nun.

»Ja, und das ist schon für sich ein kleines Wunder.«

Noréy drückte kurz die Hand ihrer Freundin. »Dann wissen wir, was wir tun müssen. Den Riss schließen und damit den Hass beenden.«

NORÉY

Sie hatten es nicht mehr viel länger ausgehalten. Alle drängte es zum Aufbruch.

Noréy und Torik waren als Erste wieder bei den Pferden, während die anderen noch die Gelegenheit nutzten, sich zu waschen und ihre Taschen mit Vorräten zu füllen, die aus mehr bestanden als Knollen, Rosinen und Trockenfleisch.

Als Noréy zu Torik trat, fühlte sie sich vor lauter Aufregung ganz fiebrig, denn ihre Entscheidung war gefallen.

»Wir müssen reden.«

Er verschloss die Schnallen seiner Satteltaschen und zog den Satteltgurt stramm. »Später.«

»Nein, nicht später, jetzt. Es ist genügend Zeit, bis die anderen bereit sind.«

Er seufzte und sah sie auf eine Weise an, als wüsste er, worüber sie sprechen wollte. Und es schien ihm nicht zu gefallen. Seitdem er Jahor überrumpelt und mit dem Sonnenstein gefesselt hatte, redeten sie kaum noch miteinander.

Es würde nie wieder so werden wie früher. Das wussten sie beide.
»Vertraust du mir, Torik?«, begann sie.

Er zögerte kurz. »Ja.«

»Dann weißt du auch, dass ich nichts riskieren würde, was dir schadet?« Das war schon ganz nahe an einer Lüge, aber jemandem nicht zu schaden und seine Situation aktiv zu verbessern, waren zwei unterschiedliche Dinge.

»Mag sein.«

»Dann gib mir den Schlüssel für den Kettenhandschuh.«

»Nein. Du wirst ihn nicht befreien, Noréy. Ich habe euch gesehen. Er hat dich bereits wieder um den Finger gewickelt.«

»Ich schwöre dir, ich will ihn nicht jetzt befreien, Torik. Aber bevor wir in Ber Glanden sind, muss etwas passieren, das weißt du genauso gut wie ich. Ich kann ihm seine Magie nicht stehlen, er muss sie freiwillig mit meiner vereinen.« Sie räusperte sich, ehe sie zum eigentlichen Schlag ausholte. »Ich bin die Weltenweberin und damit die Anführerin unserer kleinen Mission, oder nicht?«

Noréy sah ihm unbeeindruckt in die schwarzbraunen Augen, die sie einst so furchteinflößend gefunden hatte, während Torik seinen Mund zu einem schmalen Strich zusammenpresste, als hätte er Angst, sonst könnte sich unbemerkt eine Antwort herausstehlen, die ihm nicht gefiel.

»Ich bestimme den Zeitpunkt, und ich werde es sein, die ihn befreit. Den Schlüssel, Torik.« Sie hielt die Hand auf.

»Mir gefällt, wie du dich gemacht hast. Aber deine Forderung, die gefällt mir nicht.« Er blickte ernst auf sie hinab, als hinter ihnen Schritte laut wurden.

Jahor kam mit Maigar aus dem Waschraum. Von ihrer kleinen Unterredung hatte er nichts mitbekommen. Sein Haar klebte am Kopf, Wasser tropfte auf die frische, blaugraue Tunika, die Noréy so an ihm gefiel.

Hatte er sie extra angezogen, um sie an alte Zeiten zu erinnern?

Nein, wurde ihr wieder bewusst. Aurora hatte in Sel Nedara sein Zeug in der Hoffnung gepackt, dass Noréy ihn wirklich finden würde. Er hatte nichts damit zu tun.

Als Jahor nun aufs Pferd stieg, wandte sie den Blick ab, um nicht doch in eine Falle zu tappen, die niemand absichtlich aufgestellt hatte.

Jahor durchschaute sie genauso leicht wie sie ihn.

Sobald alle aufgesessen waren, verließen sie Cenderca in flottem Trab, vorbei an einem Schmied und einem Böttcher, der im Schatten eines Vordachs Holzbretter glatt hobelte. Zwei Frauen, die vom Feld heimkehrten und ihre kleine Gesellschaft neugierig beäugten, kamen Noréy sofort verdächtig vor ... wie eigentlich jeder. Sicher tat sie den Leuten unrecht, doch Sorrens Warnung hatte ihr Gift gesät, und nun sah sie überall nur noch Feinde.

Sobald sie die letzten Weiden hinter sich hatten, zügelte Torik sein Pferd und drehte sich zu ihnen um. »Ich möchte, dass ihr uns beiden, Aurora und mir, ein Versprechen gebt. Sollte tatsächlich jemand Jagd auf die Schattenritter von einst machen, werden wir uns beim ersten Anzeichen trennen. Ihr müsst weiter nach Ber Glanden, um jeden Preis. Abrelien hat weder Zeit für Zögern noch für weitere Rückschläge.«

Aurora lenkte ihr Pferd neben seines. »Wir werden versuchen, zu euch aufzuschließen, sollten wir überleben. Wenn nicht, erwarten wir euch in Orrothans Hallen.«

»Aber nicht so bald«, sagte Jahor bissig, während es Noréy schwerfiel, auch nur einen Ton herauszubringen, geschweige denn dieses herzlose Versprechen zu geben.

»Dort!«, sagte Aurora plötzlich und streckte den Arm aus, um auf etwas zu zeigen. Alle drehten sich um.

Im Gegenlicht war auf einem kleinen Pass eine menschliche Gestalt auszumachen. Startete sie ihnen nach?

»Wir sind entdeckt«, brummte Torik. »Jetzt lässt sich das nicht

mehr ändern. Wir sollten sehen, dass wir weiterkommen. Bis in die Nacht reiten. Ab heute wird immer jemand Wache halten.«

»Ich nicht«, erwiderte Jahor dünn, doch niemand ging auf seine Provokation ein, denn in diesem Moment bückte sich die schwarze Silhouette herunter, und zwei Vögel flatterten zu ihren Füßen auf, stiegen hoch und schlugen dann einen schnurgeraden Kurs Richtung Osten ein.

»Brieftauben!«, stieß Maigar hervor. »Da sind Spione meiner Tante in dem Dorf.«

»Ich fange sie ab!«, rief Noréy und sprang aus dem Sattel. Sofort nahm ihr Schattengreif Gestalt an.

»Noch zwei! Andere Richtung.«

Noréys Herz raste, als ginge es nicht um Tauben, sondern um Kreaturen aus dem Wilden Rand.

Insgesamt sechs geflügelte Boten entsandte der Unbekannte in die Luft, die sich in drei verschiedene Richtungen aufmachten.

»Die nach Arboressea!«, rief Maigar.

Noréy sprang auf den Rücken ihres Greifen, der sich zusammengekauert hatte, damit sie mühelos hinaufkam.

»Torik, lass mich frei, ich erledige die anderen«, sagte Jahor plötzlich, doch da war Noréy bereits in der Luft.

Blitzschnell gewannen sie an Höhe, während die grauen Tauben im Osten mit den dichten Wolken verschmolzen. Sie kniff die Augen zusammen, doch die beiden Punkte wurden schwerer und schwerer auszumachen. Bis zu diesem Moment war ihr nicht klar gewesen, wie schnell die kleinen Biester flogen.

Ihr Greif, der zuerst vor allem aufwärts geflogen war, legte nun wie ein Falke die Flügel an und schoss seinen Zielen hinterher. Sie holten rasch auf, doch die Tauben bemerkten ihre Verfolger und verließen die zuvor schnurgerade Flugbahn. Die Vögel trennten sich und rasten dem Boden entgegen, wo sie versuchen würden, den Greifen zwischen Felsen oder Baumkronen abzuhängen.

Noréy musste sich entscheiden. Sie holte weiter auf, doch bald würde sie ihren irrwitzigen Flug, der mehr einem freien Fall glich, abbremsen müssen. Sie riss einige Federn aus dem Greifen, formte sie mit einem Gedanken zu zahlreichen winzigen Pfeilspitzen und warf sie nach dem linken Vogel, der in diesem Augenblick zwischen zwei Haarkiefern abtauchte. Die Schatten holten ihn ein, Federn stoben, dann war er außer Sicht.

Die zweite Taube flog hektische Zickzacklinien, näher und näher dem Boden entgegen, dann, in einer letzten Anstrengung, schnellte der Greif nach vorn und fasste die Taube mit seinen großen Klauenfüßen. Erwischt!

Noréy entfuhr ein Jubelschrei, durch den sie beinahe eine verlorene Feder in den Mund bekommen hätte. Mit einem Gedanken wendete sie ihren Schatten und kehrte zu der Stelle zurück, wo sie die andere Taube aus der Luft geholt hatte. Wie kleine, weiße Signale klebten Daunen in den blaugrünen Nadeln der Haarkiefern, doch von dem Vogel war nichts zu finden. Sie flog noch einmal einen Bogen, konnte nichts erkennen und schwebte einen Augenblick lang auf der Stelle. Kurz sah sie an der Schulter des Greifen vorbei hinab. Die gefangene Taube saß in dessen Schattenklaue fest und regte sich nicht. Ganz deutlich konnte Noréy das kleine Röhrchen an ihrem Fuß erkennen, in dem sich wohl die geheimnisvolle Botschaft verbarg.

Sie hatten eindeutig Feinde. Doch wer nahm diese Mühen auf sich? Und was würde das für die Prophezeiung bedeuten?

»Schnell zurück!«, rief sie ihrem Schatten zu.

Im nächsten Augenblick jagten sie auch schon den anderen hinterher.



MAIGAR

Sie waren weitergeritten, so schnell sie es ihren Pferden zumuten konnten. War der Boden gut, ging es im Galopp oder zügigen Trab voran, war er schlecht und sie kamen nur im Schritt weiter, drehten sie sich immer wieder nervös um, als müssten ihre Verfolger schon direkt hinter ihnen sein.

Tiefer und tiefer arbeiteten sie sich in die engen Täler und Schluchten von Gralis' Zinnen vor, die hier im Norden zunehmend schroffer wurden.

Maigar bildete den Abschluss ihres kleinen Zuges. Vor ihm ritt Jahor. Er kam nicht gegen die Vorstellung an, dass der Mirakler nun ein dämliches Grinsen im Gesicht hatte.

Mit der neuen Gefahr im Nacken war seine Freiheit noch ein Stück näher gerückt, und selbst Maigar ertappte sich bei dem Wunsch, ihn an ihrer Seite statt in ihrer Gewalt zu wissen.

Neben Noréy verfügte Jahor über den mächtigsten Schatten.

Dass sie kämpfen mussten, kam ihm so gewiss vor wie der nächste Sonnenuntergang, der unmittelbar bevorstand.

Schon nahm der Himmel ein trügerisches Blassgelb an, dass sich bald mehr und mehr in blutiges Rot verfärben würde.

Maigar kam es vor wie ein schlechtes Omen, dabei leuchtete der Himmel fast jeden Abend in prächtigen Farben, und normalerweise genoss er es, Abrelien in ihrem Schein zu betrachten.

Noréys Wallach riss plötzlich den Kopf hoch und begann zu wiehern, dann erfüllte ein Rauschen die Luft, das nur eines bedeuten konnte. Maigar legte den Kopf in den Nacken und sah erleichtert die Silhouette des Greifen auf sie zusegeln.

Kurz darauf glitt Noréy dicht über sie hinweg und landete auf einer Lichtung. Wieder einmal beeindruckte es Maigar, wie dicht der Körper ihres Schattens war. Fast wie bei einem echten Lebewesen.

Sogar die Landung gelang nur etwas ungenau, weil der Greif sie auf drei Beinen ausführte und sich deshalb mit den Flügeln am Boden abfiel. Ganz wie ein echtes Tier. Eindeutig hielt er etwas in der linken Pranke.

Noréy sprang auf den Boden und nahm ihrem Schatten die Beute ab. Eine Taube. Verschreckt, aber auf den ersten Blick unverletzt, ließ sie ihren Kopf hektisch hin- und herzucken. Seit sie sich in den Händen eines Menschen befand, schien sie sich zu beruhigen.

»Ich glaube, ich habe die zweite erwischt, aber ich konnte sie beim besten Willen nicht finden, nur jede Menge Federn.«

Aurora war aus dem Sattel gesprungen. »Dreh sie um.« Am Bein der Taube war ein kleines Röhrchen befestigt, in dem die aufgerollte Nachricht sicher vor Regen und Dreck geschützt war.

Vorsichtig rollte Aurora sie auseinander.

»Und?«, drängelte Gorda und machte einen langen Hals.

Aurora runzelte schweigend die Stirn und hielt den kleinen Zettel so, dass auch Noréy sie lesen konnte.

»Sie ist codiert.« Die rothaarige Meisterin ließ einen deftigen Fluch folgen. »Das Einzige, was ich erkennen kann, sind ein Berg, eine Welle ...«

Maigar lief es eisig den Rücken hinunter. »... und ein halber Stern.«

Noréys Kopf schnellte herum. »Woher wusstest du das?«

Maigar holte tief Luft und hoffte, dass seine Stimme nicht das Beben übertrug, das in seiner Brust vibrierte. »Der Berg und die Welle stehen für die Nordfeste, den Sitz meiner Familie. Der halbe Stern, das bin ich, ein ganzer steht für meinen älteren Bruder, einer mit Krone für meinen Vater und ein Punkt für meine Mutter. Das ist eine Nachricht für meine Tante Raluca. Ich wurde erkannt.«

Er ließ sich aus dem Sattel gleiten, und Aurora reichte ihm die Nachricht. Der Großteil bestand aus Kombinationen von Zeichen und Punkten, nur ein Dreieck stach heraus. »Das hier sind Gralis' Zinnen, dahinter muss der genaue Ort stehen.«

»Bei den Göttern«, murmelte Noréy. »Als wären die Kreaturen und ein verrücktspielender Rand nicht genug.«

»Wir haben doch alle gewusst, dass Raluca Legién Maigars Verrat nicht ungestraft lassen würde«, erwiderte Aurora. »Doch bis ihre gedungenen Mörder hier sind, sind wir längst auf und davon. Wir werden den Fehler nicht noch ein Mal begehen und fortan jede Ansiedlung meiden. Gut, dass du beide Vögel erwischt hast, Noréy. Allerdings werden wir wohl nie herausfinden, für wen die anderen Nachrichten bestimmt waren.«

Noréy sah auf die Taube in ihrer Hand und strich ihr mit dem Zeigefinger über den Kopf, dann setzte sie den Vogel auf den Boden.

Sofort breitete er die Flügel aus und schoss davon.

»Noréy! Bist du von allen Göttern verlassen?« Aurora jagte dem Tier noch ihren Schatten hinterher, doch es war zu spät.

»Was denn? Die Taube kann doch nichts dafür!«

»Sie wird ohne Nachricht in Arboressea ankommen«, sagte Maigar. »Meine Tante hat verschiedenfarbige Tauben für jede Herkunft. Die hier hatte einzelne weiße Federn auf der Brust, sicher wird sie zugeordnet werden können. Nun weiß Raluca zumindest, dass eine Nachricht geschickt wurde und abhandenkam.«

»Außerdem hätten wir sie essen können«, bemerkte Jahor bissig.

»Keine Zeit mehr vertrödeln, auf die Pferde, los!« Torik lenkte seinen Hengst ruppig nordwärts und zerrte Jahor auf seinem Braunen am Strick hinter sich her.

Maigar hatte dem nichts hinzuzufügen und saß auf. In Gedanken wünschte er sich weit, weit weg. Er brachte seine neuen Freunde nur in noch mehr Gefahr als die, in der sie ohnehin schon schwebten. Aber diese Wahl hatte er nicht. Auch letzte Nacht war ihm im Traum wieder die flammende Frau erschienen. Ihr ausgestreckter Arm wies nordwärts. Er war auserwählt, und er würde alles tun, um dieser Rolle gerecht zu werden. Wenn er nur schneller lernen könnte, seinen Schatten zu kontrollieren, um den anderen keine Last, sondern eine Hilfe zu sein!

Noréy wirkte aufgewühlt, als wären Ralucas Spione der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Immer wieder sah sie sich um. Sie schien etwas zu spüren, und mit ihrer Nervosität steckte sie alle übrigen Mitglieder ihrer kleinen Gruppe an.

Aurora ließ kleine Schattenfetzen über den Wald aufsteigen und kurz über den Baumwipfeln schweben, als könnte sie damit sehen, was um sie herum geschah.

So ritten sie bis weit nach Einbruch der Dunkelheit. Erst als sich ein breites Wolkenband aus westlicher Richtung heranschob und die schimmernden Sternenbänder verdeckte, hielten sie endlich an. Ohne ihr Licht war ein Ritt durch das zerklüftete Land lebensgefährlich.

Völlig übermüdet und mit bleischweren Muskeln schlurfte Maigar durch hüfthohes Buschwerk und schlug mit einer kleinen Axt als magere Mahlzeit für die Pferde Äste ab.

Als er mit einem Bündel unter dem Arm zurückkam, brannte weder ein Feuer, noch schimmerte das helle Leinen der Zelte zwischen den Stämmen, woraus er schloss, dass sie in dieser Nacht auf beides verzichten würden.

Er verteilte das Futter, ging zu Torik und bot an, die erste Wache zu übernehmen.

»Wenn du willst?«

»Ich muss noch über vieles nachdenken«, erwiderte er.

Raluca würde ihm seit langer Zeit wieder Albträume bescheren, das war so sicher, dass er darauf seinen gesamten spärlichen Besitz verwettet hätte.

Mit einem Stück frischem Brot und einem Schälchen kalter Bohnenpaste suchte er sich eine Stelle, die eine gute Übersicht bot. Schließlich fand er sie bei einem kleinen Felsen mit einem größeren hinter sich, sodass sich niemand anschleichen und ihm in den Rücken fallen konnte.

Es dauerte nicht lange, bis sich alle schlafen legten.

Aurora und Torik an den Rändern, dazwischen Gorda, Noréy und ganz in der Mitte Jahor mit zusammengeschnürten Beinen. Wie der Mirakler so schlafen konnte ... Aber eine andere Wahl hatte er nicht.

Anfangs lauschte Maigar vor allem noch auf die Pferde, die sich gierig über das karge Futter hermachten, das ihre Haferportion ergänzte, dann, weit nach Mitternacht, schliefen auch sie, während Maigar an daheim dachte.

Was wohl seine Eltern über ihn dachten?

Raluca hatte ihn womöglich bereits für tot erklären lassen, gefallen in der heroischen Verteidigung der Hauptstadt, die Leiche bedauerlicherweise unauffindbar. Damit hatte sie freie Hand für ihre Rache. Sie musste niemandem mehr erklären, warum sie ihren Nefen hinrichten ließ. Lange nach seinem offiziellen Ende würde er einfach von Abreliens Angesicht getilgt werden. Maigar machte sich nichts vor. Vor ihm lag ein Kampf, den er kaum gewinnen konnte, auch nicht mit einem lebendigen Schatten.

Aber du wirst dir an mir die Zähne ausbeißen, dachte er entschlossen. Du kannst mich jagen, bis du platzt vor Wut, und dann

noch ein Stückchen weiter. Und, bei Geedals Feuer, vorher erfülle ich mein Schicksal!

Hatten sie ihm auf der Nordfeste wohl einen kleinen Steinhügel errichtet, um an ihn zu erinnern?

Nun würde sein Bruder Jarno nicht mehr die unterschwellige Sorge hegen müssen, dass sein jüngerer Bruder ihm das Erbe und den Fürstensitz streitig machen würde. Vielleicht war es gut so. Seine Familie konnte abschließen mit ihm und er vielleicht auch mit ihnen.

Ein Rascheln ließ ihn aufmerken. Schwarze dünne Schatten zuckten über den Waldboden. Der Mond stand hoch am Himmel. Und nun, da die Wolken fortgezogen waren, wurde es so hell, als hätte jemand eine Fackel entzündet. Ein kleines Tier, vielleicht ein Schakal oder ein Fuchs, schlich durch den Wald und schnüffelte laut. Schrill und dünn rief der Mitternachtshäher.

Wieder das Rascheln.

Angespannt reckte Maigar den Kopf, während seine Hand zum Dolch ging und neben ihm sein Schatten erwachte, was er mehr spürte, als es zu sehen. Erst dann wurde ihm bewusst, dass es nur Noréy war, die sich im Schlaf bewegt hatte.

Kurz erhellte Mondschein ihr ebenmäßiges Gesicht, das halb unter schwarzem Haar verborgen war, dann drehte sie sich nach rechts zu Jahor.

Maigar kniff die Augen zusammen. Ja, der verdammte Mirakler war wach genug, um zu merken, was passierte, doch er besaß nicht genug Anstand, um von ihr wegzurücken. Stattdessen neigte er den Kopf, bis sein Gesicht beinahe ihr Haar berührte.

Maigar starrte auf die beiden Figuren, bis ihm bewusst wurde, dass er seine eigentliche Aufgabe vernachlässigte. Mit einem Knoten in der Kehle wandte er sich ab und erstickte das Gefühl, Jahor mit der Faust etwas Anstand einprügeln zu wollen.

Nun konnte er erst recht keine Ruhe finden. War das Eifersucht? Womöglich. Auch wenn er sich einredete, dass er nur um Noréys

Sicherheit besorgt war. Jahor hatte ihr schon einmal das Herz gebrochen, also sollte er sie jetzt verdammt noch mal in Frieden lassen! Dieser Kerl schaffte es allein durch seine Anwesenheit, die Gemeinschaft zu entzweien.

Aber sie brauchten ihn. Sie *alle* brauchten einander.

Es dauerte Stunden, bis er sich bereit für die Ablöse fühlte.

Als er sich dann erhob, um Gorda zu wecken, sah Jahor ihn an, die unheimlichen Augen weit aufgerissen. Lag da Triumph in seinem Blick? Sicherlich. Er genoss Noréys Nähe.

Die schmiegte schlafend ihre Stirn an seine Brust, atmete tief und langsam. Sie brauchte jeden Moment Ruhe, den sie finden konnte, und doch schrie alles in Maigar, Noréy an Gordas Stelle zu wecken, damit sie die nächste Wache übernahm. Alles, was sie aus Jahors Einfluss befreite, war ihm recht.

Jahor schüttelte ganz langsam den Kopf, das Gesicht so starr, als würde er in die Schlacht ziehen, und reizte Maigar damit noch mehr. Er zögerte ...

NORÉY

Geborgen, sicher ... Nichts konnte ihr etwas anhaben ... Nur kalt war es ein wenig ... Doch wenn sie noch ein Stück rutschte ... dann war da Wärme. Vertrauter Duft von weicher Haut, von Haar, so fein, dass es wie Seide zwischen den Fingern hindurchglitt. Starke Arme, die sie mühelos tragen und halten konnten.

Noréy bewegte sich schlaftrunken noch etwas näher in die Geborgenheit hinein, bis ihre Wange über rauen Stoff rieb. Sie hörte ein Herz schlagen, fühlte Atem über ihr Haar flüstern wie sanftes, gleichmäßiges Streicheln.

Erdgeruch. Wind, der in den Haarkiefern sang. Nur unwillig löste sich Noréy aus dem Schlaf, der auch die Geborgenheit mit sich nehmen würde, und lauschte.

Da waren die Pferde, die hin und wieder mit den Hufen stampften, um Fliegen zu vertreiben, oder leise schnaubten. Das tiefe, geschäftige Brummen von Hummeln, Vogelgesang, Äste, die aneinanderrieben ... und noch immer der Herzschlag ganz nah an ihrem Gesicht. Jetzt wurde er schneller.

Als sie die Augen öffnete, sah sie zuerst nur dunkle Stofffalten vor sich. Eine graublaue Tunika mit Zierborten, die sie selbst entworfen hatte. Silbrige Blitze und blaue, weiche Muster ... Nur einer trug diese Kleidung. Nur er: Jahor.

Noréy zuckte zusammen.

»Guten Morgen«, sagte er so leise, dass es eher eine Erschütterung in seiner Brust war.

Sie hatte doch nicht allen Ernstes die Nacht in seinen Armen verbracht, ohne es zu merken! Heiße Scham kroch in ihre Wangen, und sie rückte hastig von ihm ab. »Es tut mir leid.«

»Muss es nicht.«

Als sie den Blick hob, sah er sie auf eine Weise an, wie er es schon sehr, sehr lange nicht mehr getan hatte. Zärtlich. Auf eine rohe Art verletzlich. Es war eine Seite an ihm, die allein ihr vorbehalten war.

Früher hätte sie nun mit dem Zeigefinger an seiner Augenbraue begonnen, die Linie des Wangenknochens entlanggestrichen und die weiße dünne Narbe hinab bis zu seinem Mund, der so viele Spielarten von zart bis grausam beherrschte. Hätte seine Lippen nachgestrichen und schließlich einen Kuss folgen lassen.

Nicht mehr, nicht heute ... nie wieder.

Seine Augen wurden heller. Ja, er wusste genau, was sie gedacht hatte. Beherrschte noch immer die Kunst, bis in den letzten Winkel ihrer Seele zu blicken. Das machte es noch schwerer auszuhalten. Diese Nähe war für sie beide nicht gut.

»Ich war brav und habe meine Hände bei mir behalten, schau.« Er zuckte nur kurz mit den Fesseln. Blitzschnell kehrte der Jahor zurück, den die meisten kannten, kühl, abgeklärt. Nur in seinen Augen, aus denen er tief in ihre sah, ruhte jetzt noch sein wahres Wesen.

»Du hast dir das Schnarchen noch immer nicht abgewöhnt«, flüsterte er nun und begann zu grinsen.

»Jahor! Ich schnarche nicht.«

Um sie herum begannen sich die anderen zu regen. Schlagartig ernüchtert wurde ihnen wieder bewusst, in welcher Lage sie sich befanden.

Nur eine letzte Frage hatte sie noch. Sie stellte sie flüsternd. »Hast du deine Entscheidung getroffen?«

Jahor setzte sich ruckartig auf. »Ich muss mal! Wer geht mit mir in den Wald?«

»Warum?« Noréy hielt ihn am Arm fest und zerrte ihn zu sich herum. Doch dieses Mal wich er ihrem Blick aus. Der vertrauliche Moment war vorbei.

»Weil ich nicht so schnell einknicke, wie ihr es gerne hättet. Dazu gehört mehr als das hier!« Er hob die Linke mit dem Kettenhandschuh und ließ die winzigen Metallringe klirren. Dieses Mal erwachte der Sonnenstein nicht. Sie wusste nicht, wie er es machte, aber er hatte ein Stück weit die Kontrolle zurückgewonnen.

Maigar war bereits auf den Beinen und zog Jahor unsanft hoch, bevor er das Seil an dessen Knien löste. »Dann komm, bevor dir die Blase platzt.«

Noréy sah den beiden nach und wurde den Verdacht nicht los, dass etwas zwischen ihnen vorgefallen war. Was, das war ihr schleierhaft. Noch vor Tagen hatte Maigar Jahor geholfen, mit den Konsequenzen des Sonnensteins klarzukommen, und nun schien er ihn plötzlich zu verabscheuen.

»Na, die Stimmung ist ja blendend«, sagte Gorda in diesem Moment und hatte sich ebenfalls aufgesetzt. »Konntest du schlafen?«

»Besser als befürchtet. Tief und fest, wenn ich ehrlich bin, ohne ein einziges Mal aufzuwachen. Das erste Mal seit unserem Aufbruch. Und du?«

»Mein Schlaf war viel zu leicht. Jedes Rascheln hat mich aufgeschreckt. Gefühlt habe ich erst richtig geschlafen, als Maigar mich geweckt hat, um ihn abzulösen.«

»Ihr hättet mich auch meinen Teil der Wache übernehmen lassen sollen.«

»Du brauchst deinen Schlaf mehr als wir. Außerdem hätte Jahor mir vermutlich sogar mit gefesselten Händen noch den Hals umgedreht. Er hat wie ein Löwe über dich gewacht. Keine Ahnung, wann oder ob *er* überhaupt geschlafen hat.«

Noréy fühlte, wie die Röte in ihre Wangen zurückkehrte und zugleich ihre Kehle enger und enger wurde.

»Habe ich etwa so nahe bei ihm ... Die ganze *Nacht*?« Sie hatte die Stimme zu einem Wispern gesenkt. Gorda nickte ernst. »Scheinbar hast du dich sicher gefühlt. Auch wenn ich nach dem ganzen Mist, der zwischen euch gelaufen ist, nicht verstehe, warum.« In ihren Augen funkelte es zornig.

Noréy wusste, dass ihre Freundin sie in erster Linie beschützen wollte. Doch sie hatte genau das angesprochen, was Noréy gefühlt hatte. *Sicherheit*. In seiner Nähe wusste sie bis in die letzte Faser ihres Körpers, dass sie keinen Kampf allein ausstehen musste. Welche Gefahr ihnen auch entgegentrat, sie würden sie gemeinsam besiegen oder zusammen untergehen.

Seitdem er sich ihrer Gruppe, wenn auch unfreiwillig, angeschlossen hatte, kehrte dieses Empfinden zurück. Ein Trugschluss womöglich. Denn wie sollte er kämpfen, wenn er sich nach wie vor stur weigerte, vom Mord an Torik abzusehen?

Gorda fasste sie an der Schulter. »Trau ihm nicht. Noréy, ich sehe dir an, dass du wankst. Tappe nicht noch mal in die gleiche Falle. Bleib wachsam!«

»Versprochen«, erwiderte sie und erwischte sich bei einem Gefühl von leisem Trotz. Etwas in ihr, etwas, das Jahor noch immer liebte, hatte sich längst wieder an seine Seite gestellt und reckte stur das Kinn nach vorn. *Gemeinsam gegen den Rest der Welt.*

Es war eine Illusion! Es gab kein Gemeinsam mehr, und die Welt, gegen die musste nicht gekämpft werden. Nein, gerettet werden musste sie! Der Kampf, der fand vor allen Dingen in ihr selbst statt.

»Die Jungs kommen zurück«, zischte Gorda. »Beeilen wir uns. Wir werden wohl im Sattel frühstücken.«

GORDA

Wie recht sie damit gehabt hatte! Aurora und Torik ließen ihnen gerade genügend Zeit, um sich zu waschen und die Pferde zu satteln. Nun hetzten sie bereits wieder im Trab nordwärts, und Gorda hatte sich in dem Versuch, aus ihrem Wasserschlauch zu trinken, die Oberlippe blutig geschlagen.

Nun sog sie an der schmerzenden Stelle und verzichtete vorerst darauf, von ihrem Brotfladen abzubeißen. Der Tag hatte elend begonnen und genauso elend war er weitergegangen. Und es fühlte sich an, als wäre all das erst ein kleiner Vorgeschmack gewesen. Wenn das so weiterging, würde sie sich bei dem Versuch, etwas in den Magen zu bekommen, vermutlich auf die Wange beißen.

Maigar ritt hinter Torik und hatte Jahors Pferd am Zügel. Dabei drückte sein Gesicht aus, was Gorda gegenüber dem Mirakler fühlte. Wie ein glitschiger Wurm wand der sich zurück in Noréys Vertrauen und in ihr Herz. Schon versprühte er wieder sein Gift.

Beim letzten Mal hatte Gorda noch geglaubt, Jahor würde Noréy

guttun, doch dieses Mal wusste sie es besser. Er bekam keine zweite Chance.

In der Nacht waren Maigar und sie übereingekommen, ganz besonders wachsam zu sein. Ja, sie würden ihn brauchen, denn Jahor war einer der Auserwählten. Aber ihresgleichen war er nicht.

Gorda wünschte, Noréy würde das auch verstehen. Stattdessen schienen sich jeden Tag dichtere Schleier um sie zu legen und ihren Blick einzutrüben.

Das Land stieg nun merklich an. Es waren nur noch wenige Tagesreisen, bis sie Ber Glanden erreichen würden. Ein Tal, so weit, dass mehrere Städte hineingepasst hätten, und das sich wie eine große Schale in die Hochebene einpasste. Selbst die Schattenbänder von einst mieden diesen Ort des großen Schlachtens. Angeblich war der Boden krank von all dem sinnlos vergossenen Blut. Schattenessenz trübte die Luft, und über das verfluchte Land irrten herrenlose Seelen, weil sie derart von Hass zerfressen waren, dass sie den Weg in Orrothans Hallen nicht fanden.

Schon die Vorstellung, dass sie ausgerechnet dorthin mussten und womöglich Tage und Wochen bleiben würden, jagte ihr einen Schauer über den Rücken. Dennoch gab es keinen Zweifel.

Für Odo. Für ihn musste sie es tun. Er hatte so sehr an die Prophezeiung geglaubt. Hatte sich ganz und gar dem hehren Ziel verschrieben, Abrelien zu heilen. Einem wie ihm – aufrichtig und mit reinem Herzen, der immer nur das Wohl anderer im Sinn gehabt hatte –, so jemandem hätte Gorda zugetraut, den Willen der Götter zu erfüllen. *Aber ich? Was kann ich schon?*

Doch offensichtlich war Geedal anderer Meinung, denn auch diese Nacht hatte sie sich gezeigt, eine feurige Silhouette, die mit ausgestrecktem Arm den Weg wies.

Schnaufend erklommen die Pferde einen schmalen Grat, der sich unversehens zu einem Plateau verbreiterte. Hier oben pfiff der Wind. Die wenigen Bäume, die sich in den Fels krallten, waren

klein, mit verkrüppelten Stämmen und derart flach, als wären sie von einer riesigen Hand niedergedrückt worden.

Gordas Stute blieb neben den anderen Pferden stehen und streckte keuchend den Kopf nach unten. »Gutes Mädchen.« Sie tätschelte ihr den schweißnassen Hals.

»Lasst sie kurz verschnaufen und dann weiter, bevor sie kalt werden«, rief Torik. Sein Hengst stand als Einziger hoch aufgerichtet da wie ein König, der über seine Herde wachte. Mit den Bergen ringsum, auf denen bläulich weißer Schnee schimmerte, sahen sie aus wie ein Gemälde. Einzig Toriks leicht gekrümmte Haltung passte nicht so ganz dazu. Gorda nutzte die Gelegenheit, endlich etwas zu trinken, als Jahor sich in den Steigbügeln aufrichtete und mit den gefesselten Händen in die Richtung wies, aus der sie gekommen waren. »Wir sind nicht mehr allein!«

»Was sagst du?« Torik ritt sofort an seine Seite. Der Blick des Schattenritters sprach Bände. »Es trifft ein, was wir befürchtet haben. Von nun an sind wir Gejagte.«

»Wie viele sind es?«, rief Gorda mit einem flauen Gefühl im Bauch. Mit dem Schwert war sie allenfalls eine passable Kämpferin. Und ihren Schatten würde sie für Ber Glanden brauchen, oder nicht?

»Ich sehe sechs, aber verlassen würde ich mich darauf nicht«, sagte Jahor. »Es könnten mehr sein.« Demonstrativ reckte er Torik die Hände hin. »Wir werden alle kämpfen müssen. Denkst du nicht, es ist Zeit, alter Mann?«

Keine Antwort. Torik stierte ihn kurz aus seinen dunklen Augen an, dann wendete er sein Pferd.

»Versucht, nur auf Stein zu reiten«, rief Aurora. »Vielleicht verlieren sie dann unsere Spur.«

Gorda sah noch einmal zurück, wo ein siebter, dann ein achter Reiter auftauchte. »Oh ihr Götter! Bitte nicht«, flehte sie, während ihre Stute bereits wieder den anderen Pferden nachlief.

Für eine Weile würden sie hier oben aus dem Blickfeld der Verfolger verschwunden sein. Doch was, wenn die ihre Spuren trotzdem fanden?

Gorda sah zurück. Die Hufeisen der Pferde hinterließen hier und da Kratzer auf dem Untergrundgestein. Nicht viel, doch wer sich aufs Fährtenlesen verstand, würde ihnen mühelos folgen können.

Ihr Schatten kroch die Flanke ihrer Stute hinauf und drückte sich an Gorda. *Wir halten zusammen*, schien das zu heißen ... Und ja, verdammt, das würden sie!

Die Sonne gleißte vom Himmel herunter. Dazu sog Dunst die Farbe aus dem Blau. Dünne Wolkenschlieren warfen Falten und verstärkten noch den Eindruck von verwittertem Leinen.

Ihre kleine Gruppe wirbelte Staub auf, der sicher noch aus einiger Entfernung zu sehen war.

Sie hatten keine Wahl. Wollten sie Abstand gewinnen, mussten sie weiterreiten, hielten sie an, um unbemerkt zu bleiben, wurden sie sicher bald eingeholt. Also ritten sie.

Die Pferde waren allesamt klatschnass, selbst die ausdauerndsten unter ihnen. Wo Leder auf Fell rieb, stand schmutziger, weißgelber Schaum. Gorda hatte das Gefühl, etwas stimmte mit ihren Beinen nicht. Sie wechselten zwischen Erschöpfung und Schmerz, doch noch immer schien Torik von einer Pause nichts wissen zu wollen.

»Sie können nicht mehr«, rief Noréy in diesem Moment. Ihr stand der Schweiß auf der Stirn, und ihr Falbe trabte mit weit aufgerissenen Nüstern und selbst am Kopf sichtbaren Adern.

»Er läuft doch noch«, erwiderte Torik stur und drückte dabei eine Hand auf seine wunde Seite. Als er sich im Sattel zu ihnen umdrehte, schien etwas anderes seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dann sah Gorda sie auch. Eine Staubfahne.

Reiter.

Nichts hatten sie erreicht, gar nichts.

»Links!«, rief Maigar in diesem Moment, denn auch von dort näherten sich Reiter.

»Es ist so weit«, erklärte Torik entschlossen. »Wir halten sie auf und kommen nach, wenn die Götter ... wenn die Götter es zulassen.« Sein Hengst drehte ab und blieb mit scharrenden Vorderbeinen stehen, bereit, es mit allem aufzunehmen, was das Schicksal ihm und seinem Reiter entgegenwarf. Aurora positionierte sich an seiner Seite und rief ihren Schatten hervor, der sich als wabernde Nebelwand aufbaute.

Damit würde sie verbergen, dass ihre Feinde es zwar mit zwei Schattenrittern, aber nur einem kampftauglichen Schatten zu tun hatten.

Zweifellos war der alte Torik auch ohne Schatten ein begnadeter Kämpfer, doch er war nicht mehr der Alte. Dies war sein letztes Gefecht, das war jedem schlagartig klar geworden.

Noréy zögerte. »Ich lasse euch nicht zurück!«

»Verschwindet!«, brüllte Aurora schrill, dann peitschte ihr Schatten in Richtung ihrer Pferde, was die Tiere in blinde Panik versetzte und ihren Reitern die Entscheidung abnahm.

»Nein! Nein, verdammt, Torik, der Schlüssel!«, hörte Gorda Jahor noch schreien, dann wurde sein Pferd auch schon am Seil hinter Maigars Tier hergerissen, und sie verschwanden in einer Wolke aus Staub.

Gorda schaffte es gerade noch, sich in der Mähne festzukrallen, als ihre Stute erst einen heftigen Satz zur Seite machte, um dem peitschenden Schatten auszuweichen, und dann den anderen Pferden folgte. Sie verlor einen Steigbügel und hing kurz schief im Sattel. Panik wusch als heißes Brennen durch ihren Körper. Nur nicht fallen! Nicht fallen!

Donnernde Pferdehufe irgendwo vor sich. Staub, der sich in Augen und Nase zwängte. Vorbeihuschende Bäume und Felsen.

Und Jahors Flüche, vermischt mit Schmerzensschreien, wenn der Sonnenstein den Kampfeswillen aus seinem Schatten fraß.

Gorda holte auf.

Ihre Stute lief noch immer voller Angst, doch jetzt ließ sie sich wieder lenken, wenn auch nicht anhalten.

Sie ritten dicht an dicht. Gorda gleich neben Jahor, der weit über den Sattel zusammengekrümmt war und unter unsichtbaren Schlägen zuckte.

Sie wollte nicht darüber nachdenken, wie es ihm nun wohl erging, welche Qualen er litt. Alles davon hatte er sich selbst zuzuschreiben. So war es doch!

Noréy hingegen ...



NORÉY

Endlich beruhigte sich Aleo. Er fiel in Trab, dann in den Schritt, reckte den Kopf vor und schnaubte laut. Seine Flanken pumpen wie Blasebälge, und das sandfarbene Fell war vom Schweiß ganz dunkel.

In Noréy gab es keine Gefühle mehr. Hatte zu Anfang noch alles in ihr geschrien, so war dort nun die Stille großer, leerer Räume eingekehrt. Sie durfte jetzt nicht an Aurora und Torik denken. Nicht die Trauer zulassen, die sie erneut mit sich reißen würde.

Erst später, wenn sie ihre Bestimmung erfüllt haben würde, war Zeit dazu. Energisch wischte sie sich die Tränen von den Wangen. Ihre Freunde waren noch da, für sie musste sie nun stark sein und verhindern, dass sie ein weiteres Mal aufgespürt wurden.

»Hier entlang«, sagte sie, als unversehens ein kleiner Flusslauf vor ihnen auftauchte. An einer Stelle, wo der Sandstein übergangslos zum Ufer abfiel, lenkte sie ihr Pferd hinein. Aleo riss ihr die Zügel aus der Hand und trank, doch sie ließ ihn nicht lange saufen, damit er sich nicht den Magen verdarb. Anschließend lenkte sie ihn flussaufwärts durch das Flussbett.

»Wir sollten im Sand bleiben«, sagte Maigar nun. »Das Wasser

wird ihn schnell wieder glätten. Wenn die Hufe Steine umstoßen, ist das leichter zu bemerken.«

Noréy erwiderte nichts, beugte sich aber weit im Sattel vor, um ihren Wallach um Kiesbänke herumzulenken.

Als vor ihnen die Ufer steiler wurden und ihnen damit endgültig die Sicht versperren, wagte Noréy zum ersten Mal einen Blick zurück.

Tiefes Grollen, das mehr zu fühlen als zu hören war, rollte aus dem Süden über das Land, und dort, wo Torik und Aurora auf ihre Gegner getroffen sein mussten, stiegen schwarze Schlieren in den Himmel. Was aussah wie ein stark rußendes Feuer, dessen Rauch von Magie in einzelne Stränge aufgeteilt wurde, war ein Schattenkampf von einer Stärke, wie Noréy es noch nie gesehen hatte.

»Sie kämpfen für uns«, sagte Maigar. »Sorgen wir dafür, dass unser teuer erkaufter Vorsprung ausreicht.«

Jahor sah weder zurück, noch schien er irgendetwas wahrzunehmen, was um ihn herum geschah. Sein Gesicht war schlohweiß. Das silbrige Haar klebte in grauen Strähnen in seiner Stirn.

Noréy wusste, dass seine Augen nun annähernd schwarz sein mussten. Er hatte sämtliche Hoffnung verloren. Für ihn starb die Hoffnung auf seine baldige Freiheit mit Torik.

Toriks Tod. Nein. Nicht darüber nachdenken, nicht ...

Noréy drückte Aleo die Fersen in die Flanken, und er setzte seinen Weg mit hängendem Kopf fort.

»Nur noch ein Stückchen, mein Großer«, flüsterte sie ihm zu, und das Pferd schien zu verstehen. Mit einem langen Schnauben erhöhte er sein Tempo und schob die müden Beine gegen den Widerstand des Wassers flussaufwärts.

Schnell wurden die Ufer so hoch, dass sie den Fluss selbst dann nicht mehr hätten verlassen können, wenn sie gewollt hätten.

Wenn du wirklich möchtest, dass wir die Prophezeiung erfüllen

und den Schattenfluch aufheben, dann musst du uns nun beistehen, Geedal! Bitte, steh uns bei!, sandte Noréy ihre Gedanken gen Himmel, und zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, ihr Flehen würde erhört.

»Haltet nach einem Zeichen Ausschau«, rief sie den anderen zu, von deren Gesichtern sich von reiner Erschöpfung über Verzweiflung bis hin zu vollständiger Hoffnungslosigkeit alles ablesen ließ.

»Was denn für ein Zeichen?«, fragte Maigar irritiert und sah sie einen Augenblick lang an, als hätte sie den Verstand verloren.

»Von Geedal«, erwiderte Noréy. Erst da wurde ihr bewusst, wie absurd das alles klingen musste. »Ich habe so ein Gefühl.«

Maigar sagte nichts mehr, und Gorda sah zu Jahor, als würde sie ausgerechnet von ihm wissen wollen, was er darüber dachte.

Er ignorierte sie.

Die Wände auf beiden Seiten stiegen und stiegen. Doch es war kein fester Fels, sondern eine kompakte Masse aus gelbgrauem Sand und rund geschliffenem Geröll mit darin eingebetteten Hölzern, in die sich der Fluss sein Bett gegraben hatte. Im Frühling mussten hier Sturzfluten entlangdonnern, und Noréy mochte sich gar nicht vorstellen, wie es ihnen ergehen würde, falls es noch einmal gewittern sollte wie in vergangenen Tagen.

Nach einer Weile erreichten sie eine Steilwand. Der Fluss verschwand ein gutes Stück vor ihnen in einer Spalte. Hier würde ihre Reise zu Ende sein.

Sie hatte sich wohl doch geirrt. In einem Anflug von Verzweiflung legte Noréy den Kopf in den Nacken und blickte die nackten Felswände hinauf, auf denen sich nicht einmal Gras halten konnte. Das Licht der tief stehenden Sonne fiel auf das Gestein, vor dem Mauersegler tanzten. Wenn sie direkt vor den Felsen abdrehten, schimmerte ihr Gefieder, und sie sahen aus wie kleine, tanzende Glutfunken.

»Meinst du so etwas mit einem Zeichen? Goldene Vögel?«, sagte Gorda nun und zog ihre Brauen fragend zu einem Strich zusammen. »Aber wie sollen die uns helfen?«

»Mit der Höhle!« Maigar wies auf einen weiteren Schlitz in der Steilwand. »Seht ihr das? Sie fliegen da rein und kommen nicht mehr heraus.«

»Das kann doch nicht ...« Noréy blieb der Mund offen stehen, als ein weiterer Vogel in dem Riss verschwand.

Beseelt von neuer Hoffnung, bogen sie in einen Zufluss ab, der in Richtung der vermutlichen Höhle führte, und tatsächlich mussten sie nur wenige Schritte durch eine enge Kluft reiten, da weitete sich der Riss zu einem Tal, bevor der Bachlauf endgültig in einem Höhlensystem verschwand, in das ihm niemand folgen konnte.

Zur Linken wurde ein alter Schuttberg von schütterem Gras und niedrigem Weidengestrüpp überwuchert, die Wand rechts vom Wasser war steil und voller Grate. Hier brüteten die Mauersegler, die nun sämtlichen goldenen Schimmer eingebüßt hatten.

»Sie werden uns finden, und dann sitzen wir hier in der Falle«, sagte Gorda zweifelnd und sah auf den schmalen Eingang zurück.

»Nicht, wenn wir ihn mit Schatten verschließen. Kannst du deinen so formen, dass er von Weitem aussieht wie ein Felssturz? Als würden große Brocken den Durchgang versperren?«

Gordas Augen leuchteten auf. »Klar kann ich das.« Sie ließ sich aus dem Sattel gleiten, reichte Maigar die Zügel und rannte, ein wenig wackelig auf den Beinen, zurück zum Eingang.

»Ich will lieber noch einmal nachsehen, ob wir Spuren hinterlassen haben«, sagte Maigar. »Aber erst kümmere ich mich um die Pferde.«

»Nein, geh sofort, ich mache das.« Jedes Wort schien Noréy ein wenig mehr ihrer Kraft zu kosten. Sie brauchte einen Moment für sich, um ihre Fassung nicht zu verlieren. Oder eher ... um sie zurückzugewinnen.

Als Maigar ihr mit einem Nicken den Rücken zukehrte und Gorda zum Ausgang der Klamm folgte, begannen ihre Augen zu brennen.

Sie stieg vom Pferd und löste sofort den Satteltgurt. Würden es ihre Verfolger hier hineinschaffen, wären die Tiere nicht mehr von Nutzen. Da mussten sie es ihnen auch nicht aufbürden, mit dem Zeug herumzustehen.

Aleo seufzte und schüttelte sich.

Während Noréy Sattel und Taschen zur Seite schaffte, fielen die ersten Tränen. Kein Ton kam über ihre Lippen, als sie wieder Torik vor sich sah, mit sturem Blick, das Gesicht zu einer Maske der Entschlossenheit erstarrt. Er gab sein Leben für sie. Für die Prophezeiung, an die er mit aller Verzweiflung glaubte, weil sie einen Teil – zumindest einen winzigen – seiner Schuld tilgen konnte.

Seinetwegen würde sie weitermachen. Immer weiter, auch wenn alles in ihr danach schrie, die Waffen zu strecken und einfach zu weinen.

Sie ging zu Gordas Stute, tätschelte ihr den Hals, nahm auch ihr Sattel und Zaumzeug ab. Dann machte sie mit Maigars Wallach weiter.

Jahor stand von ihr abgewandt bei seinem abgesattelten Braunen und rieb ihm mit einem zusammengedrehten Büschel Gras über den schweißnassen Rücken.

Er schwieg, doch daran, wie verkrampft seine Schultern waren, erahnte sie, was in ihm vorging. Wie so oft, fraß er alles in sich hinein. Aber hatte sie etwas anderes erwartet? Und war sein Verhalten so verschieden von ihrer eigenen Reaktion?

Sie zog Danno den Sattel vom Rücken, trug ihn zur Seite und machte sich dann daran, das Zaumzeug zu öffnen. Die Schnallen gingen schwer auf, der Schweiß machte das Leder steif und zugleich glitschig. Wieder und wieder rutschten ihre zitternden Finger ab, während ihre Augen brannten und brannten.

Ihr Schatten erhob sich, bis er hüfthoch war, und streifte wie eine

Katze an ihr vorbei. Dabei umgab ihn eine Illusion von Wärme. Als sie nicht reagierte, ließ er sie allein.

Endlich ging die Schnalle auf, und Noréy konnte dem geduldigen Pferd das Zaumzeug abnehmen. Mit einem zufriedenen Schnauben senkte es den Kopf in das spärliche Gras.

»Verschwinde!«, ertönte Jahors Stimme in diesem Moment. Ungewöhnlich rau, als wäre seine Kehle ebenso eng wie ihre.

»Nimm deinen Schatten da weg, Noréy.«

Nun erst sah sie, dass der Greif zu ihm geschlichen war und sich an seinen Beinen rieb, obwohl er den Sonnenstein trug. Das hatte er noch nie gewagt. Erst als Jahor ihn nun mit der behandschuhten Hand zur Seite schob, wich er ein Stückchen zurück und klapperte drohend mit dem scharfen Schnabel.

»Komm her«, sagte sie leise und streckte lockend die Hand aus. Der Greif legte die Federn glatt an den Kopf und tapste zu ihr zurück.

»Es ist doch eine verdammte ... Die Götter müssen mich hasen«, grollte Jahor.

»Nicht.« Noréy wollte kein weiteres Wort darüber hören.

»Selbst wenn ich dir das Versprechen geben würde, was bringt das nun? Der Schlüssel ist bei Toriks Leiche, und ich? Ich kann warten, bis wir irgendwo eine Schmiede finden. Es gibt keine Siedlungen mehr zwischen hier und Ber Glanden. Bis es so weit ist, ist mein Schatten tot!«

»Wir finden einen Weg.«

»Das sagst du immer, und sieh, wohin uns das alles gebracht hat. Diese Prophezeiung ist ein Hirngespinnst von Göttern, von Menschen, von was weiß ich wem. Bösen Mächten. Aber eins sage ich dir, wenn wir hier rauskommen, reite ich zurück und ziehe ihm den verfluchten Schlüssel aus seinen toten Fingern.«

»Warum machst du es mir so leicht, dich zu hasen, Jahor?« Ihre Sicht verschwamm. Ruckartig wandte sie sich ab.

Leise Schritte. Er blieb hinter ihr stehen, atmete schwer ein und aus. Sie wartete auf eine Berührung, doch sie kam nicht. »Es tut mir leid. Ich weiß, was er dir bedeutet hat.«

»Weißt du das wirklich?« Sie wandte sich ruckartig zu ihm um.

In Jahors Augen kämpfte Hell mit Dunkel. Er hob die Linke, als würde er damit über ihre Wange streichen wollen, schien sich wieder bewusst zu werden, dass dort der Kettenhandschuh war, und ließ sie sinken. »Ich ertrage das nicht mehr lange, Noréy. Etwas wird kaputtgehen. Mein Schatten wird schwächer. Ich ... *Ich* werde schwächer.«

Er wandte sich ab und ging mit schlurfenden Schritten davon.

Sie wollte ihn aufhalten, ihn an der Hand fassen und an sich reißen. Ihn in die Arme nehmen und mit aller Kraft drücken, bis sie kaum mehr atmen konnte. Sich an ihm festhalten, damit sie beide nicht allein waren, und vor allem: Er sollte nicht aufgeben!

Es war der Zeitpunkt gekommen, ihm zu sagen, dass sie den Schlüssel zu seiner Freiheit besaß. Torik hatte ihn ihr an diesem Morgen zugesteckt, und seitdem waren sie auf der Flucht gewesen. Sie hatte auf einen ruhigen Moment warten, seine Freiheit an Bedingungen knüpfen wollen. Wenn sie ihn freiließ, musste er sich im Gegenzug der Prophezeiung verschreiben. Womöglich war er jetzt endlich bereit dazu.

»Jahor?«, rief sie. »Jahor!«

Doch er war bereits fort.

TORIK

Es geschah blitzschnell. Sie hatten die Pferde der ersten Angreifer zu Fall gebracht. Auroras Schatten hüllte die gestürzten Männer ein. Der formlose schwarze Nebel war eine Todesfalle voller Klingen und Lanzen. Jeder, dem es doch gelang, die Barriere zu überwinden, der bekam Toriks Schwert zu spüren. Sein Hengst kämpfte wie eine Furie, biss und trat um sich und bündelte die Fehler seines angeschlagenen Reiters aus.

Dann, mit der zweiten Angriffswelle, kamen die Wirker. Sonnenfeuer brannte Auroras Kampfkraft hinfert, verwundete ihr Pferd, blendete Torik, und das Nächste, woran er sich erinnerte, war der heftige Schlag, mit dem er auf dem Boden aufprallte.

Er konnte sich nicht mehr bewegen. Die Augen nicht öffnen. Da war ein Druck auf seiner Brust, als ob sein Pferd auf ihn gestürzt wäre.

Kampfgeräusche drangen wie aus großer Ferne an sein Ohr ... Kein Schmerz ... Blendende Helligkeit wurde zu Schwärze.

Und seine Welt kippte ...

Dunkelheit ... Aurora?

Seine Hand zuckte über sonnengewärmten Stein. So endete es also. Sie würden Orrothans Hallen gemeinsam betreten ... wenigstens das. Am Ende vereint. Es war ein gutes Ende, auch wenn er die Erfüllung der Prophezeiung nicht mehr mit eigenen Augen sehen würde ... Er hatte dafür gekämpft und sein Leben gegeben. So musste es sein.

Irgendwann würde er auch Noréy in Orrothans Hallen wiederbegegnen, der Tochter, die er nie gehabt hatte. Und dann würde sie ihm von dem Sieg der Auserwählten erzählen können.

Er war so unendlich stolz auf sie ... Wie hilflos und verloren sie anfangs durch die magische Welt der Schatten gestolpert war, wie tapfer sie gekämpft hatte, bis sie schließlich ihr Schicksal annahm ... Ihr Weg war von Anfang an der richtige gewesen. Er hingegen ... Er hatte so viel in seinem Leben falsch gemacht ... Es gab so vieles, für das er um Verzeihung bitten musste ... auch Jahor, vor allem ihn. Was war nur über ihn gekommen, dass er den Jungen mit dem Sonnenstein gefoltert hatte? *Ich hätte es besser wissen müssen ... So vieles besser wissen müssen.*

Nun kam der Schmerz doch. Und es fühlte sich an, als würde der Fels ihn verschlingen. Torik fühlte sich sinken ... tiefer und tiefer.

Und dann verschwand auch das ...

JAHOR

Er war Noréy nach kurzem Zögern gefolgt.

Musste wissen, ob er eben richtig gesehen hatte und der Schlüssel wirklich bei ihr war. Das Beutelchen an ihrem Gürtel, er erkannte es wieder. Es gehörte eindeutig nicht ihr. Noréy verwandte mehr Sorgfalt auf alles, was mit Nadel, Faden und Stoff zu tun hatte. Eines aus ihrer Hand wäre ohne offene Nähte und mit einer kleinen, dezenten Verzierung versehen.

Als sie die Klamm erreichten, wo die anderen mit ihren Schatten die Illusion eines Felssturzes erschufen, hatte er einen zweiten Blick erhaschen können. Ja, es musste der Beutel mit dem Schlüssel sein!

Die enge Zwinge, die seit der überstürzten Flucht seinen Brustkorb zusammenzudrücken schien, lockerte sich ein wenig. Zugleich wuchs die Enttäuschung in ihm. Nie hätte er geglaubt, dass Noréy

ihm die Freiheit versagen würde. Nicht das Mädchen, in das er sich einst Hals über Kopf verliebt hatte.

Die vergangenen Wochen hatten sie eine andere werden lassen. Härter war sie, rationaler. Eine Kriegerin mit dem richtigen Herz, um alles für ein höheres Ziel zu opfern. Auch ihn. Eine Entwicklung, die er sich selbst zuzuschreiben hatte, das war ihm wohl bewusst.

Auf gewisse Weise waren sie einander ähnlicher geworden. Ohne seinen Eid hatte er für eine Weile wieder freier zu atmen und zu fühlen begonnen, während sie mehr und mehr von bitteren Erfahrungen und den Zwängen der Prophezeiung eingeengt wurde.

Ihre Positionen waren unversöhnlich. Zwei Sturköpfe, die sich lieber den Schädel einrannten, als auch nur einen Schritt von ihrem Pfad abzuweichen. Er würde derjenige sein müssen, der einlenkte oder auswich. Aber wollte er das?

Würde er dann nicht den letzten Funken Achtung verlieren, den er noch für sich hatte?

Er kauerte sich neben die anderen, halb hinter einem Felsen verborgen, während unter ihnen der Bachlauf in seinem Kiesbett gluckerte.

Gorda hielt ihre Augen geschlossen und konzentrierte sich ganz auf das Bild, das sie aus Schatten erschuf. Scharfkantige Felsen, Block über Block, beschattet von steilen Bergflanken. Die Illusion war trotz ihrer gewaltigen Größe perfekt, das musste er neidlos eingestehen.

Auf der felsigen Ebene waren die Spuren des Schattenkampfes geschwunden. Es war vorbei. Die Meister mit Sicherheit tot. Unmöglich hatten sie alle Gegner mit sich in Orrothans Hallen genommen. »Sie werden jetzt wieder unterwegs sein, auf der Suche nach uns«, sagte er.

»Ich habe alle Spuren im Umkreis verwischt, sie werden uns nicht finden«, sagte Maigar.

»Hoffen wir es.«

Als die Sonne bereits sehr tief stand, waren drei Männer aufgetaucht und bis zur Verzweigung des Wasserlaufs gegangen. Eine kleine Ewigkeit lang musterten sie die Felswand, nahmen sogar ein Fernrohr zu Hilfe und schienen genau in ihre Richtung zu schauen. Gordas Illusion hielt.

Als sie schließlich umkehrten, atmeten alle auf.

Doch es war noch längst nicht vorbei.

»Wir bleiben in der Klamme«, entschied Noréy. »Zwei Nächte lang, dann sollten sie ihre Suche aufgeben. Denkt ihr nicht?«

Gorda zuckte mit den Schultern.

»Wäre das Schlauste«, fand Maigar.

Noréy sah sich zu Jahor um, doch er schwieg. Er würde sich so unauffällig wie möglich verhalten, bis die anderen vergaßen, dass er überhaupt da war. Sollten sie doch glauben, er hätte sämtliche Hoffnung fahren lassen. Er musste sie in Sicherheit wiegen, sollte sein Plan gelingen.

Stunden vergingen, in denen er sich um das Lager und etwas zu essen kümmerte, während sich Noréy und Gorda damit abwechselten, die Illusion aufrechtzuerhalten.

Eine flache Höhle bot sich an, dort die Decken auszurollen. Sie war trocken und bot einen guten Blick über ihr kleines, verstecktes Refugium. Für Jahor zählte jedoch vor allem, dass sie eine Begründung bot, die Zelte nicht aufzubauen. Denn dass es ihm gelänge, Maigar zu überrumpeln, war fraglich.

Hatte er den Arboressaner anfangs auch für ein verzogenes Jüngelchen gehalten, war der in Wahrheit Krieger durch und durch und hatte sein Handwerk in einem weit rauerem Land gelernt.

Sein Schlaf war leicht wie der einer Katze, und auch seine Reflexe waren fast katzenhaft schnell.

Es dauerte quälend lange, bis alle gegessen hatten und sich abwechselnd schlafen legten. Noréy übernahm die erste Schicht, und

Jahor wagte es zu schlafen, während sie fortging. Nach ihr war Maigar dran, der zur dunkelsten Stunde der Nacht Wache halten sollte. Falls jemand kam, musste er eines der Mädchen rufen, um die Illusion erneut zu erschaffen.

Angespannt lauschte Jahor auf Gordas Atem, der nur quälend langsam tief und gleichmäßig wurde, bis er sicher sein konnte, dass sie schlief. Er lag wieder in der Mitte, weil sie glaubten, ihn so besser unter Kontrolle zu haben. Ohne Protest hatte er sich von Maigar die Beine fesseln lassen, doch die würde er für sein kleines Kunststück nicht brauchen.

Nervosität kribbelte durch seinen Körper, während er sich langsam näher an Noréy heranschob.

Ihr Schlaf war unruhig. Sie hatte Alpträume, wie so oft, aber er wusste, dass sie davon nicht erwachte, sondern tiefer und tiefer in den Abgrund gesogen wurde.

Schon war er nahe genug, um ihren Atem im Gesicht zu spüren, den Duft ihres Haars zu riechen ... als sich plötzlich etwas zwischen sie schob. Ein Schatten!

Die gelben Katzenaugen des Greifen musterten ihn fragend. Wellen liefen über die Oberfläche, verwandelten sich zu Klingebögen.

Jahor schluckte. Er hatte mit allem gerechnet, nur nicht damit, dass sie im Schlaf von ihrem Schatten bewacht wurde. An ihm käme er nicht vorbei. Sein Plan fiel in sich zusammen, bevor er auch nur den ersten Schritt getan hatte.

Bei den Göttern!, fluchte er innerlich und riss sich dann wieder zusammen. Statt zu fluchen, sollte er sie wohl besser um ihre Hilfe anrufen. Auch wenn es ihm nicht gefiel. *Neljanna, steh mir bei.*

Es fühlte sich nicht an, als würde sich etwas ändern. Mit zusammengebissenen Zähnen streckte er langsam die rechte Hand aus, zögerte. Der Greif kannte ihn, vor wenigen Stunden hatte er sogar noch seine Nähe gesucht. Vielleicht konnte er das nun nutzen.

Er konzentrierte seine Gedanken und versuchte, sie dem fremden Schatten zu senden. *Ich will ihr nicht schaden, ich schwöre es dir!*

Unverändert lag der Schwarze da und sah ihn einfach nur an. Kein Drohen, kein Aufbäumen. Er wagte es, strich mit den Fingerspitzen über borstige Federn, die sich unter seiner Berührung in weichste Daunen verwandelten. Darunter waren Muskeln zu spüren. Ungeordnet, chaotisch. Ohne Noréys waches Bewusstsein konnte der Schatten nur einen Teil von sich zu etwas Festem formen, und er schien nicht ganz zu verstehen, was er war. Nur einen Willen konnte Jahor herausfühlen: *Beschützen!*

Das will ich auch! Aber wie, wenn mein Schatten gefangen ist? Stell dir vor, du wärst eingesperrt und könntest ihr nicht helfen!

Der Greif blinzelte, dann fiel der Umriss langsam in sich zusammen. Zurück blieb eine teerige Masse, glatt und kühl unter seiner Berührung. Jahor nahm seinen ganzen Mut zusammen und schob sie sacht zur Seite, bis er wieder das Beutelchen an Noreys Gürtel ertasten konnte. Es war eine kleine Erhebung unter der Decke.

Noch ein Stückchen näher heran musste er. Stein stach unangenehm unter seiner Hüfte, doch das war in diesem Moment sein geringstes Problem. Ganz vorsichtig schob er seine Hand unter die Decke, begleitet von Noréys Schatten, der wie ein hauchdünner Film auf seiner Haut lag.

Sein Herz jagte bis in die Hand hinein und ließ seine Finger kribbeln. Rauer Stoff dann. Ganz vorsichtig zwang er das Zugband auseinander und ertastete Metall und etwas, das sich wie Glas anfühlte. Womöglich Edelsteine, mit denen Torik sich Gefälligkeiten erkaufen wollte. Diese Zeiten waren nun vorbei für ihn.

So wie *alles* vorbei war.

Seine Rache nicht bekommen zu haben, fühlte sich merkwürdig an, doch dies war nicht der Moment, um der Sache nachzugehen, denn nun rutschte ihm ein winziger Metallbart zwischen die Finger.

Das musste er sein!

Freiheit! Sie war so nah!

Doch ausgerechnet da regte sich sein Schatten.

Schlaf!, fuhr Jahor ihn an, doch es war bereits zu spät. So schnell er konnte, zupfte er den Schlüssel aus dem Beutelchen und barg ihn in seiner Hand. Er hatte gerade noch Zeit, sich schlafend zu stellen, als der Sonnenstein erwachte und seine gierigen Adern ausstreckte. Gleich, gleich käme der Schmerz! Sein Herz begann zu jagen, er biss die Zähne aufeinander, krampfte die Hände zu Fäusten. Brennen. Feuer, so heiß, als würde sein Blut zu flüssigem Metall. Sein Schatten wand sich gequält in seinem engen Käfig aus goldenen Fäden, die nun zu pulsieren begannen. Und mit jedem Pulsen kam der Schmerz.

Jahor hielt die Luft an. Es wäre gleich vorbei. Gleich ...

Doch sein sturer Schatten schien die Freiheit bereits zu wittern und versuchte, es mit der Lichtmagie aufzunehmen. Er ahnte, wie Noréys Greif panisch Reißaus nahm. Eine Luftbewegung, ein Schwinden von Magie.

Etwas kratzte und raschelte, und er merkte erst spät, dass er selbst diese Geräusche verursachte, weil sein Körper zuckte und krampfte.

»Jahor?« Ihre Stimme klang dünn, schlaftrunken. Er konnte sie nicht ansehen. Krampfte die Augenlider zusammen, während in seinem Kopf Lichtblitze tanzten, die alles in Flammen setzten.

»Beruhige dich, es ist nur ein Traum.«

»Ein Traum?«, hätte er ihr am liebsten entgegengespien. Was glaubte sie denn? Dass er einfach aus dieser Folter aufwachen würde, und dann wäre alles wieder in bester Ordnung?

In diesem Moment glomm an seiner Linken der Sonnenstein auf, doch etwas anderes schluckte seine Magie, die sonst Brände entfacht hätte.

Sein Schatten gab endlich auf und sank ermattet in sich zusammen. Zugleich eine sachte, kühle Berührung auf seiner Wange. Ihre Hand. Als er dann die Augen öffnete, erahnte er nur ihren Umriss.

Vorsichtig streckte er sich wieder ein wenig, während in seinem Körper noch die Krämpfe nachhallten und ihn unkontrolliert zittern ließen.

Sie nahm ihre Hand nicht fort, sondern grub ihre Finger in sein Haar.

Unauffällig ließ er den kleinen Schlüssel unter seiner Decke verschwinden und spiegelte dann ihre Bewegung, doch sobald er ihre Haut berührte, zog sie sich wieder zurück.

»Schlaf«, flüsterte sie.

Er meinte, noch immer ihre Finger in seinem Haar zu fühlen.

Schlafen. Wie sollte er nun schlafen?

Er starrte in ihre Richtung, bis ihr Atem wieder langsamer wurde, dann streckte er sich auf dem Rücken aus und schob den winzigen Schlüssel ins Schloss.



MAIGAR

Im Osten zeigten sich die ersten blassen Farben der Dämmerung und löschten die Sterne aus dem Himmel. Es war Zeit, Gorda zu wecken, damit sie wieder eine echte Illusion schuf. Maigar hatte mit seinem eigenen Schatten geübt, und es war ihm zumindest gelungen, ihn zu dehnen, bis er die untere Hälfte der Klamm ausfüllte. Für mehr reichte es nicht.

Es war noch so dunkel, dass er sich vorsichtig mit den Füßen tastend seinen Weg bahnen musste. Zwischen kleinen Sandbereichen und struppigem Gras verbarg sich immer wieder Geröll. Er stieß sich dennoch den Zeh an und unterdrückte einen deftigen Fluch.

Jeder Schritt den Hang zur Höhle hinauf stach nun gemein, doch es war nicht weit. So leise wie möglich duckte er sich in den Eingang. Alle schliefen, Jahor wieder ein wenig zu nahe an Noréy. Sie waren einander zugeneigt wie Spiegelbilder, und es gab nichts, was er daran ändern konnte. Der Stich, den ihm dieser Anblick beim ersten Mal versetzt hatte, blieb heute aus. Er musste akzeptieren, dass der Mirakler für Noréy etwas verkörperte, was sie in ihm selbst nie finden würde.

Leise ging er zu Gorda, kniete sich hin und berührte sie vorsich-

tig am Arm. Sie murmelte etwas, drehte sich dann mit einem Seufzen auf den Rücken und schlug die Augen auf.

Mit einem Zeichen gab sie ihm zu verstehen, vor die Höhle zu treten.

Er tat es, während er hörte, wie sie ihr Schwert an sich nahm und dann, den Umhang über den Arm gelegt, zu ihm trat.

»Es wird hell«, flüsterte er.

Sie gähnte herzhaft und grinste dann verlegen. Schon seit einer Weile sah er nicht mehr Gorda vom Steppenvolk vor sich, sondern nur noch Gorda, eine Freundin. Jemand, auf den er sich ganz und gar verlassen konnte.

Zeit, die er mit ihr verbrachte, war es stets wert, verging wie im Flug, und in den meisten Fällen hatte er am Ende auch noch etwas gelernt.

»Kann ich dich begleiten?«, erkundigte er sich im Flüsterton.

»Aber du hast doch gerade erst viele Stunden dort draußen verbracht.«

»Ich bin nicht müde, nur zu unfähig, um eine passende Illusion zu schaffen. Das würde ich gerne ändern.«

»Na, dann komm.« Sie nahm ihn am Arm.

Maigar fühlte sich wie vom Donner gerührt. Ihre Hand auf seiner Haut. Ein seltsames Rauschen ging von dieser Verbindung aus, das sein Herz schneller schlagen ließ. Es musste sein Schatten sein, der mit ihrem reagierte, oder die Magie. Was es auch war, es brachte ihn kurz aus dem Takt, und er musste sich zusammenreißen, um es sie nicht merken zu lassen. Nicht dass sie glaubte, er lehne sie ab, nein, ganz im Gegenteil.

Er stolperte hinter ihr her wie ein tollpatschiger Junge. Als hätte er verlernt, die Füße zu heben, nur weil ihre Hand noch immer auf seinem Arm ruhte.

Das enge Tal lag zwar in tiefer Dunkelheit, dennoch war mehr und mehr zu erkennen. Maigar richtete seinen Blick auf den Bo-

den, wo sein Schatten flach über Äste und Steine glitt und an den Rändern mit Gordas Begleiter verschmolz.

»Schau«, flüsterte er.

Gorda sah ihn kurz aus ihren großen Augen an. »Fühlst du es?«

»Ich denke schon.«

Sie waren stehen geblieben, während sich die Schatten wie zwei ausgelassene junge Tiere über das Geröllfeld jagten und immer wieder kurz gegeneinanderstießen oder für winzige Augenblicke an den Rändern miteinander verschmolzen.

»Wie der kurze Moment, wenn man von einer hohen Klippe springt und in einem drin alles ganz leicht wird«, sagte er und drückte seine freie Hand auf die Brust, wo sein Herz einen wilden Tanz aufführte.

In Gordas Augen blitzte es amüsiert. »Du springst von Klippen?«

»Ins Wasser, ja. Es war ein steter Wettkampf mit meinem Bruder, wer sich höher traut. Als Zweitgeborener ...«

»... hattest du viel zu beweisen, verstehe.« Ein unverschämtes Grinsen verzog ihren hübschen Mund. »Du musst oft auf den Kopf gefallen sein.«

»Gorda!«, keuchte er und musste dann lachen. Es tat gut zu lachen, auch wenn er sich angesichts ihrer Lage sofort ein wenig schuldig fühlte. Torik und Aurora, denen er so viel zu verdanken hatte, waren noch keinen Tag lang tot, und er lachte.

Plötzlich fuhr ein nadelfeiner Stich in sein Herz. »Was ist ...« Weiter kam er nicht, denn beide Schatten rasten panisch auf sie zu.

»Sehen wir nach«, sagte Gorda sofort.

Maigar zog sein Schwert. Seite an Seite und bis aufs Äußerste gespannt, kehrten sie um und gingen einen Teil des Weges zurück. Gordas Schatten huschte ihnen mutig voraus, wenngleich zu einem kleinen pechschwarzen Flecken geschrumpft, während Maigar seinen nirgends entdecken konnte. Solange sich ihre Bindung noch nicht bewährt hatte, konnte er wohl nicht mehr erwarten.

Da war ein ängstliches Summen in seiner Brust, das ebenso irritierend wie vertraut war. Ein wenig hatte es sich immer so angefühlt, wenn er sich geistig darauf vorbereitete, den Sonnenstein anzuwenden. Doch erst jetzt wurde ihm klar, dass diese Angst nicht seine gewesen war.

Hinter einem Felsbrocken blitzte es im zunehmenden Morgenlicht metallisch auf. Gordas Schatten wagte sich nicht näher, sondern umkreiste es mit zwei Schritt Abstand.

»Was ist das?«, flüsterte Maigar und wusste es im gleichen Moment. »Dieser verdammte Mistker!«

Mit der Spitze seines Schwertes hob er den Kettenhandschuh an. »Das Schloss ist auf«, wisperte Gorda. »Aufgeschlossen, nicht aufgebrochen!«

Jahor war frei. Wie konnte das sein? Er hatte ihn doch eben noch schlafend in der Höhle gesehen! »Vielleicht wartet er noch auf den richtigen Moment, um abzuhaufen«, raunte er Gorda zu. Die nickte nur und zog ebenfalls ihre Waffe.

Mutig wand sie sich dem Höhleneingang zu, während Maigar ein Stückchen weiter den Sonnenstein mit dem Riemengeflecht entdeckte und blitzschnell aufhob. In seiner Brust gab es einen Stich, als sein Schatten Reißaus nahm, bis er an die Grenzen seiner Freiheit stieß und von dem Band zurückgehalten wurde, das seine Existenz mit Maigars verknüpfte.

Für so was hatte er jetzt keine Zeit. »Komm her«, zischte er ihn an und ließ den Sonnenstein in seine Tasche gleiten.

Er machte zwei große Schritte, um zu Gorda aufzuholen, und trat versehentlich einen Stein los.

Im gleichen Moment verschwamm der Höhleneingang in diffusem Grau. Grau quoll in alle Ritzen und floss wie kalter Nebel um ihre Beine herum. *Miraklermagie.*

»Noréy!«, schrie Gorda mit Panik in der Stimme. »Noréy, wach auf!«

NORÉY

Sie schnellte ruckartig in die Höhe und fand sich in der Dunkelheit der Höhle wieder. Etwas hatte sie geweckt. Weiches Zwielflicht schien von überallher zu kommen.

Hatte jemand ihren Namen gerufen? Wer? Sie war allein. Doch nein, nur fast, denn an ihrer Seite saß Jahor im Schneidersitz, die Hände im Schoß. Neben ihm lag das Seil, mit dem er gefesselt gewesen war.

Er versuchte nicht einmal zu verbergen, was er getan hatte.

Wie durch hauchfeine Seide betrachtet, wurden sämtliche Konturen weichgezeichnet. Er nahm eine kleine Öllampe und entzündete den Docht, dann stellte er sie zwischen sie.

Der Sonnenstein war fort!

»Wie konntest du nur?«, fragte er quälend ruhig und sah ihr dabei in die Augen. Seine waren schwarz, glänzend wie polierte Knöpfe und genauso leblos. Schattenfäden tanzten zwischen seinen Fingern, während er mühelos den Höhleneingang mit einer grauen Wand versperrte.

»Es musste sein, Jahor. Ich brauche dich«, sagte Noréy an der flatternden Enge in ihrer Kehle vorbei.

»Reicht dir mein Versprechen nicht?«

»Du solltest dich gegen die Rache entscheiden.«

»Entscheiden? Was ist das für eine Entscheidung, wenn ich Tag und Nacht gefoltert werde? Und du hast es zugelassen, du!«

Die blauen Blitze, die sonst manchmal durch seinen Schatten tanzten, erschienen nun in seinen Augen, und Noréy bekam es schleichend mit der Angst. So hatte sie Jahor nie zuvor erlebt.

»Was ich zulasse oder nicht, spielt keine Rolle. Meine *Entschei-*

dungen spielen keine Rolle! Wir sind alle nur Figuren in einem höheren Plan. Wenn du nicht willst, dass weitere Dörfer, weitere Unschuldige ... vielleicht ganz Abrelien dasselbe Schicksal ereilt wie die Mirakler, dann musst du deinen Teil beitragen.«

»Ja, schieb die Verantwortung nur von dir fort. So viel Rückgrat beweist du also, Noréy Incelo.« Nun tanzten die Blitze auch über seine Haut. »Du hättest nie versuchen sollen, mich zu zwingen.«

»Ich weiß.«

»Lieber breche ich!«

»Ich weiß das alles. Ich kannte Toriks Plan nicht, als ich dich mit ins Lager brachte, das musst du mir glauben.«

Er beugte sich vor, sah sie mit plötzlicher Nachdenklichkeit an, während sich erstes Hellgrau in die Schwärze seiner Iris mischte, und nickte knapp. »Aber du hättest es beenden können.«

»Und zulassen, dass du Torik ein weiteres Mal ein Messer in die Brust rammst? Eine unmögliche Entscheidung! Du hast mir schon einmal das Herz gebrochen, Jahor. Ich vertraue dir nicht.«

Er lachte bitter auf. »Und ich *dir* nicht.«

In diesem Moment schnitt eine schwarze Klinge durch das Grau. Jahor zuckte kurz, da zwängten sich auch schon Gorda und Maigar an seinem Schatten vorbei ins Höhleninnere.

Beide hatten ihre Schwerter gezogen. »Du!«, sagte Maigar nur und reckte ihm die Klinge entgegen.

Jahor rührte sich nicht. »Lass das Schwert fallen, Arboressaner, oder ich nehme es dir ab.«

»Vergiss es«, fauchte Maigar. »Noréy, komm zu uns.«

»Sie wird nirgendwo hingehen!«, grollte Jahor. Grauer Schatten schnellte auf Maigar zu und schlug ihm das Schwert aus der Hand. Die lange Klinge beschrieb einen weiten Bogen und schepperte irgendwo tief in der Höhle gegen Stein.

Maigar wirkte einen Augenblick lang verdutzt. Noréy meinte zu sehen, dass ihm jetzt erst klar wurde, wie stark Jahor wirklich war.

Vielleicht stärker als sie alle. So langsam begann sie zu verstehen, warum die Mirakler sich geschworen hatten, der Politik der Städte und den Konflikten der Völker fernzubleiben. Selbst während des Großen Krieges hatte es keinen einzigen Söldner aus seinem Volk gegeben.

Gordas Schatten verwandelte sich in eine Kugel aus Dornen und Klingen, wirbelte um die eigene Achse und schoss Pfeile aus Dunkelheit in ihre Richtung.

Noréy zuckte zusammen, wenn die Geschosse ganz nah an ihr vorbeirauschten, doch ihren eigenen Schatten nahm sie nicht zu Hilfe. Es durfte nicht noch weiter eskalieren.

»Gorda, hör auf! Hört alle auf!«

Ein grauer Drachenkopf schnellte hervor, schnappte Gordas umherwirbelnden Schatten und zerbiss ihn in zwei Teile. Sein Schwanz peitschte Gorda zur Seite und wand sich schlangengleich um sie. Selbst den Mund drückte er ihr zu.

Noréy fasste Jahor am Arm. »Stopp, nein, was tust du denn? Sie sind unsere Freunde.«

»Deine!«, fauchte er und wand sich Maigar zu, der unbeholfen versuchte, seinen Schatten mit den Händen zum Angriff zu dirigieren.

»Lass es, Maigar, damit hast du keine Chance!«

»Das stimmt, mein Schatten kann deinem nichts anhaben. Aber wir haben andere, größere Fähigkeiten. Ich bin ein Legién! Wir sind Wirker! Und ich werde deinen Schatten verbrennen, wenn du Noréy und Gorda nicht sofort freilässt.«

In diesem Moment erschlaffte Gordas Körper, und Jahors Drache ließ sie einfach fallen. Maigar war sofort bei ihr und berührte ihren Kopf. »Gorda? Gorda, sag etwas!«

Noréy blieb der Entsetzensschrei in der Kehle stecken, und selbst Jahor wirkte überrascht.

Sie wollte zu ihrer Freundin eilen, doch Jahors Schatten hielt sie fest. »Lass mich!«, fuhr sie ihn an.

Und dann geschah plötzlich alles zugleich. Maigar richtete sich auf, sah, wie sich grauer Schatten auch um sie wand, und etwas in ihm schien auszusetzen. Sie sah es an seinem Blick.

Starr griff er in seine Tasche und nahm den Sonnenstein an sich. Schien mühelos die flankierenden Gran-Steine aus ihren Fassungen zu drücken und streifte sich die Lederschlingen über die Finger der linken Hand. Zugleich implodierte sein halb manifestierter Schatten und schrumpfte zu einem winzigen Punkt, auf dem es golden zuckte. Dann erwachte Gorda aus ihrer kurzen Ohnmacht, doch Maigar sah es nicht mehr, glaubte sie womöglich tot.

»Nein!«, schrie Noréy, während die Helligkeit anschwellte. Die Götter schienen die Zeit noch langsamer verstreichen zu lassen, damit sie ganz genau miterlebte, wie ihre Gemeinschaft endgültig zerbrach und sich der dunkle Teil der Prophezeiung erfüllte.

Jahors grauer Schatten verschwand binnen eines Wimpernschlags vollständig, während Noréys Greif tief in die Höhle floh.

Eine Schicht aus Sonnenfeuer überzog blitzschnell Maigars Hand, und mit dem Ausdruck eines Wahnsinnigen, der alles verloren hatte, im Gesicht, reckte er die Linke vor.

»Das tut er nicht«, keuchte Jahor.

Noréy dachte nicht nach, reagierte nur noch, als sie die winzige Veränderung im Gesicht des Wirkers wahrnahm. Blitzschnell versetzte sie Jahor einen heftigen Stoß und schnellte zugleich vor ihn, während unerträgliche Helligkeit die Höhle flutete und alles überstrahlte.

Alles weiß.

Brennen in ihren Augen. Ein Hieb wie von einer gewaltigen, glühenden Faust traf ihren Brustkorb, drückte die Rippen zusammen und presste ihr die Luft aus der Lunge. Sie fühlte ihre Füße über den Boden rutschen, prallte mit dem Rücken gegen etwas. Dann gaben ihre Beine nach.

JAHOR

Noréy war gegen ihn geschleudert worden, und er hielt sie gerade noch rechtzeitig fest, als sie das Bewusstsein verlor.

Maigars Attacke hatte ihn überrascht. Nie hätte er geglaubt, dieser Schwachkopf würde in einer engen Höhle sein Sonnenfeuer benutzen.

Und Noréy? Sie hatte sich vor ihn gestellt ... sich geopfert.

Schlagartig war aller Kampfeswille aus ihm gewichen. Ganz vorsichtig ließ er Noréys leblosen Körper zu Boden gleiten und kniete sich neben sie. Noch immer konnte er kaum etwas erkennen. Lichtpunkte tanzten vor seinen Augen. Also tastete er.

Fühlte Atemluft aus ihrer Nase kommen und ihr Herz kräftig und etwas zu schnell schlagen.

Als er aufblickte, war Gorda wieder auf den Beinen und verpasste Maigar eine schallende Ohrfeige. »Du Dummkopf, du verdammter Dummkopf«, schrie sie, während Maigar mit herabhängenden Armen dastand und die Prügel wehrlos über sich ergehen ließ.

Und Gorda teilte aus. Der Ohrfeige folgten Faustschläge ins Gesicht, in den Magen, vor die Brust.

Doch er ließ es einfach geschehen.

»Von mir auch noch ein paar«, rief Jahor bissig, was Gorda scheinbar erst wieder daran erinnerte, dass er auch noch da war. »Noréy!«

»Lebt«, erwiderte er frostig. Die Lichtpunkte verschwanden, nun konnte er sie besser erkennen. Blasse Wangen, die Sommersprossen wirkten zu dunkel, wie aufgemalt. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepresst, als hätte sie Schmerzen.

»Wie ... Wie geht es ...?«, stotterte Gorda.

»Lasst uns einfach in Ruhe.«

Sie näherte sich trotzdem, während Maigar am anderen Ende der Höhle zu Boden sank und sich den Sonnenstein abstreifte. Waren das Tränen in seinem Gesicht?

Doch letztlich war Jahor das herzlich egal. Er, der so viel auf die Prophezeiung gab und Noréy wie ein Schoßhund folgte, hatte ausgerechnet diejenige angegriffen, die er sich zu schützen geschworen hatte.

Wenn Jahor nur nicht solche Angst um Noréy hätte – er hätte darüber gelacht.

»Verbrennungen?«, erklang Gordas leise Frage neben ihm.

Er schüttelte den Kopf. »Siehst du irgendwo ihren Schatten? Wahrscheinlich hat er das meiste abbekommen.«

»Ich suche nach ihm«, murmelte sie. »Was mache ich, wenn ich ihn finde?«

»Locke ihn her, sie sollten so nahe beieinander sein wie möglich.« Zögernd berührte er Noréys Stirn. Sie fühlte sich kühl an. Regelrecht kalt, als würde die Lebenswärme aus ihrem Körper weichen. Es machte ihm Angst.

Zögernd nahm er ihre Hand und strich ihr über die Wange. Was, wenn sie seine Berührung nicht wollte? Er zögerte erneut, wollte schon von ihr abrücken und seinen Platz Gorda überlassen, doch da wurde ihm wieder bewusst, dass sie den Angriff absichtlich auf sich genommen hatte, um ihn zu schützen. Ihn!

Wenn du mich hältst, bleiben die Albträume fern, hatte sie einst zu ihm gesagt.

Er drückte ihre Hand. Wie war es nur dazu gekommen, dass sie einander so fremd geworden waren?

»Es tut mir leid«, wisperte er. »Alles.«

Vorsichtig fasste er ihr unter die Schultern und zog sie in seinen Schoß. Sein Zorn darauf, dass sie den Schlüssel besessen und ihn dennoch nicht befreit hatte, war tief, tief in ihm vergraben. Bei-

nahe hätte sie ihr Leben für ihn gegeben. Wie sollte er ihr da noch böse sein?

»Noréy, bitte, wach auf ...« Er drückte seine Stirn auf ihre. »Komm zurück.«

Ein gequälter Ton verließ ihre Lippen. Oder waren es seine?

Leise Schritte. »Ich habe ihn gefunden.«

»Wo ist er?«

»In meiner Hand.« Gordas Stimme brach, während sie sich neben ihn kniete und zeigte, was sie gefunden hatte. Einen Schatten von der Größe eines Sperlings. Verschwommen, zerbrochen, doch die Flügel des winzigen Greifen waren noch zu erkennen. Schlaff hingen sie zu beiden Seiten herab. Jahor versuchte, sich sein Entsetzen nicht anmerken zu lassen.

»Gib ihn mir.« Er nahm das zitternde Bündel Schwärze, öffnete den obersten Knopf von Noréys Tunika und legte den Schatten auf die bloße Haut ihrer Kehle, wo er die Flügel ausstreckte und liegen blieb.

Der Anblick war elend.

Jahor wurde das Gefühl nicht los zu fallen. Bodenlos war die Tiefe unter ihm, haltlos. Es war Angst. Er durfte Noréy nicht verlieren!

»Was können wir tun?«, stieß Gorda verzweifelt hervor.

»Nichts! Beten vielleicht ... und warten. Dabei ertrage ich es jetzt schon nicht.« Jahor deckte Noréy zu, breitete zusätzlich zu ihrer noch seine Decke über sie.

»Aber ich muss doch irgendwas ...« Gorda rang hilflos die Hände.

»Schaff mir den Wirker aus den Augen!« Nun sah er doch auf. Gorda war Noréys Freundin. *Sie kann nichts für die Situation, in der wir uns befinden*, gemahnte er sich. Er sah ihr an, wie hilflos sie sich fühlte. Bei den Göttern! Ihm ging es ja genauso. Er seufzte. »Du könntest dafür sorgen, dass unsere Tarnung bestehen bleibt.«

»Das mache ich. Und sobald sich etwas ändert ...«
»... erfährst du es als Erste, das verspreche ich dir.«

Er sah ihnen nach. Gorda fasste Maigar grob am Arm und zerrte ihn hinter sich her. Der Wirker blutete aus einer aufgeplatzten Braue und schien es nicht einmal zu merken. Wie in Trance folgte er ihr aus der Höhle.

Erst als Jahor die beiden nicht mehr sehen konnte, schwand ein kleiner Teil seiner Anspannung. Vorsichtig bettete er Noréy neben sich und streckte sich an ihrer Seite aus.

Ganz langsam hob sich ihre Brust und mit ihr der halb tote kleine Schattengreif.

Jahor wusste nicht, was er tun sollte, also tat er, was sich richtig anfühlte. Liebevoll zog er sie an sich, während sein Schatten einen schützenden Kokon um sie spann. Wattig und weich hob er sie beide vom Felsen empor. Heute bestand er aus viel Grau und Blitzen aus bläulichem Schattenfeuer.

Irgendwie musste es Jahor gelingen, die Kraft seines Begleiters auf ihren zu übertragen!

Er schmiegte sein Gesicht an ihre Wange. »Wenn du mich hältst, bleiben die Albträume fern«, wisperte er in ihr Ohr. »Götter, steht ihr bei!« Dann schloss er die Augen.

Schwarzblau streckte sich eine Kuppel unendlich hoch über ihm. Einzelne Lichtpunkte erwachten flackernd, als ginge ein Wesen in der Dunkelheit umher und entzündete jeden einzelnen Stern, wie Kerzen in einer endlosen Halle.

Es duftete nach taufeuchter Erde und Gras, auf das vor Kurzem noch die Strahlen einer Sommersonne gefallen waren.

Jahor lag mit Noréy in einer blühenden nächtlichen Wiese und sah zu, wie die beiden Sternenbänder langsam Gestalt annahmen. Wie zum Höhepunkt des Schauspiels öffnete der Mond sein Auge,

und aus der Finsternis trat Neltor, angetan mit einem Mantel aus Dunkelheit und Sternen.

Völlig lautlos glitt eine Eule heran und wandelte sich in die Schwestergöttin Neljanna in perlmuttfarbenem Gewand.

Seit unserer letzten Begegnung hast du deinen Weg also angenommen, Jahor Niemandssohn, sprach Neltor.

»Wie nennst du mich? *Niemandssohn*? Ich habe Eltern!«, protestierte er.

Nicht mehr ... nicht hier, erwiderte Neltor ruhig.

»Noréy ist schwer verwundet. Wie kann ich ihr helfen? Ich muss sie retten.«

Und wie du das musst. Neljanna lächelte mit leisem Spott in den Augen. *Dein Herz schreit danach, doch entscheide weise. Wenn du das Band nun knüpfst, besteht es für immer.*

»Was für ein Band?«

Das zwischen euren Schatten. Sie wird über deine Kraft verfügen ...

»... und ich über ihre?«

Nein, das ist nicht das Wesen dieses Zaubers. Sie ist die Weltenweberin, du bist ... nur der Drache. Willst du dich ihrer Macht übergeben?

Das klang gefährlich danach, sich erneut in Gefangenschaft zu begeben. Und dieses Mal würde es sehenden Auges geschehen. Noréy würde erneut Herrin über seine Freiheit.

»Was, was ist, wenn ich Nein sage?«

Neltor beugte sich vor, als würde er etwas Merkwürdiges betrachten, das plötzlich vor ihm im Gras aufgetaucht war. *Dann endet es hier, und die Prophezeiung stirbt mit ihr. Hass wird für immer Abreliens Herz vergiften. Aber wir gewähren dir die Gunst, Noréy bis an die Tore von Orrothans Halle zu begleiten, bevor du in die Welt jenseits des Schleiers zurückkehrst.*

Jahor fühlte sich krank. Er wollte diese Entscheidung nicht tref-

fen und sich damit gegen alles stellen, was er geschworen hatte. Aber gab es überhaupt eine Wahl für ihn? »Sie wird meine Magie für die Prophezeiung verwenden und ich dadurch mit den uralten Regeln meiner Familie brechen. Niemals darf sich ein Mirakler in die Kriege und Konflikte der anderen Völker hineinziehen lassen, niemals!«

Entscheide, Jahor Niemandssohn ... entscheide ... dir läuft die Zeit davon ...



GORDA

Alles in ihr bebte und vibrierte, während sie, so schnell sie konnte, auf die Klamm zustrebte, die bereits in das blutrote Licht der Morgendämmerung getaucht war.

Der Anblick kam ihr vor wie ein schlechtes Omen. Als wäre nicht schon genug Unglück über sie gekommen! Der Schlitz im Fels, durch den sie das geheime grüne Tal erreicht hatten, sah aus diesem Winkel aus wie eine Wunde. Und sie klaffte weit auf.

Gorda trug so viel Wut in sich, dass es ihr schwerfiel, sich auf irgendetwas anderes zu konzentrieren als das Verlangen, sich umzudrehen und Maigar ein weiteres Mal mit ihren Fäusten zu traktieren.

Nun lief er ihr nach wie ein geprügelter Hund.

Sie riss sich zusammen und konzentrierte sich auf ihre Aufgabe: den Schutz Noréys. Das Einzige, womit sie helfen konnte, nachdem Maigar Unheil über sie alle gebracht hatte.

Wie am Tag zuvor wählte sie den kleinen Felsabsatz, der Ausblick über den Wasserlauf und das umgebende Land bot und zugleich durch dorniges Buschwerk verborgen war.

Sofort nahm ihr Schatten die Form großer Felsbrocken an, die den Zugang der Klamm versperrten.

Hoffentlich ähnelt die Struktur der des Vortages, dachte sie. Doch sie war zu aufgebracht, um sich genau erinnern zu können.

Als Maigar sich nun mit einem Ausdruck schieren Grauens im Blick neben sie kauerte, hätte sie ihn am liebsten davongejagt. Er wusste genau, was er angerichtet hatte, was es nicht besser, sondern fast noch schlimmer machte. Er schien gar nicht zu merken, dass ihm aus seiner aufgeplatzten Braue Blut ins Auge lief. Starnte wie blind ins Nichts. Seine sonst honiggoldene Haut, von der sie sich einst gewünscht hatte, sie berühren und küssen zu dürfen, war fahlgrau wie die eines Toten.

»Wisch dir wenigstens das Blut aus dem Gesicht und drück das auf die Platzwunde.« Sie reichte ihm ein Taschentuch, das sie im Gürtel getragen hatte.

Er nahm es mit einer quälend langsamen Bewegung an, rieb sich übers Gesicht und schien beim Blick auf das einfache Leinen überrascht, so viel Rot zu sehen.

»Wo?«

Sie nahm seine Hand mit dem Lappen und führte sie unsanft zur richtigen Stelle. »Da! Spürst du denn nichts?«

»Nein. Erst war der Schmerz überall, jetzt ist es taub.«

»Dann kamen die Prügel nicht zur richtigen Zeit.« Sie wandte sich ab.

»Ich werde gehen, morgen.«

»Abhauen willst du? Das kannst du vergessen. Wenn du ihn noch nicht geleistet hast, dann will ich hier und jetzt einen Eid von dir hören, dass du uns bis zum bitteren Ende zur Seite stehst. Wir heben den Schattenfluch auf und retten Abrelien und seine Menschen ... oder wir gehen dabei drauf.«

»Aber nach dem, was ich getan habe ...«

»... wünsche ich dir alle Pestilenzen an den Hals, die sich die Götter ersonnen haben. Doch diese Sache ist größer als wir. Größer als meine Wut auf dich, größer als deine Schuld.«

Er fuhr sich mit der Hand ins Haar, und für einen Moment sah es aus, als wollte er es sich nicht aus der Stirn streifen, sondern ausreißen. »Verstehe. Ich schwöre dir, Gorda aus der Steppe, dass ich die Gemeinschaft nicht verlasse und alles dafür tun werde, den Schattenfluch zu brechen. Wenn es sein muss, gebe ich mein Leben. Das schwöre ich, beim letzten Funken Ehre, den ich noch besitze.«

Das ist nicht viel, lag es Gorda auf den Lippen, doch sie hielt den Mund. Stattdessen sah sie Maigar in die Augen, die dunkelgrün waren wie der Wald der Berge. Ein unsicheres Flackern war darin, doch er meinte jedes Wort.

»Gut«, erwiderte sie daher nur und wandte ihren Blick der Ebene zu, wo am Tag zuvor Aurora und Torik gefallen waren.

So viel Elend, so viel Unglück, dass ihnen widerfuhr. Wie konnte das der Wille der Göttin Geedal sein? Warum beschützte sie ihre Auserwählten nicht? Stattdessen schien Unheil auf Unheil zu folgen und säte Zweifel in Gordas Herz.

Maigar räusperte sich. »Wie geht es dir? Drinnen in der Höhle ... für einen Moment dachte ich, er hätte dich umgebracht!«

»Mir?« Die Frage irritierte Gorda, und sie musste sich bewusst auf ihren Körper konzentrieren, um sie beantworten zu können.

»Gut. Mir ist nur kurz schwarz vor Augen geworden.«

Maigar nickte langsam und mied dabei ihren Blick. »Ich wünschte, ich könnte deine Aufgabe übernehmen, damit du ... ach.«

»Was?«, fuhr sie ihn an. »Damit ich was?«

»Damit du bei Noréy bleiben könntest.«

Sie musterte ihn. Etwas nagte an ihm, und es hatte nichts mit seinem Angriff zu tun.

»Sag, was du wirklich denkst, Maigar!«

Kurz richtete er seinen Blick in die Ferne und rang dann mit bebender Brust nach Atem. »Mir gefällt nicht, dass er mit ihr allein ist. Ihm ist nicht zu trauen!«

»Und das aus deinem Mund! *Wer* hat Noréy denn angegriffen?«, erwiderte sie bitter. Doch dann wurde ihr mit einem Schlag alles klar. »Du bist eifersüchtig!«

Es auszusprechen, versetzte ihr einen Stich. Ihre wachsenden Gefühle für ihn ... In was hatte sie sich da wieder verrannt? Genau wie damals bei Jahor. Doch bei dem Mirakler war es nur der erste Eindruck gewesen. Seine ungewöhnliche Erscheinung und die Verschlossenheit, die sie dazu reizte, hinter seine Fassade schauen zu wollen. Als sie das erreicht hatte, war es schnell vorüber gewesen. Sie passten nicht zusammen.

Maigar hingegen ... Das war ganz anders. Ihn hatte sie langsam kennengelernt, und während er nach und nach mehr von sich preisgab, Gedanken und Gefühle mit ihr teilte, hatte sie ihr Herz für ihn geöffnet.

Maigar wirkte wütend auf sich selbst, als wäre ihm längst klar, dass er sich verrannt hatte. »Alles in mir zieht zu ihr hin, Gorda.«

»Du hast dich in sie verliebt?«

»Ich weiß es nicht. Nein, es ist anders. Ihre Nähe ... Ich will in ihrer Nähe sein, sie unterstützen, sie ...« Er rieb sich über das Gesicht. »Das ist ja wohl deutlich schiefgegangen, was?«

In Gorda machte sich dennoch ein Funken Erleichterung breit. »Dir ist spätestens jetzt klar, dass Noréy und Jahor vom Schicksal aneinandergeschweißt sind. Zwischen die beiden passt kein Blatt. Selbst wenn sie einander wehtun, sich gar hassen und es mir wirklich nicht passt«, gestand sie. »Das, was du fühlst, fühle ich auch, seit dem Moment, in dem ich Noréy kennengelernt habe. Sie ist die Weltenweberin, wir sind ihre Begleiter. Es ist Magie, was du spürst, keine Liebe.«

»Magie«, wiederholte Maigar und wirkte ernüchtert. »Nur Magie. Bist du sicher?«

»Wie könnte ich das? Es ist *dein* Herz.« Sie musste sich abwenden, damit er ihr nicht ansah, wie sie wirklich fühlte. Ihr Schatten

flirrte kurz, die Illusion der Steine wurde einen Augenblick lang unscharf, dann hatte sie sich wieder im Griff.

Maigar schwieg eine Weile und blieb dabei unbeweglich wie eine Statue. Als würde er sich vollkommen von der Außenwelt abkapseln. Sie hatte schon einmal erlebt, wie er sich in Trance versetzte, und es verblüffte sie immer wieder.

Sie ahnte, was er tat, denn er hatte nicht nur Noréy schwer verletzt. Auch sein Schatten musste sehr gelitten haben.

Zum allerersten Mal hatte Gorda mit eigenen Augen gesehen, was ein Sonnenstein mit einem Schatten tat, und es erschütterte sie bis ins Mark.

Getrieben von seiner Eifersucht und der Sorge um sie, hatte Maigar nicht mehr nachgedacht und Jahor angegriffen ... mit dem Sonnenstein. Schlimmer hätte er seinen eigenen Schatten, der ihm gerade erst zu vertrauen begann, nicht betrügen können. Nichts rechtfertigte es, seinem dunklen Begleiter so etwas anzutun.

Schlagartig war Gorda klar geworden, wie sehr Jahor und sein Grauer in den vergangenen Tagen gelitten haben mussten. Sie hatten sich alle versündigt, weil sie nicht gegen Toriks Tat Einspruch erhoben hatten. Kein Wunder, dass Jahor sie alle hasste.

Ja, anfangs war es Gorda wie eine gerechte Strafe für den Mordversuch vorgekommen. Doch nein, nichts rechtfertigte, einen Schatten diesem Elend auszusetzen.

Doch nun war nichts davon mehr von Bedeutung. Torik war tot, ganz ohne Jahors Zutun.

Gorda musterte Maigar, der sich in diesem Moment wieder regte.

»Ich finde ihn nicht.« Seine Stimme brach. »Er ist ... fort.«

NORÉY

Da war etwas an ihrer Kehle, das sich anfühlte, als würden winzige Krallen über ihre Haut schaben, ohne sie ernstlich zu verletzen. Als würde dort ein kleiner Vogel ruhen, den Albträume plagten und zu zuckenden Bewegungen zwangen.

Aber Noréy war ohne Angst, denn sie war nicht allein in der Dunkelheit hinter verschlossenen Lidern.

Jemand war da, dem sie ihr Leben anvertrauen würde, jemand ... jemand, für den sie ihr Leben *geben* würde.

Aber warum?

Woher kam der weiche Geruch einer taufeuchten Wiese in warmer Sommernacht? Warum ächzte ihr Körper matt und erschlagen?

Sie wurde im Arm gehalten, sie wurde geschützt.

Schwach war sie, aber nicht allein.

Sie drückte sich an die Wärme neben sich, presste sich mit Wange und Ohr daran, bis sie Herzschlag und Atem vernahm.

Vertraut, so unendlich vertraut.

»Da bist du wieder«, flüsterte jemand, und sie hörte die Worte als tiefe Vibrationen in der Brust.

»Ruh dich aus, alles wird gut. *Meine Kraft ist deine, mein Leben, mein Schatten. Nimm, Weltenweberin*«, sagte die Stimme. Die Worte hingen schwer über ihr. Sie waren nicht einfach so dahergesagt, sondern besaßen Gewicht. Wie ein magiegetränkter Schicksalspruch, der von höheren Mächten gefällt wurde.

Und dann wusste sie plötzlich, wer es war. Wer es immer nur sein konnte. Nur er. »Jahor«, krächzte sie.

»Ja.« Er presste ihren Kopf an seine Brust. »Ich lasse dich nie wieder allein, das schwöre ich bei den Geschwistern der Nacht.«

»Das ... Das musst du nicht.« Die Worte kamen nur schleppend aus ihrem Mund, als hätte jedes einzelne eine lange Reise hinter sich.

Als sie dann die Augen öffnete, sah sie verschwommen seinen Mund vor sich, das energische Kinn, die feinen Linien seines Kiefers. Dünn und blass wie geheimnisvolle Zauberrunen verliefen Narben über Wange und Schläfe.

Klar wie durch ein Brennglas die grauen Augen, in denen Hell und Dunkel miteinander rangen, geheimnisvoll von dichten Wimpern beschattet. Da war Sorge in seinem Blick. Eine feine Falte trennte die Brauen und bestätigte ihren Verdacht. Etwas war geschehen, etwas Schlimmes.

Sie wischte den Gedanken beiseite, dass Jahor ihr nicht derart nahe sein sollte. Etwas war vorgefallen – sie hatte vergessen, was. Nur eins war mit aller Macht geblieben: ein Gefühl. Sie brauchte ihn jetzt, brauchte die vertraute Wärme, die starken Arme und seine kühne Selbstsicherheit.

Sie lagen auf hartem Boden, um sich ein heller werdendes Zwielicht, das nach und nach die Konturen einer Felsenhöhle freilegte.

Draußen zwitscherten Vögel, sprang Wasser gluckend und tosend über ein Bett aus Steinen.

Jahor hielt sie im Arm und strich ihr ganz langsam durchs Haar, während er sie unentwegt ansah, als würde er darauf warten, dass sich etwas änderte.

»Was?«, fragte sie leise.

»Dein Schatten, er ist so ... spürst du ihn?«

Wie zur Antwort fuhren winzige Krallen über ihre Haut. War er das, ihr Schatten?

»Ist er ...?«

»Warte, ich helfe dir ... vorsichtig.« Jahor nahm ihre Hand und legte sie auf das kleine, zitternde Bündel aus Federn und Fell. *Das* war er? Das war ihr Schatten? Noréy erschrak so sehr, dass sie zusammenzuckte.

»Was ... Was ist geschehen? Ich weiß nur noch, dass du dich selbst befreit hast, dann nichts mehr. Wie abgeschnitten.«

»Sonnenfeuer«, erwiderte Jahor, und seine Stimme vibrierte vor Zorn. »Sonnenfeuer war das. Maigar wollte mich treffen, aber du hast es auf dich gelenkt, um mich zu schützen. Auf deinen Schatten, nun ist er ... Ich glaube, er stirbt, wenn wir nichts tun.«

Nun wurde Noréy klar, dass sie nicht ihre eigene Schwäche fühlte, sondern die des Greifen. In ihrer Kehle begann es zu kribbeln, während sie enger und enger wurde. Indes lag der winzige Schatten nun still, als hätte er nur darauf gewartet, dass sie ihn ein letztes Mal wahrnahm. »Ich weiß nicht, was ich tun soll!«

»Du musst meine Schattenenergie mit deiner verknüpfen. Du bist die Weltenweberin. Mach aus zwei eins!«

»Was soll ich?« Sie verstand kein Wort. »Hilf mir hoch und erkläre mir, wie du das meinst.«

Er schob seinen Arm um ihre Schultern, richtete sie auf und sah sie dabei flehentlich an, seine Augen zwei hellgraue Strudel. In abgehackten Worten fasste er zusammen, wie er den göttlichen Geschwistern der Nacht erst jenseits des Wilden Randes begegnet war und dann erneut auf dieser Seite.

»Ich erinnere mich an den Geruch von Gras und feuchter Erde«, wurde Noréy klar. Zögernd legte sie eine Hand an seine Wange und suchte seinen Blick. »Ich kann nicht tun, was sie vorschlagen, Jahor. Ich weiß, wie sehr du deine Unabhängigkeit liebst. Die kann ich dir nicht nehmen, um nichts in der Welt.«

»Du verstehst nicht. Du wirst deinen Schatten verlieren. Du wirst sterben und Abrelien mit dir. Wir haben keine Wahl, du und ich. Eine Welt ohne dich kann und will ich mir nicht vorstellen. Lieber kette ich mich für immer an dich. Und ...«, er zögerte. »Und ich möchte auch, dass die vergiftete Saat des Hasses verschwindet. Ich werde meinen Teil tun.«

Sie ging nicht darauf ein, dass Jahor sich endlich für sein Schick-

sal entschied, denn er schien selbst noch ein wenig überrascht von der Entwicklung.

»Also verbinden wir unsere Schatten?«

»Ja.« Er wich kurz ihrem Blick aus. »Wobei du über meinen gebietest, ich aber nicht über deinen.«

Noréy spürte ganz deutlich, wie sehr ihm das missfiel, und trotzdem waren seine Zweifel längst ausgeräumt.

»Wenn ich mich an jemanden binden muss, dann gibt es keinen Menschen, den ich mir mehr an meiner Seite wünsche als dich. Ich habe versucht, ohne dich zu leben ... doch was war das für eine Zeit? Auf der anderen Seite habe ich so viel Schönes gesehen, und doch fühlte es sich an, als hätte etwas die Farbe aus meiner Welt gesogen. Ich konnte nur daran denken, was ich dir angetan habe und wie viel schöner es wäre, die wilde Welt des Westens gemeinsam mit dir zu erkunden. Tu es, Noréy, verbinde unsere Schatten und heile dich und deinen Greifen. Nimm es als Wiedergutmachung.«

»Jahor«, wisperte sie und kämpfte mit den Tränen.

Er küsste sie auf die Stirn. »Tue es, bevor ich nicht mehr genug Mut habe, um dich ein weiteres Mal aufzufordern.«

»Ich weiß nicht, wie es geht.«

»Du bist die Weltenweberin, Noréy. Die Götter werden dir den Weg zeigen.« Er hob seine Hände. Zwischen den Innenflächen wuchs sein Schatten zu einer dichten, wirbelnden Kugel, in der hin und wieder blaue Funken stoben. »Hier.« Ganz vorsichtig legte er ihr den Schatten in die Hände. Hauchfeine Nadeln rannen über ihre Haut, ohne zu stechen. Sie kannte den Grauen, und er kannte sie. Vorsichtig nahm sie den winzigen Greifen, der sich bis zu diesem Augenblick mit seinen Krallen an sie geklammert hatte, und hielt nun in jeder Hand einen Schatten.

»Leg deine Hände um meine, Jahor, und sage mir noch einmal, dass dies dein Wunsch ist.«

Er schwieg. Hatte alles gesagt.

Seine Hände waren so viel größer, dass ihre beinahe darin verschwanden. Noréy schloss die Augen und tastete nach dem Gewebe der Schattenwelt.

Jahors Essenz war hellblau wie der Winterhimmel an einem kalten Tag und die Funken seines Schattens. Ihre war grün und silbern, wie frisch ausgetriebene Birken und das Funkeln auf einem kleinen Waldbach, wenn er munter plätscherte.

Sie nahm beides, verwob es ineinander, zwirnte und zwirnte, bis die Essenzen so fein und eng versponnen waren, dass eine neue Farbe entstand. Ein schimmerndes, blasses Türkis.

Ganz deutlich sah sie nun Greif und Drache vor sich, wie sie einander musterten, dann vorsichtig aufeinander zugingen und schließlich verschmolzen, wie das Garn zuvor verschmolzen war. Eine noch formlose neue Kreatur erhob sich vor ihr. Größer war sie und stärker. Denn sie war zwei und doch eins.

Sie begann herumzuwirbeln. In der Oberfläche entstanden Strudel. Sie tranken die Farben, tranken Jahors Schattenessenz und ihre, bis beides so miteinander verquickt war, dass Noréy weder Anfang noch Ende entdecken konnte.

»Ich spüre es«, flüsterte Jahor ehrfürchtig. »Da ist ein Wirbeln in mir.«

»In mir auch«, erwiderte sie, ohne die Augen zu öffnen. Das zuerst fremde Gefühl entwickelte eine eigene Wärme. Was anfangs noch ein wenig fremd und abstoßend gewesen war, wich einer wohligen Vertrautheit.

Das Wirbeln wurde langsamer, bis es schließlich ganz zum Stehen kam. Es war fast vollbracht. Nun fehlte nur noch ein letzter Schritt, bei dem es sich vielleicht um den wichtigsten handelte. Der formlose Wust musste wieder zu getrennten Schatten werden. Sie zog sie sanft auseinander, als würde sie Wolle trennen, zupfte mehr, als zu reißen.

Die Schatten widerstrebten ihrem ersten Versuch, doch schließ-

lich standen sie wieder einzeln da, der graue Drache ein wenig dunkler als zuvor, der Greif mit aufgehellten Federspitzen und gräulichen Schwingen.

Wie aus weiter Ferne drang eine glockenhelle Frauenstimme zu ihnen. *Wenn Nacht und Nebel tanzen, zerspringt der Morgen in tausend Farben ...*

Als Noréy schließlich die Augen öffnete, blickte sie in Jahors blasses Gesicht, so ernst und unbewegt wie eine Maske. Er schien erst jetzt wirklich zu verstehen, was er getan hatte. Noréy konnte nichts besser machen, ihm dieses Leid nicht nehmen, denn sie hatte etwas gewonnen, was er verloren hatte: Macht. Macht über ihn.

»Ich werde es nie ausnutzen, Jahor«, flüsterte sie, während um sie herum ein See aus Schwärze schwappte. Ihr Schatten war wiederhergestellt, und er schien mächtiger als je zuvor.

»Hauptsache, du lebst.« Jahor blinzelte das Schimmern in seinen Augen weg und zwang sich zu einem Lächeln. Er hatte mit den alten Regeln seines Volkes gebrochen, für sie. Von nun an war er Teil der Auserwählten, statt die Neutralität der Mirakler zu wahren. Er hatte Noréy die Macht gegeben, seinen Schatten zu ihrem Willen zu nutzen, und ihr Wille war die Prophezeiung. Der Preis ihrer Rettung war seine Kapitulation.

In einer hektischen Bewegung streifte er sich das Haar aus der hohen Stirn. »Geht es dir besser?«

Noréy lauschte in sich hinein. »Als wäre nie etwas geschehen und besser.«

»Gut. Dann versprich mir, dass du das nicht noch einmal machst. Der Angriff galt mir, er hätte mich treffen sollen.«

Noréy schmiegte ihre Hand in seinen Nacken. »Das ist ein Versprechen, dass ich dir nicht geben kann, Jahor Sarevil.« Sie beugte sich vor, bis sich ihr Atem mischte, und bekam plötzlich Zweifel. Sollte sie ihn wirklich küssen? Er wich ihr nicht aus, aber ... Es fühlte sich so richtig an.

»Worauf wartest du?«, flüsterte er, während alles in ihr nur noch eines wollte: Endlich diesen Graben zwischen ihnen überwinden. Endlich wieder die Seine werden und er der Ihre. »Ist das vernünftig? Nun, da wir aneinander gebunden sind?«

»Wann haben wir je etwas Vernünftiges getan?«

RALUCA

Sie hatten am Vortag das Rote Tal durchquert und an seinem westlichsten Ende ihr Lager aufgeschlagen. Ralucas Unruhe wuchs ins Unermessliche. Ohne die Gardisten und Wirker ihrer Leibgarde hätte sie schneller reisen können, doch sie brauchte die Männer. Spätestens wenn sie in Ber Glanden eintrafen.

Abgeschnitten vom Netz ihrer Spione, fühlte sie sich blind. Sie konnte Tauben nach Arboressea und in die Stützpunkte im Westen senden, aber keine würde zu ihr zurückkehren, solange sie auf Reisen war.

Sie sah den Männern dabei zu, wie sie das Lager abbrachen und die Pferde sattelten. Nichts davon ging ihr schnell genug. Es änderte auch nichts, wenn sie versuchte, sie anzuspornen. Diese Gardisten waren ihre Lebensversicherung, sie sollten ihr gerne dienen. Keiner war ein Faulpelz oder arbeitsscheu.

Raluca zwang sich dazu, ihnen den Rücken zuzudrehen und ein wenig Abstand vom Lager zu gewinnen, um den Kopf freizubekommen. Statt Ruhe zu finden, kehrte alter Ärger zurück. Was hatte Maigar für ein Potenzial besessen!

Vielleicht wäre es besser gewesen, ihn früh an sich zu binden. Doch Raluca war vorsichtig gewesen, zu vorsichtig, wie sie jetzt begriff. Natürlich war sie nicht seine Tante, auch wenn er sie so ge-

nannt hatte. Zwischen ihnen lagen nicht eine, sondern drei Generationen, und jede davon hatte ihr die vielversprechendsten Nachkommen nach Arboressea gesandt. Die ersten hatte sie noch wie ihre eigenen Kinder behandelt, doch keines der Mädchen und Jungen hatte ihre Ansprüche erfüllt. Starke Wirker, ja, das waren sie zweifellos geworden. Aber um eines Tages in ihre Fußstapfen zu treten? Dazu hatte keines der Kinder getaugt.

Maigar aber ... Er war gut gewesen. Womöglich gut genug.

Ein Rascheln ließ sie aufmerken.

Sofort begann ihre linke Hand zu schimmern, während ihre Rechte zum Schwertgriff fuhr.

»Nicht nötig, alte Kampfgefährtin«, klang da eine raue Stimme, die sie schon seit beinahe einhundert Jahren nicht mehr gehört hatte. Ihre Sinne spielten ihr Streiche. Kein Wunder, hier auf dieser Reise nach Ber Glanden, dem Ort, wo so viele Träume ihr Ende gefunden hatten.

Nun leuchtete ihre Hand derart hell, dass sie sich selbst blendete. Sie ließ sie sinken. »Zeig dich.«

Der Mann, der nun hinter einer abgestorbenen Zirbe hervortrat, war fremd und vertraut. Sein Haar war schütter geworden, die Stirn noch höher, und er trug nun einen kurzen, gepflegten Bart. Seine Tunika war von einem dunklen Grau, doch die Innenseite seines Mantels war purpurn gefüttert. Vieles schien sich im Laufe der Zeit geändert zu haben, nur seine alte Eitelkeit nicht.

Er musterte sie mit gleicher Neugier, während sie versuchte, sich den Schrecken nicht anmerken zu lassen, der ihr kurz das Herz gefroren hatte. »Ich wusste, dass du dahintersteckst«, sagte sie leise, nahm die Hand vom Schwert, behielt aber das erwachte Sonnenfeuer in der Linken. Sicher war sicher.

»So schnell vergesse ich meine Ziele nicht, Schwester.« Er lachte trocken und ein wenig höher, als man von einem Mann seiner Statur erwartete. Auch das war wie früher.

Er nannte sie Schwester, obwohl sie nicht blutsverwandt, sondern nur auf derselben Kriegsschule geschmiedet worden waren.

»Was tust du hier?«

»Ich lebe nicht weit von hier, und als ich erfahren habe, dass du erneut auf dem Weg ins Rote Tal bist, und diesmal nicht in Begleitung einer Armee ... Nun, da musste ich dich einfach sehen.«

Es klang so harmlos, doch nichts an Durr Roiskot verdiente dieses Wort. Einst der mächtigste Schattenmagier Abreliens, hatte er nicht viel von der Macht eingeübt, die er einst auf Ber Glanden gewirkt hatte.

Als sie schwieg, fuhr er fort. »Du glaubst also auch, dass die Ausgewählten gefunden sind?«

»Mir reicht, dass die Schattenbändiger es glauben und aus ihren Löchern gekrochen kommen.«

»Du hasst sie.«

Raluca nickte. Jeder, der ihr nahegestanden hatte, war durch einen von ihnen gestorben. Doch ihre eigene Vergangenheit war gerade nicht von Interesse. »Die Schattenbestien ... Das warst du, nicht wahr? Warum meine Stadt?«

»Ich dachte, es würde dir nützen, unserem Volk nützen.«

»Du hättest mich einweihen können.«

»Du bist schlecht zu erreichen, Raluca.« Wieder lachte er. »Woher soll ich wissen, welcher lausige Spion zu dir gehört und wer zu den anderen Fraktionen?«

Sie nickte. »Vielleicht brauchen wir dein kleines Kunststück noch einmal, wenn ich die Schattenbändiger vernichtet habe. Danach gibt es nur noch uns.«

Sein Blick flackerte zu ihrer Hand. »Ich habe mich nie dem Licht unterworfen.«

Sie wusste es. Natürlich wusste sie es. Sonst hätte er die Schattenbestien nicht unter seine Herrschaft zwingen können. Dass er sich ihr nun ausgerechnet auf ihrem Weg nach Ber Glanden offenbarte,

schien Raluca wie ein Zeichen der Götter. Nein, *eines* Gottes. Orrothan. Dem Herrn des Krieges und der ruhmreichen Toten.

»Fürstin Legién? Wir sind zum Aufbruch bereit!«, rief der Hauptmann ihrer Garde. Raluca sah ihrem alten Kampfgefährten Durr Roiskot in die Augen. »Komm mit uns.«



JAHOR

Es fühlte sich nicht an, als hätte er etwas verloren, wurde ihm mit Erleichterung klar. Ganz im Gegenteil.

Vielleicht würde er seine Entscheidung irgendwann verfluchen, aber niemals bereuen. Wie hätte er bereuen können, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihr Leben zu bewahren, nachdem Noréy es so leichtfertig riskiert hatte, um ihn zu retten?

Vorsichtig beugte er sich vor, ganz behutsam, bis er die Wärme ihrer Haut spürte und alles verschwamm.

Flatterhaft berührten sich ihre Lippen, dann war ihre Hand in seinem Nacken, liebkosten ihre Finger den Haarwirbel, den sie schon vor fast einem halben Jahr zu ihrem persönlichen Eigentum erklärt hatte.

Ein wohliger Schauer lief ihm den Rücken hinunter und hinterließ eine angenehme Schwäche. Er ließ sich in dieses Gefühl fallen, in diesen Kuss, der auf gewisse Weise wie ein erster Kuss war. Denn beide waren sie nun verändert und einander über die Zeit und das Erlebte fremd geworden.

Ihr schweres, weiches Haar brachte schnell Erinnerungen zurück. Er ließ den Zopf durch seine Hand gleiten, dick wie ein Tau.

Noréy schien schnell wieder mit ihm vertraut. Nichts war vergessen. Winzige, wohlplatzierte Berührungen entfachten kleine Feuer, die rasch zu Bränden zusammenfanden und ihm jeglichen Gedanken und auch die Zweifel aus dem Kopf merzten. Doch er riss sich zusammen und schob sie sacht von sich. »Sosehr ich mich auch völlig in deinen Armen vergessen möchte, Noréy, wir sollten nicht ...«

Ernüchtert rückte sie ein wenig von ihm ab und sog für einen Moment die Unterlippe ein, dann senkte sie den Blick, als genierte sie sich plötzlich.

»Gorda wird mir den Hals umdrehen.«

»Dann bekommt sie es mit mir zu tun«, erwiderte er ernst und dachte mit leisem Triumph an Maigar. Wie hatte er je glauben können, der Arboressaner würde vielleicht Noréys Herz gewinnen?

»Gehen wir zu ihr.«

»Kannst du gehen?«

»Probieren wir es aus.«

Sofort war er auf den Beinen und half ihr hoch. Sie wankte kurz. »Hui.«

»Schwindelig?«

»Ja, aber ich glaube, das liegt an dir.« Ihr zweideutiges Lächeln weckte alle möglichen Regungen in seinem Körper, nur für klaren Verstand sorgte es nicht.

Jahor ging auf Abstand und versuchte, sich zu sammeln, während sie ihre Schuhe anzog. Vorsichtig lockte er seinen Schatten hervor und ließ ihn als Kugel vor sich schweben. Er hatte kaum Stärke eingebüßt, doch in seinem Inneren kreisten nun schwarze Schlieren, und hin und wieder mischte sich unter die blauen Funken ein wenig Türkis.

»Ich bin so weit«, verkündete sie.

Er folgte ihr schweigend aus der Höhle und durch das Geröllfeld, jederzeit bereit, ihr zu helfen, wenn sie unsicher wurde. Doch

sie brauchte ihn nicht. Er konnte kaum fassen, wie schnell sie sich erholt hatte.

Sie gingen an den Pferden vorbei, die auf einem ebenen Stückchen grasten, dann streckte Noréy ihren Arm aus, und Jahor ergriff ihre Hand.

Nein, sie wollte nicht geheim halten, dass sie nun wieder zusammengehörten. Der Blick, mit dem sie sich nach ihm umsah, ließ ihn ein wenig wachsen.

»Ich kann Maigar nicht davonschicken«, sagte Noréy, und in ihren Augen stand die Bitte, es ihnen allen nicht zu schwer zu machen.

Erstaunlicherweise waren das Brennen in seiner Brust, all der Zorn und vielleicht auch ein wenig von seinem Hass nicht mehr da. Er ahnte, wo sie tief in ihm vergraben lagen, doch derzeit hatte er nicht vor, daran zu rühren.

»Wenn er mich angreift, wehre ich mich. Aber ich beginne keinen Streit, versprochen. Ich denke, vorerst ist er gestraft genug.«

Jahor hob ihre miteinander verflochtenen Hände und drückte einen Kuss auf ihre Knöchel. Dabei sah er sie mit Verschwörer-miene an.

»Du bist gemein.« Sie lächelte, wusste scheinbar genau, dass Maigar mehr für sie empfand als Freundschaft, ließ es aber unausgesprochen.

Auch auf dem kurzen Anstieg zum Plateau ließ sie seine Hand nicht los. Gorda sah sich zu ihnen um, sobald sie die leisen Schritte hörte. Er sah ihr die Erleichterung an, Noréy wieder bei Kräften zu erblicken. Dann bemerkte sie die Nähe zwischen ihnen, und ihr Blick verfinsterte sich. Dass sie dennoch nicht Gift und Galle spuckte, rechnete Jahor ihr hoch an.

»Es geht dir besser«, sagte sie nur feststellend.

»Ich denke, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass Jahor mir das Leben gerettet hat. Er hat seine Schattenessenz mit mir geteilt.

Sonst würde ich wohl noch immer bewusstlos in der Höhle liegen und nicht wissen, was mit mir geschehen ist.«

Gorda nickte und schien Jahor zähneknirschend Achtung zu zollen. Das war die einzige Regel, die es zwischen ihm und ihr gab: Wenn es darum ging, Noréy zu unterstützen, zogen sie an einem Strang. »Und wie lange wird das so gehen?«

»Für immer«, sagte Jahor schnell. Es fühlte sich noch immer unheimlich an.

»Oh«, entwich es Gorda nur, und sie wurde ein wenig blass.

»Wo ist Maigar?«, fragte Noréy.

»Er wollte abhauen, aber ich habe ihm das Versprechen abgenommen zu bleiben, bis wir unser Schicksal erfüllt haben. Es wird eine Weile dauern, bis er euch wieder in die Augen sehen kann. Im Moment versucht er, seinen Schatten wiederzufinden, nachdem er ihn so missbraucht hat.

Dieser Kerl ist ein einziges finsternes Labyrinth aus Zweifeln und Schuldgefühlen, die ihm keiner abnehmen kann. Das Schlimmste ist, er hat sich das alles selbst zuzuschreiben.« Sie wies mit dem Kinn talwärts, wo sie nun Maigars Silhouette zwischen Felsbrocken erkennen konnten. Er hatte sie noch nicht bemerkt.

Jahor wollte nicht mehr an seinen ehemaligen Konkurrenten denken. Im Tal lag Nebel, und der hatte ihn auf eine Idee gebracht. »Kannst du die Illusion noch eine Weile aufrechterhalten, Gorda?«

»Ich denke schon. Wenn sie erst einmal erschaffen ist, kostet sie kaum noch Kraft. Nur mein Schatten langweilt sich, aber da muss er durch. Warum?«

»Ich möchte mit Noréy nachsehen, wie es den Meistern ergangen ist. Die Nebel ziehen günstig. Solange die Sonne so niedrig steht, können wir unbemerkt bleiben.«

Noréy ließ seine Hand los und sah ihn erschrocken an, dann nickte sie. »Wir bleiben nicht lange fort, versprochen. Aber Gewissheit zu haben ...«

Gorda stand auf und umarmte Noréy vorsichtig. »Natürlich, das verstehe ich. Wir werden ihr Andenken hochhalten und unser Schicksal erfüllen, auch für sie.«

Wie aus dem Nichts entstand Schattennebel. Der lange Schlangenhals des Drachen war nur als Schemen zu erkennen, doch er war da, und Jahor kostete es einiges an Überzeugung, seinen Schatten so formlos wie möglich zu halten und weit zu strecken wie eine echte kleine Nebelbank.

Letzte Miraklerenergie tanzte funkelnd durch die weiche Watte. Sie traten Hand in Hand hinein, bis sie auf einen Körper stießen, der sich verdächtig nach einem Drachen anfühlte.

»Seitdem ich so lange auf der anderen Seite war, ist er stur. Seit dem Sonnenstein noch mehr, als hätte der Kampf gegen den Kristall zwar seine Kraft geraubt, aber seinen Willen gestärkt.«

»Irgendwann musst du mir alles von der anderen Seite erzählen«, sagte Noréy, während sie sich von ihm auf den Rücken seines Schattens helfen ließ. Ihr eigener schwebte als winziger schwarzer Tropfen an ihrer Seite, damit er das Aussehen des Nebels nicht störte.

Jahor setzte sich hinter Noréy. Ganz kurz zögerte er, dann legte er die Arme um ihre Mitte, und sie drückte sich an ihn.

Langsam löste sich der Schattennebel vom Boden und schob sich an Gordas Illusion vorbei, als würde er zwischen den Steinen hindurchsickern. Auch über dem Wasser stand Nebel. Sie schlossen sich dem natürlichen Dunst an und bewegten sich schleichend von der Felswand fort.

»So langsam«, flüsterte Noréy und drückte sich mit dem Rücken an ihn. Er hätte gerne mehr von ihr gespürt, doch dies war weder der richtige Ort noch die richtige Zeit. Selbst für ihn fühlte es sich verkehrt an.

Würden sie gleich übel zugerichtete Leichen finden? Wie würde Noréy reagieren? Und was würde es für ihn selbst bedeuten? Aurora

war in den vergangenen Jahren immer da gewesen, sie gehörte zu seinem Leben, ob er wollte oder nicht.

Sosehr sie sich seiner am Anfang wohl nur angenommen hatte, weil er der Letzte eines Volkes war und zur Prophezeiung passte, liebte sie ihn doch wie einen Sohn. Er hatte sich dagegen gewehrt. Innerlich und später auch, indem er ihr Gemeinheiten an den Kopf geworfen hatte. Doch sie verzieh ihm jedes böse Wort ... wie eine echte Mutter.

Nun hatte sie womöglich das letzte, größte Opfer gebracht, das ein Mensch einem anderen bringen konnte, und allein die Vorstellung ließ etwas in ihm hart und scharfkantig werden.

»Ich will nicht um sie trauern, aber ich weiß, dass ich es tun werde«, gestand er leise.

»Aurora?«

»Ja. Ich habe ihr unrecht getan.«

Noréy legte ihre Hände über seine. »Sie hat es dir sicher verziehen. Meine Mutter würde es.«

»Sie ist nicht ...« Er brach ab.

Der Wind hatte aufgefrischt, und sie trieben nun schneller voran. Unter ihnen wechselte sich goldbrauner Fels mit Kiesflächen, in denen Büsche und Bäume wie Inseln verteilt waren. Gras wuchs in Linien, wo der Wind Humus angetrieben hatte.

»Hier! Hier muss es gewesen sein«, flüsterte sie, und fast im selben Moment wurde ihr Rücken ganz fest. »Schau!« Sie streckte den Arm aus, und dann sah er es auch. Bräunlich rote Flecken, die auf dem harten Boden getrocknet waren. »Ist das Blut?«

Schweigend ließ Jahor sie tiefer sinken, bis ihre Füße den Boden berührten. Es fühlte sich an, als würde sich ein halbes Dutzend Schlangen in seinem Magen winden, sich fest und fester ineinander verknoten. Ihm wurde ein wenig schlecht, doch nicht, weil er kein Blut sehen konnte.

Mit einer überflüssigen Handbewegung dirigierte er den Nebel

in alle Richtungen, bis er sie wie ein weicher, grauer Kranz umgab. Sie selbst standen in der Mitte wie im Auge eines Sturms, über sich den blauen Himmel und vor sich Blut. Sehr, sehr viel Blut.

Noréy wies den Weg, und er folgte wie benommen. Sah Scharten im Boden, wo eine Schwertspitze oder ein Kriegshammer hineingefahren waren. Entdeckte einen Kleidungsfetzen, ein verlorenes Messer und dann einen abgebrannten Wacholderstrauch.

»Feuer?« Noréy nahm irritiert einen dünnen Ast vom Boden auf, der sofort zwischen ihren Fingern zu Asche zerfiel.

»Sonnenfeuer. Es waren Wirker«, entfuhr es ihm. Gegen die konnten Aurora und Torik nur verloren haben. Mit einem einzigen kampffähigen Schatten war es unmöglich, länger als nur ein paar Augenblicke durchzuhalten.

»Suchen wir sie«, sagte Noréy leise und ging mit vorsichtigen Schritten weiter. Jahor lenkte den Schatten. Öffnete hier und da neue Perspektiven im Nebel, während er andere Bereiche wieder verbarg.

»Da, schau«, keuchte Noréy, und dann rannten sie beide los und vergaßen einen Moment lang jegliche Vorsicht. Doch dann kam wieder Vernunft in Jahor, und er fasste sie am Arm. Es konnte eine Falle sein. Alles. Überall. Auch das tote Pferd im Gebüsch. Hufe ragten aus dem Dickicht.

Die Stute hatte Brandverletzungen, der Bauch war bereits ein wenig aufgedunsen.

Noréy strich dem Tier über das Maul und ging dann auf die andere Seite, in der Erwartung, dort Auroras leblosen Körper zu entdecken. Doch von der Meisterin fehlte jede Spur.

Ein Stück weiter fanden sie dann zwei Leichen. Ihre Körper waren aufgeschlitzt, als wären sie mit riesigen Schattenklingen angegriffen worden. Nicht weit entfernt stießen sie erneut auf verbranntes Buschwerk. »Unsere Verfolger sind Wirker, jetzt bin ich mir sicher«, grollte Jahor.

»Was macht das für einen Unterschied? Sie dürfen uns so oder so auf keinen Fall einholen.«

Ein Knacken ließ Jahor ruckartig innehalten. »Psst, beweg dich nicht«, raunte er ganz dicht an ihr Ohr gepresst.

Blitzschnell zog er den Nebel um sie zusammen wie einen Vorhang. Beide atmeten sie viel zu laut. Er hatte etwas gehört, ganz sicher.

Metall klirrte. Rüstungsteile rieben schabend aneinander. Dort liefen Krieger, die sich keinerlei Mühe gaben, sonderlich leise zu sein.

Noréy sah zu ihm auf und presste sich einen Ärmelsaum über Mund und Nase. In ihren Augen stand die Angst. Jahor fühlte sein Herz schneller schlagen. Alles in ihm vibrierte. Er zog den Nebel um sich wie einen Mantel und tat dasselbe für Noréy. Mit Glück kannten die Fremden nur schwarze Schatten und hatten noch nie den eines Miraklers gesehen. Das konnte ihre Rettung sein.

»Verdammter Nebel, in der Suppe sieht man seine eigene Hand nicht vor Augen«, fluchte der eine.

»Wie sollen wir da jemanden finden?«

»Gar nicht, die Spuren sind kalt.«

»Angeblich soll einer von denen fliegen können. Die sind längst auf und davon, wenn du mich fragst.«

»Dich fragt aber keiner.« Eine Rüstung schepperte, als ein Mann dem anderen kameradschaftlich auf den Rücken schlug.

Sie lachten, als wäre es das Harmloseste auf der Welt, sechs Menschen zu verfolgen und ermorden zu wollen.

Noréy sah zu ihm auf. Fragen in ihren weit aufgerissenen blauen Augen. Sie presste ihre Hand um den Griff ihres Dolchs. Ihr Schwert hatte sie nicht dabei.

Sollten sie die Situation ausnutzen und die beiden überwältigen?

Jahor schüttelte den Kopf. Er würde nicht zulassen, dass Noréy, nur Stunden nachdem sie mit dem Tod gerungen hatte, einen Kampf mit ungewissem Ausgang begann.

Kein Risiko.

Sie nickte langsam, löste die Hand. Die Zeit schien so schleppend zu verstreichen, dass es kaum auszuhalten war.

Ganz vorsichtig wichen sie mal in die eine, mal in die andere Richtung aus, um nicht entdeckt zu werden, dann endlich hörten sie die beiden Krieger nicht mehr.

Noréy schlang erleichtert ihren Arm um seine Mitte, drückte ihn kurz und reckte sich zu ihm hinauf. Er neigte den Kopf, damit sie ihm etwas ins Ohr flüstern konnte.

»Wollen wir weitersuchen?«

»Aber vorsichtig.«

»Immer.« Ein trauriges Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie brauchte das hier. Musste Toriks Leiche finden, um seinen Tod wirklich akzeptieren und verstehen zu können. Jahor wusste genau, wie sich das anfühlte. Das hätte er ihr gerne gesagt, doch sie waren zum Schweigen verurteilt.

Als seine Eltern im Sturm des Wilden Randes starben, hatte er als kleiner Junge lange an der Vorstellung festgehalten, sie wären nur mitgerissen worden oder in irgendeinem Versteck untergeschlüpft. Diese Hoffnung auszumerzen, war ein schweres, schmerzhaftes Stück Arbeit gewesen. Noch heute ertappte er sich in Träumen dabei, weiterhin zu hoffen. Das Aufwachen tat Jahr um Jahr gleichermaßen weh.

Er hielt Noréys Hand, kümmerte sich um den Nebel und sah sich aufmerksam um. Blutgeruch ließ ihre Köpfe fast gleichzeitig herumschnellen. In einer Vertiefung hatte sich eine Lache gebildet, die von einer bräunlichen, gekräuselten Haut bedeckt war. Fliegen summten darüber.

Noréy ging in die Knie, hob etwas auf und drückte sich die Faust auf den Mund, um nicht zu schreien.

Jahor ließ sich neben sie sinken und strich ihr über die Wange, bis sie ihn ansah. Ihre Unterlippe zitterte, dann hielt sie ihm einen

Beschlag hin, der geschwärzt war wie Toriks Rüstung. Er erkannte die Verzierung nicht, doch für Noréy schien es eindeutig zu sein. Sie war von ihm. Die Größe der Blutlache ließ keinen Zweifel zu. Einige dünne Schleifspuren wiesen nach Süden, doch dann verloren sie sich.

»Warum haben sie ihn mitgenommen und ihre eigenen Toten liegen gelassen?«, wisperte sie.

»Vielleicht um zu beweisen, dass sie zumindest einen Teil ihres Auftrages erfüllt haben«, riet Jahor. Sonst fiel ihm kein Grund ein. »Sie suchen nur noch nach uns, komm.« Er erhob sich langsam und streckte ihr die Hand hin. »Wir werden nichts mehr finden.«

Sie zögerte, holte tief Luft, drückte eine Hand neben die Blutlache auf den Fels und schloss die Augen.

Sie betete wohl.

Jahor suchte die Umgebung im Süden ab, doch sein eigener Schatten, vermischt mit Nebel, nahm ihm die Sicht. Mit jedem verstreichenden Herzschlag wuchs seine Unruhe. Doch Noréy schien alles um sich herum zu vergessen. Schon wieder musste sie Abschied nehmen.

Komm endlich!, dachte er und trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, zog seinen Schatten enger um sich. Doch das Gefühl blieb.

Ein Rascheln hinter ihnen. Dort waren Büsche, soweit er sich erinnerte. Es konnte alles sein, ein Vogel, eine Felsenratte ... Jahor hatte die Hand bereits am Dolch, als er aus dem Augenwinkel einen mannsgroßen Schemen wahrnahm.



NORÉY

Sie schrak im gleichen Moment hoch, als Jahor ihr auch schon einen heftigen Stoß vor die Schulter verpasste und sie fast unkontrolliert auf die Hüfte stürzte. Sie fing sich mit den Händen ab, landete mit beiden in der Blutlache und zuckte zurück.

Jahor stieß ein Keuchen aus. Metall schlug auf Metall, als er mit einem Fremden die Klingen kreuzte. Noréy sah ein Schwert durch den Nebel schimmern, dann nur noch Schemen.

In einem Anflug von Panik riss sie den Dolch aus ihrem Gürtel und formte mit der anderen Hand eine Klinge aus Schatten. Schon beim Versuch, aufzustehen, strauchelte sie.

Als sie schließlich doch stand, war der Schattennebel so dicht, dass sie nichts mehr sah. Den Geräuschen blind nachzulaufen, wäre fatal gewesen.

Irgendwo dort kämpfte Jahor um sein Leben ... und sie konnte nichts tun. Sosehr sie sich auch konzentrierte, ihr Schatten war nicht bei vollen Kräften. Bei den Göttern, seine Stärke reichte ja nicht einmal aus, um die einfachsten Schattenwaffen zu formen! Je mehr Energie sie in die Klingen gab, desto unsicherer wurde sie auf den Beinen.

Was sollte sie nur tun?

Um Jahor beizustehen, musste sie ihn ja erst einmal finden!

Vorsichtig folgte sie den Geräuschen. Die Männer schenken sich nichts. Der Schattennebel warf seltsame Echos von rasch aufeinander treffenden Klingen und angestrengtem Atem. Noch hatte sie keinen Laut vernommen, der auf eine plötzliche Verwundung deutete.

Geedal, steh deinem Auserwählten bei, flehte Noréy. Ich brauche ihn.

Und noch immer setzte sich der Nebel schier übermächtig in ihren Augen fest und verdammt sie zur Untätigkeit.

Sie machte zwei vorsichtige Schritte, dann ließ sie die Schattenklingen los und behielt nur ihren Dolch in der Hand. Das Herz klopfte ihr bis in die Kehle hinauf. Sie musste doch etwas tun können, verdammt!

Ein Keuchen, irgendwo neben ihr. Jahor.

Mit schierer Willensanstrengung schob sie den Nebel zur Seite, sah wieder die beiden Schemen, und dann wurde ihr schlagartig bewusst, welches Geschenk ihr Jahor gemacht hatte. Sie fasste nach dem neu gewebten Band und besaß plötzlich die Kontrolle über seinen Schatten. Der Graue wehrte sich nicht einmal. Auf einen Gedanken hin zog er sich zurück, auch wenn es seinem eigenen Bestreben widersprach.

Konnte sie von seiner Kraft zehren, oder würde das Jahor schwächen? Noréy ließ es nicht darauf ankommen. Sie folgte den Kämpfern nun, bereit, ihren Dolch einzusetzen.

Jahor wirkte lang und schmal neben dem älteren, voll gerüsteten Kämpfer. Aber auch wendiger. Sie hatte ihn trainieren sehen, doch dies war anders. Ernster, kontrollierter. Er durfte seinem Gegner keine Gelegenheit für einen Hieb geben, keinen einzigen. Denn Jahor war ungepanzert.

Blitzschnell tauchte er unter Schlägen hinweg und wich Stichen aus, die Noréy längst von den Beinen geholt hätten.

Warum nutzte Jahor seinen Schatten nicht? Da fiel ihr das schwache Schimmern auf der linken Hand des Fremden auf. Ein Wirker!

Er schien entweder immer wieder die Konzentration zu verlieren, weil Jahors Angriffe blitzschnell auf ihn einprasselten, oder er hielt es nicht für nötig.

Noréy blinzelte, dann sah sie mit einem Mal das Gewebe der Schattenwelt, das sich halb transparent wie eine zweite Haut über ihre Sicht legte. In feinen Linien zog es sich durch den Nebel und spleißte in unendlich viele, feinste Enden auf. Dort, wo der Wirker war, wichen sie zurück, und über seiner Hand mit dem Sonnenstein waren sie zum Zerreißen gespannt. Ein Funke nur, und sie wären ganz entzwei.

Hinter Jahor liefen zahlreiche Fäden zusammen und verzwirrten sich an seinem Rücken zu einem einzigen festen Strang.

Nun schnellte er vor, lenkte das Schwert des anderen mit seinem eigenen ab und stieß seinen Dolch vor. Er erwischte den Mann auf Kniehöhe am Bein. Der keuchte, strauchelte. Jahor setzte nach, doch er hatte nicht mit der blitzschnellen Reaktion seines Kontrahenten gerechnet. Der griff nun energischer an, ließ sämtliche Vorsicht fahren und durchbrach Jahors Deckung.

Die Klinge traf ihn an der Seite. Jahor strauchelte wie von seinem eigenen Schatten gezogen rückwärts, was dem Wirker den entscheidenden Augenblick gab, um sein Sonnenfeuer heraufzurufen. Schon überzog Licht seine Hand.

Noréy sah das Schattengewebe zurückweichen, als geriete es in Panik, und mit einem Mal wusste sie ohne jeden Zweifel, dass sie keinen weiteren Lichtangriff überstehen würde, ohne auf Wochen ihre Kraft einzubüßen. Das durfte auf keinen Fall geschehen!

Sie fasste Jahors Schattenessenz und ihre eigene und stieß beide mit aller Kraft in alle Felsritzen und Lücken im Boden, die sie finden konnte. Zugleich hielt sie ein winziges Stückchen zurück und warf es dem Wirker von hinten in die Kniekehlen.

Jahor versuchte, dem Angriff auszuweichen, und hob zusätzlich sein Schwert, wie um das Licht abzuwehren.

Der Wirker feuerte und verlor zugleich seinen Stand, als der verfestigte Schatten gegen seine Beine krachte. Er verfehlte Jahor um ein Haar, entzündete eine junge Kiefer und jagte den Rest seines Lichts in den Himmel. Schlagartig verdampfte ein Teil des natürlichen Nebels. Doch was war das? Seine Hand glühte noch immer unheilvoll. Es war beängstigend. Im Gegensatz zu Maigar hatte er sein Sonnenfeuer unter Kontrolle. Was bedeutete: Mit der einen Entladung war es noch lange nicht vorbei.

Sie mussten ihn aufhalten! Aber wie?

Wie sollte sie ...?

Mit einem Schrei stürzte Jahor nach vorn. Das Schwert mit beiden Händen fassend, hieb er auf seinen Gegner ein. Zugleich bemerkte Noréy, wie er an der Schattenessenz zerrte, die sie noch immer zum Schutz vor weiteren Lichtangriffen im Boden verborgen hielt.

Widerstrebend gab sie Jahor die Kontrolle zurück.

Der sog unbemerkt einen Teil der Dunkelheit über die Fußsohlen in seinen Körper und drang zugleich weiter mit dem Schwert auf den Wirker ein. Dessen Hand pulsierte blendend hell, doch noch war er nicht bereit.

Sie mussten das kleine Zeitfenster zwischen den Entladungen nutzen.

Noréy stolperte näher wie eine Motte, die vom Licht angezogen wurde. Sie wusste, dass sie nur verlieren konnte. Aber Jahor diesen Kampf allein austragen lassen? Niemals!

Verschwindel!, gab er ihr mit einem wütenden Blick zu verstehen.

Flink kreuzte er die Klingen mit dem Fremden, warf sich mit der Schulter in einen Angriff und stieß ihn rückwärts, zugleich haschte er mit einer Schattenschlinge nach dessen Beinen.

Doch der Mann fiel kein zweites Mal darauf herein. Sein Sonnen-

feuer flackerte auf, und er hatte Noréy entdeckt, sah genau in ihre Richtung, weil sie den Nebel hatte verschwinden lassen.

»Mich! Mich willst du!«, fuhr Jahor ihn an und warf eine graue Klinge. Schon sog er mehr von seiner Magie in sich, doch der Wirker lief bereits rückwärts, um sich für den nächsten Angriff mit Sonnenfeuer bereit zu machen.

Noréy würde das nicht zulassen.

Bei den Göttern, sie war die Weltenweberin! Und sie würde nicht erlauben, dass erneut jemand sein Leben für sie in die Waagschale warf! Vor allem nicht Jahor, den sie doch gerade erst wieder in ihr Herz gelassen hatte!

Mit einem verzweiferten Schrei konzentrierte sie sich wieder auf das magische Gewebe und zerrte es wie ein Netz um die Beine des Wirkers.

»Jetzt!«, rief sie Jahor zu, und der zögerte nicht. Er rannte auf den Mann zu, der erneut mit seinem Gleichgewicht kämpfte. Erschrocken lenkte er sein Sonnenfeuer abwärts. In dem Moment, in dem er es losließ, hatte Noréy das Netz fahren lassen. Gleißend fuhr der Lichtstrahl in den Stein, zugleich warf Jahor dem Mann grauen Schatten ins Gesicht, der wie zäher Kleister hängen blieb, fegte sein Schwert zur Seite, blockierte den Arm mit mehr Schattenessenz und stieß ihm die Klinge in einem Aufwärtsschwung tief in den Körper.

Noréy riss die Barriere aus magischem Nebel wieder in die Höhe, bis sie in einer Insel klarer Luft zurückblieben.

Ein Schwert fiel scheppernd zu Boden. Das Licht des Wirkers erlosch. Er sackte in die Knie und sah mit weit aufgerissenen Augen zu ihnen auf.

Jahor kniete sich vor ihn und fasste seinen Harnisch mit einer Hand, mit der anderen presste er ihm eine Schattenklinge gegen die Kehle. »Wer schickt euch? Raus damit.«

Der Mann starrte noch immer zu ihr hinauf, statt Jahors Frage zu

beantworten. Es war unheimlich. Er schien genau zu wissen, wen er vor sich hatte. Noréy jedoch war für den Augenblick taub für sein Leid, für das seltsame Sehnen in seinem Blick. Sie hatte einzig Angst um Jahor.

Er war viel zu nah an ihm dran. Auch ein sterbender Wirker konnte seine Lichtmagie noch für einen finalen Schlag mobilisieren. »Sei vorsichtig!«

Sie trat um Jahor herum, dessen Schattenklinge erstes Blut forderte, bis sie die linke Hand des Fremden sehen konnte, oder zumindest das, was von ihr übrig war. Schattenkrallen hatten eine klaffende Wunde gerissen, und darunter, in einer roten Lache auf dem Fels, lag der Sonnenstein. Mit einem Gefühl von aufwallendem Zorn trat sie die kleine Gemme zur Seite und zertrümmerte sie mit dem Heft ihres Dolchs.

Der Wirker kippte um.

»Wer schickt euch?«, flüsterte Jahor noch einmal, lehnte sich dabei auf dessen Brust und ließ die Klinge zum Auge wandern. Alles in Noréy schrie, er müsse aufhören, sofort aufhören! Aber sie tat es nicht, denn sie brauchten diese Information.

Sobald die Schattenklinge sein Augenlid berührte, begann der Wirker zu zittern. »Die Herrin Legién«, keuchte er in höchster Verzweiflung. »Die Herrin Raluca Legién schickt uns!«

»Maigars verfluchte Tante!«, stieß Jahor hervor und ließ den Mann los. Der sackte zurück auf den Stein. Sein Atem ging raselnd. Sein Blick veränderte sich, als würde er blind für diese Welt und zugleich bereits die Tore von Orrothans Hallen sehen können. Dann erschlaffte sein Körper.

»Was ist mit Torik und Aurora? Frag ihn!«

Jahor sah mit dunklen Strudeln in den Augen zu ihr auf und schüttelte langsam den Kopf. »Zu spät.«

Sie waren bereits eine Weile schweigend nebeneinanderher gegangen, als Noréy merkte, wie Jahor sich, immer wenn er sich unbeobachtet glaubte, die Hand auf die Seite drückte.

Um seinen Hals baumelte das goldene Nhalys-Amulett des Toten als makabere Trophäe seines Sieges. Noréy kritisierte ihn nicht dafür. Vielleicht war es das, was er brauchte, wenn es ihm schon verwehrt geblieben war, den Schwur, den er seinen Eltern gegeben hatte, zu erfüllen. Er hatte einen seiner Widersacher zur Strecke gebracht.

Nun blieb er stehen, legte einen Finger an seinen Mund und lauschte. Irgendwo vor ihnen plätscherte es. Ob es der Wasserlauf war, der sie zu ihrem Versteck führen würde? Noréy hatte die Orientierung verloren, aber Jahor schien noch genau zu wissen, wo sie hinmussten. Kein Grund also, es ihm auf die Nase zu binden.

Eine Bachdrossel piepste ihren monotonen Gesang, ansonsten war nichts zu hören. Irgendwann würden ihre Verfolger den Toten finden und wissen, dass sie noch in der Nähe waren.

Dann sollten sie spätestens zurück in der Klamm sein.

Vorsichtig stieg Jahor die steile, mit struppigem Gras bewachsene Böschung hinab, bis er im Wasser stand. Während er auf sie wartete, schob er endlich sein Schwert zurück in die Scheide.

Als Noréy zu ihm aufschloss, lichtete sich der natürliche Nebel kurz, und die tief stehende Sonne ließ sein Gesicht noch etwas kantiger aussehen als sonst. Er spannte die Kiefermuskeln an und kniff die Augen ein wenig zusammen.

»Du bist verletzt«, flüsterte sie.

»Es ist nichts.«

Sie nahm seine Linke, mit der er immer wieder unauffällig seine Seite berührt hatte und die er nun zur Faust ballte. Energisch strich sie seine Finger auseinander. Da war Blut! Jede Menge.

»Ich hab nicht getropft«, protestierte er mit schiefem Grinsen.

»Darum geht es nicht!«

»Oh doch, es ist das Einzige, worum es jetzt geht. Komm. Ich lass dich erst nachsehen, wenn wir in Sicherheit sind.« Und damit stapfte er stur davon.

MAIGAR

Sein Schatten strudelte und strudelte, als wäre er ein lebendes, fühlendes Wesen, das den Verstand verloren hatte. In der Halle, die Maigar für sein Innerstes geschaffen hatte, um Ordnung an einen Ort zu bringen, an dem es keine Ordnung gab, hetzte sein panischer Schatten im Kreis um ihn herum.

Er versuchte zu fliehen, war aber durch die Bindung zu seinem Herrn gezwungen, am Ende dieser unsichtbaren Nabelschnur im Kreis zu hetzen. Maigar erinnerte es an ein wildes Pferd, das die Nähe eines Menschen ertragen musste, weil es eingezäunt war. Auch die rannten an der Barriere auf und ab und suchten kopflös nach einem Ausweg, wo es keinen gab. Jeder Weg führte zurück ins Zentrum.

Maigar versuchte, so viel Ruhe auszustrahlen wie möglich, doch die konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er das mühsam erkämpfte Vertrauen zwischen ihm und seinem dunklen Begleiter auf die schlimmstmögliche Art zerstört hatte. Eigentlich wusste er, dass er es nicht wiederbekommen würde. Nicht so schnell. Vielleicht nie.

Er sank auf die Knie, während die Angst des Schattens weiterhin als kalter Schauer über seine Haut huschte und ihm die Haare zu Berge stehen ließ.

Es tut mir leid! Hör doch, es tut mir leid, alles! Komm zurück, bitte!

Er beugte sich vor, presste die Hände auf die Augen, bis auch dort nur noch Dunkelheit war. *Bitte!*, flehte er verzweifelt, dann wurde

seine Kehle so eng, dass er keinen Laut mehr hervorbrachte. Tränen brannten in seinen Augen. Er hatte von Anfang an alles falsch gemacht. Begonnen mit seiner Ausbildung zum Wirker über seine seltsame Liebe zu Noréy, die vermutlich nicht mal welche war, bis hin zu seinem größten Fehler. Seiner verdamnten Eifersucht, die ihn beinahe nicht nur seinen Schatten gekostet hätte, sondern auch die Frau, um die sich seine Welt zu drehen schien, seit er ihr zum ersten Mal im Traum begegnet war.

Er wollte nie wieder aus dieser Meditation aufwachen und ihr ins Gesicht sehen müssen. Wenn er nur seinen Geist hätte vom Körper trennen können – er hätte es getan und diese verdamnte Welt verlassen.

Doch er konnte und durfte nicht. Gorda war klug genug gewesen, ihm einen Eid abzunehmen, damit er nicht an seiner eigenen Schuld zugrunde ging ... die kluge Gorda. Hätte er nur auf sie gehört, sich mehr an sie gehalten.

Stattdessen hatte er auch ihre Freundschaft mit Füßen getreten. Nun gab es niemanden mehr, der für ihn eintrat, nicht einmal mehr sie.

Maigar? Maigar, wach auf! Ihre Stimme. Kaum dachte er an Gorda, trat sie in seine innere Halle, um vorwurfsvoll auf ihn herabzublicken. Er würde sich daran gewöhnen müssen, dass auch ihre warmen braunen Augen eine eigene Kälte entwickeln konnten und ihn dann all die Verachtung sehen ließen, die er verdiente.

»Maigar, verdammt! Bei Orrothans faulen Totenfingern, es reicht!« Er wurde grob an der Schulter gefasst und geschüttelt, bis selbst sein ängstlicher Schatten seine Raserei aufgab und als wabernde Wolke stehen blieb. Dies war kein Teil seiner Vorstellungskraft mehr. Mühsam richtete er sich auf, als eine saftige Ohrfeige auf seine Wange knallte und ihn mit einem Schlag ins Diesseits katapultierte.

Er riss die Augen auf und sah Gorda breitbeinig vor sich stehen, die Hände in die Hüften gestemmt. »Es reicht jetzt! Du hast genug

Zeit in deinem Jammertal verbracht, Maigar Legién! Du wirst gebraucht.«

»Was? Wo?« Er sah sich irritiert um.

Über ihnen brannte die Sonne vom Himmel. Er musste Stunden in der Meditation verbracht haben.

»Hol dein Schwert! Noréy und Jahor kommen zurück, und sie sind nicht allein.«

Er verstand nichts mehr. Doch Gorda ließ keinen Raum für Fragen. Er war sofort auf den Beinen, ignorierte die Taubheit vom langen Sitzen und rannte, als hinge sein Leben davon ab. Wie durch ein Wunder schaffte er es heil über das Geröllfeld bis in die Höhle, riss seinen Gürtel mit dem Schwertgehenk an sich und rannte den ganzen Weg zurück zu Gorda.

Als er bei ihr ankam, brannte seine Wange noch immer von der Ohrfeige. Er folgte Gordas Blick und sah Noréy und Jahor durch das Wasser auf sie zugehen. Der Mirakler lief ein wenig gebeugt. Zum Schutz zogen sie seinen grauen Schatten wie eine dünne Nebelbank hinter sich her.

»Warum fliegen sie nicht?«, war das Einzige, was ihm einfiel. Er hatte Jahors täuschend echte Wolke einmal gesehen und nie vergessen.

»Weil der Wind von Westen kommt, du Dummkopf.«

Er nickte betreten, dann entdeckte er, was Gorda so in Aufruhr versetzt hatte: zwei Krieger in voller Rüstung.

Sie holten schnell auf und schienen von den beiden unbemerkt.

Maigar schluckte und schnallte sich seinen Gürtel um.

»Ich gehe, du hältst die Illusion.«

»Maigar!« Sie hielt ihn am Arm fest, zwang ihn dazu, sie anzusehen. Da war etwas Weiches in ihrem Blick, das er nicht erwartet hatte. »Du magst ein Dummkopf sein, aber einer, den ich nicht verlieren will. Versprich mir, dass du nichts ... Dass du ...« Sie räusperte sich. »Pass auf dich auf, ja? Ich will dir noch wochenlang

Feuer unterm Hintern machen für den Mist, den du heute gebaut hast. Nimm mir das nicht.«

Nun musste er doch grinsen. »Versprochen.«

»Dein Sonnenstein?«

Er griff in seine Tasche. »Hier.« Er hielt ihn ihr hin. Es war besser, er käme gar nicht mehr in die Versuchung.

»Nein, nimm ihn mit.«

»Was?«

»Geh, Maigar! Ich werde versuchen, dich von hier oben aus zu unterstützen, sobald sie nahe genug dran sind. Am besten, du wartest meinen Angriff ab. Heute ist nicht der Tag, um als Held zu sterben.«

»Und wann dann?«, erwiderte er bissig, während sein Puls bereits in die Höhe schnellte und seine Arme und Schultern mit Hitze flutete.

»Frühestens, wenn wir Abrelien gerettet haben!«, erwiderte sie großspurig.

»Versprochen«, rief er über die Schulter zurück und sah aus dem Augenwinkel, dass sie versucht hatte, ihn zum Abschied zu berühren, als hätte sie ihm bereits verziehen ... Als sähe sie etwas in ihm, das er nicht erkennen konnte.

Er lief durch ihre Schattenillusion. Schicht um Schicht glitt zurück, bis er am schmalen Uferstreifen des kleinen Wasserlaufs stand. Noréy und Jahor befanden sich weniger als einhundert Schritte entfernt auf einer Kiesfläche, die von Sturzfluten aufgehäuft worden war.

Maigar rannte los. Sobald sie ihn bemerkten, blieben die beiden stehen, statt sich zu beeilen. Maigar winkte hektisch, und endlich schienen sie zu verstehen. Jahor zog den Nebel dichter an sich, doch Noréys Schatten war nur das: ein gewöhnlicher Schatten.

Als er sie erreichte, schlug ihm Jahors hasserfüllter Blick entgegen. »Was willst du, Wirker?«

»Ihr werdet verfolgt! Verschwindet«, drängte er sie.

Jahor zog sein Schwert und schnellte herum, doch seine Bewegung wirkte abgehackt, nicht bewundernswert geschmeidig wie sonst. Er war verwundet!

»Nein! Das übernehmen Gorda und ich. Bring Noréy in Sicherheit!« Er wagte nicht mal, ihr in die Augen zu sehen. Ausgerechnet er sprach nun von ihrer Sicherheit.

Jahor zögerte. »Wir sollen einem Wirker trauen? Wer sagt, dass du nicht zu den Häschern deiner Tante überlaufen willst? Uns in den Rücken fällst?« Dann fasste er Noréy an der Hand.

»Du hast recht, ich bin Wirker«, erwiderte Maigar in altem Trotz und dachte zugleich an Gordas Worte. Zum Schutz der Weltenweberin war jedes Mittel recht.

Es tut mir leid, wandte er sich in Gedanken an seinen Schatten. *Gib mir deine Kraft, damit ich sie mir nicht nehmen muss.*

Er streifte den Sonnenstein über. Doch dieses Mal war es anders. Der Kristall steckte nicht unter seiner Haut, hatte sein gieriges Geflecht nicht durch Maigars Fleisch gegraben. Er konnte entscheiden, wann er sich der Kraft des Schattens bediente!

Nur dieses Mal noch. Ich verspreche dir, wir werden lernen zusammenzuarbeiten.

Es fühlte sich an, als würde sein Schatten kleiner und kleiner zusammenschrumpfen. Auf dem Boden neben ihm war nur ein gewöhnlicher, dunkler Schemen zu erkennen, während sich in seinem Inneren die pure Schattenessenz zu einer Kugel ballte. Es würde für den Sonnenstein ein Leichtes sein, sie zu erbeuten.

Maigar zog sein Schwert und presste aus alter Gewohnheit die Linke an die Brust, dann bog er aus dem Bachbett ab, hob seine Waffe zum Zeichen an Gorda und verbarg sich zwischen mehreren großen Felsbrocken. Hier würde sein Licht ihren Schatten nicht stören.

Nun, da Jahor und Noréy fast am Eingang zur Klamm waren, hob sich auch der letzte Nebel, und vor Maigar breitete sich der

mäandernde Wasserlauf mit seinen niedrig bewachsenen Böschungen aus.

Wenn die beiden Krieger im gleichen Tempo weitergelaufen waren, dann müssten sie nun jeden Moment vor ihm auftauchen. Er sah zur Klamm mit der täuschend echten Illusion zurück, an deren Fuß nun eine kleine Nebelbank waberte und sich in Schlieren auflöste.

Noréy war in Sicherheit. Ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Nun musste nur er noch seinen Teil tun. Zweifellos war er hier, um zu töten. Und er war bereit dazu, schluckte die Zweifel herunter, bevor sie wie Kieselsteine in seinem Hals wuchsen.

Er lauschte angestrengt, dann riskierte er es, seine Augen für die Länge weniger Herzschräge zu schließen. Sofort sah er den kleinen Ball Schattenessenz vor sich, ein pechschwarzes Knäuel, das sich unablässig in dünne Stränge aufteilte und wieder zusammenfügte. Vorsichtig erweckte er den Sonnenstein, der sich warm auf der Haut anfühlte, ohne zu brennen. Kein bisschen mehr wie ätzende Säure, die sich in ihn fraß. Das war neu.

Bitte, dachte er und legte all sein Gefühl in dieses Wort. Die Kugel aus Dunkelheit flimmerte auf, versuchte zurückzuweichen, doch er hielt sie fest, hielt sie allein mit seinem Willen, bis sie sich beruhigte. Erst dann ließ er das Adergeflecht des Sonnensteins näher kommen, schuf eine gedankliche Barriere wie einen Schutzwall um die Schattenessenz und ließ nur eine hauchfeine Ader hindurchwachsen, die sich wie ein Schirm aufspannte, statt sich wie ein Dolch in die lebendige Schwärze zu bohren.

Es würde Zeit brauchen, auf diese Weise Kraft zu erhalten. Zeit, die er womöglich nicht hatte.

Sein Schatten war so nahe, als würde er sich an Maigars Herz pressen und mit ihm schlagen. Ein stetes Pulsieren, das nun quälend langsam in seinem eigenen Tempo Energie zur Verfügung stellte. Es reichte nicht.

Maigar öffnete die Augen und sah in diesem Moment die beiden Krieger näher kommen. Ein geübter Blick auf Kettenhemden und Harnisch, und er wusste, dass es schlachterprobte Kämpfen waren, aber wenigstens keine Wirker, zumindest nicht dem ersten Eindruck nach. Vorsichtig zog er mit der Linken zusätzlich seinen Dolch, auch wenn der kaum zum Parieren taugte. Es war besser als nichts, Sonnenfeuer würde er kaum genug zur Verfügung haben, auch wenn der Stein bereits ein wenig schimmerte. Er drückte ihn gegen die Falten seiner Tunika.

Wann wollte Gorda angreifen?

Mit wachsender Ungeduld sah er die Männer näher kommen und schließlich an ihm vorbeigehen. Der vordere, kleinere schien ein exzellenter Fährtenleser zu sein. Nun hob er sogar einen Stein aus dem Bachbett, als würde er seinem Begleiter etwas erklären wollen.

Der wirkte ungeduldig, sah sich den Kiesel aber dennoch genau an. Dann veränderte sich schlagartig etwas, als hätte die Luft plötzlich einen anderen Geschmack oder als gäbe es ein Geräusch, das nur ganz knapp außerhalb des Hörbereichs lag. Was es auch war, Maigar wusste, was nun kam.

Ein Schattenangriff.

Maigar erwartete ein halbes Dutzend armlanger Speere aus purer Schwärze, doch Gorda ging geschickter vor, perfider. Die Geschosse waren winzig, und als sie endlich für das menschliche Auge zu erkennen waren, war es längst zu spät.

Die Luft war voll von ihnen, und einzig die Felsen retteten Maigar davor, sich in ein lebendes Nadelkissen zu verwandeln.

Die beiden Krieger schrien zugleich auf. Einer fuchtelte, als würde er von Wespen angegriffen, der andere war schlimmer dran. Eine der Schattenklingen hatte sein Auge verletzt.

Mit jagendem Herzen wartete Maigar einen kurzen Moment ab, doch offenbar hatte Gorda keinen weiteren Angriff geplant.

Jetzt gib mir, was du hast!, rief er in sein Innerstes hinein. Der Sonnenstein flammte auf. Angenehm warmes Licht überzog seine Hand. Er kam aus seiner Deckung, reckte in derselben Bewegung den Arm nach vorn und ließ sein Sonnenfeuer los. Mehrere Strahlen rasten auf die Männer zu.

Er traf die Gesichter, die Hände und ein Bein, dann rannte er auch schon los und hieb mit aller Kraft auf den halb geblendeten Kämpfer ein. Der Mann brach zusammen, doch sein Kamerad war nicht so leicht zu bezwingen. Maigars erster Hieb prallte an der Plattenrüstung ab, der nächste streifte nur, dann brachte der Mann sich kurz außer Reichweite, um dann selbst anzugreifen.

Oh verdammt, war er schnell.

Obwohl ihm das Blut aus zahlreichen kleinen Wunden in die Augen lief, schien es ihn nicht zu behindern.

»Ich ... Ich kenne dich doch«, stieß Maigar hervor. Sein Gegner stammte wie er aus dem Wasservolk, Haut und Haarfarbe verrieten es. Seine Nase war leicht gekrümmt und hatte eine kleine Narbe auf dem Rücken, die nur in bestimmten Lichtwinkeln zu erkennen war.

»Natürlich kennst du mich, Bürschchen!« Er spie aus, wischte sich mit dem Ärmel über den Mund und ging geduckt zum nächsten Angriff über.

Maigar legte alles hinein, was er in vielen Jahren des Fechtunterrichts gelernt hatte, und erreichte doch nichts. »Aus der Leibwache.«

Der Mann nickte knapp, während Maigar verdaute, dass er einen Elitekämpfer seiner Tante vor sich hatte. Ihn zu besiegen ... da brauchte er Glück und den Beistand der Götter. Oder den seines Schattens. Aber war der überhaupt noch in der Lage, weitere Schattenessenz zur Verfügung zu stellen? Er hatte keine Zeit, in sich hineinzulauschen, dafür kamen die Attacken zu schnell.

Der Krieger begann, Maigar vor sich herzutreiben. Erst merkte er

es kaum, dann, als es ihm schlagartig bewusst wurde, stießen seine Füße bereits gegen scharfkantiges Geröll und dornige Ranken, die sich wie Fußangeln darin verkeilt hatten. Er versuchte einen Ausfall und scheiterte. Dolch und Schwert gekreuzt, wehrte sein Gegner ihn ab und stieß ihn zurück.

Schon lief Maigar der Schweiß in Strömen vom Leib, während sein Herz irgendwo weit oben in der Kehle klopfte.

Er fiel auf einen angetäuschten Hieb herein, seine Blockade ging ins Nichts, er versuchte auszuweichen, doch da biss der Stahl schon in seinen Oberarm, und ihm fiel der Dolch aus der Hand.

»Schon müde, Maigar?«, spottete sein Gegner.

Er überwand den Schmerz und fasste sein Schwert nun mit beiden Händen. Mehrfach versuchte er, sich freizukämpfen, doch der Krieger trieb ihn wieder und wieder ins dornenverseuchte Geröllfeld, und dann geschah doch, was Maigar mit allen Mitteln zu verhindern gesucht hatte: Er verding sich mit dem linken Fuß und strauchelte einen winzigen Augenblick.

Der nächste Angriff kam schnell und heftig. Maigar wehrte ihn ab und versuchte, auf die Beine zu kommen, doch sein Knöchel steckte zwischen Geröll und Dornen fest und erwiderte seine Bemühungen mit beißendem Schmerz.

Der Krieger sonnte sich in seiner Überlegenheit. Er würde derjenige sein, der Maigar Legien zur Strecke brachte. Sicher hatte Raluca ein Kopfgeld ausgesetzt. Wieder und wieder ließ er sein Schwert mit wenig Finesse, aber großer Kraft auf ihn niedersausen. Maigar blockierte, so gut er konnte, doch schon schmerzten seine Arme bis hinauf in die Schultern.

Sobald der Sonnenstein zu flackern begann, griff sein Gegner vermehrt von der Seite an und machte auch den letzten Rest Konzentration zunichte.

Es würde enden. Es würde genau hier mit ihm enden. Unrühmlich erschlagen von einem Schergen Ralucas. Schlussendlich würde

sie siegen. All die Fäden, die sie wie eine Spinne im Netz dirigierte, liefen nun doch ganz genau so zusammen, wie es gut für sie war.

Niemals im Kopf aufgeben, sonst ist der Kampf verloren, bevor dein Gegner dich besiegt hat!

Die Worte seines Schwertmeisters schienen wie in Eisen geätzt. Sie leuchteten wie zur Mahnung auf, und Maigar mühte sich, dagegen anzukommen, doch was sollte er tun?

Er kämpfte auf Knien, sein Sonnenfeuer war verbraucht, und er kam einfach nicht gegen seinen Widersacher an.

Die Zeit schien sich schier ins Endlose zu dehnen, während er mit wachsender Verzweiflung wieder und wieder hoch über dem Kopf parierte. Schon kam es ihm vor, als könnte er die Arme kein weiteres Mal heben, dann kam der nächste Schlag, und er schaffte es wieder ... gerade so.

Vielleicht war das die verdiente Strafe für den Angriff auf Noréy ... aber hatte er nicht auch Gorda ein Versprechen gegeben?

Die nächste Parade führte er mit einem Schrei, doch der Krieger lachte nur. »Gib auf! Ich verspreche ... dir ... einen schnellen ... Tod.«

»Niemals!«, schrie er und schlug nach seinen Beinen, der nächste Hieb zischte über seinen Arm hinweg und traf die Schulter ... dann wurde plötzlich alles schwarz.



GORDA

Nein!« Sie erstickte den Schrei mit ihrer Faust.

Schon seit einer schier unendlichen Weile kämpfte Maigar auf Knien. An seiner Stelle hätte sie schon längst verloren, doch er focht mit beinahe übermenschlichem Geschick gegen einen überlegenen Gegner.

Wieder und wieder wehrte er die unmöglichsten Angriffe ab.

Sie verstand nicht, warum er nicht wieder auf die Beine kam.

Er drehte ihr den Rücken zu.

Gorda hätte ihm so gern geholfen, doch so, wie die Positionen verteilt waren, hatte sie keine Wahl. Sie würde entweder beide treffen oder keinen.

Als Maigar nun diesen unmöglichen Ausfall versuchte, sackte ihr das Herz bis in die Magenrube. Er schnellte vor wie eine zubeißende Giftnatter, erwischte den Krieger tatsächlich am Bein, doch dann holte der aus, und Maigar war zu langsam.

Das Schwert traf ihn an der Schulter. Mit dem Schwung hätte es ihm Fleisch und Knochen zerfetzen müssen, ungerüstet, wie er war.

Deshalb hatte sie geschrien und die Augen zusammengekniffen. Als sie diese nun wieder öffnete, kniete Maigar noch immer, doch

da war noch etwas. Eine Schwärze, die sich emporgehoben und ihn verteidigt hatte. Sein Schatten war zum Schild geworden, und nun schlang sich der Dunkle um die Beine des Angreifers und brachte ihn zu Fall. Im gleichen Moment warf Maigar sein Schwert.

Dann geschah eine ganze Weile nichts.

Maigar kniete da und schien Atem zu schöpfen. Schließlich nahm er die Hände zu Hilfe, um aufzustehen. Etwas war mit seinem Fuß. Er saß fest.

Gorda wäre nun gerne zu ihm gelaufen und hätte ihm geholfen, doch sie durfte ihre Position nicht verlassen, falls noch mehr Verfolger auftauchten.

Daher musste sie die Illusion aufrechterhalten, auch wenn die Konzentration an ihren Nerven fraß.

Noréy war nicht in der Lage, sie abzulösen, und Jahor verwundet. Wie schwer, damit hatten die beiden nicht herausgerückt.

Also blieb ihr nur, die Stellung zu halten und sich in Geduld zu üben. Am Bachlauf war Maigar nun dazu übergegangen, die Toten in ein nahes Dickicht zu zerren. Dann begann er, Steine aufzustapeln. Typisch. Gorda konnte nur den Kopf schütteln über so viel Ehrgefühl, das zugleich in solchen Leichtsinn mündete.

Statt sich aus dem Staub zu machen, um neugierigen Blicken zu entgehen, beerdigte dieser stolze Trotzkopf seine Gegner. Diese Steinhäufen waren alles andere als unauffällig.

Sie sah ihn müder und müder werden, während die Sonne ihre Bahn entlangkroch und längst sämtlichen natürlichen Nebel davongebraunt hatte. Bis er fertig war, hatte Maigar weder eine Pause gemacht noch etwas getrunken. Nun endlich stolperte er zu dem kleinen Wasserlauf, sank auf die Knie, trank und tauchte kurz den Kopf unter.

Auf dem letzten Stück hatte er es plötzlich eilig. Einen Schwertgurt samt Waffen in den Händen haltend, tauchte er in ihre Illusion aus Schatten und machte sich an den kurzen Aufstieg. Kurz bevor

er bei ihr ankam, blieb er stehen und hob den Blick. In seinen grünen Augen schimmerten Unsicherheit und die Frage, ob er einen Teil seiner Schuld abgegolten hatte.

Das sonst so lockige Haar klebte glatt und von Wasser schimmernd an seinem Kopf, was seinem Gesicht einen seltsam rohen und verletzlichen Ausdruck verlieh.

Über allem schwebte der Nimbus eines Menschen, der zum ersten Mal getötet hatte. Sie hatte ihn dort hinausgeschickt, hatte all das mit ihren Worten in Gang gesetzt, ohne darüber nachzudenken, was es für ihn in aller Konsequenz bedeuten würde.

Mit letzter Kraft und gebeugtem Kopf kam er die fehlenden Schritte auf sie zu. Gorda streckte die Hand aus, nahm seine Rechte in ihre und drückte sie. Seine Haut war aufgerissen, wund und warm, nachdem er ganz allein Steine für zwei Gräber aufgeschichtet hatte. Es war sein Versuch einer Buße gewesen, die nichts am Geschehenen ändern oder bessern konnte.

»Es tut mir leid«, brachte sie hervor.

Ein kurzes Zittern lief durch seine Hand, dann erwiderte er ihren Druck fester. »Ich kannte ihn.«

Hinter ihm flackerte ihre Illusion vom Geröllfeld wie Hitzeblimmern in der Wüste.

Er hatte den Mann gekannt, den er erschlagen hatte? Was für eine schreckliche Vorstellung. Schlagartig wurde ihr flau.

»Die Illusion«, mahnte Maigar leise.

Gorda gab sich einen Ruck und zwang ihren Fokus zurück auf ihre Aufgabe. Sie durfte ihre Freunde jetzt nicht im Stich lassen. Sofort war alles wieder an seinem Platz.

»Bist du verletzt?«

Maigar sah an sich hinab, als wäre sein Körper taub. Als versagte er sich aus Selbstschutz jegliches Gefühl. Auch Schmerz. Seine Tunika war schmutzig und an mehreren Stellen zerrissen. Er schob den Stoff zur Seite und fand schließlich Blut an seinem linken Arm.

»Tut es weh?«

Er zuckte mit den Schultern und hielt ihr das Schwertgehenk hin, das er einem der Toten abgenommen hatte. »Hier.«

Gorda sah ihn irritiert an. »Was ist damit?«

»Es ist für dich. Leichter als deines und viel besser. Es passt zu dir.«

Zögernd nahm sie die Waffe an und betrachtete die verzierte lederne Scheide. Auf Bronzebeschlägen waren Gazellen und Wüstenblumen abgebildet. Ornamente ihres Volkes.

»Er muss es gestohlen haben«, wurde ihr klar.

»Ja. Doch er wird es nun nicht mit in Orrothans Hallen nehmen.«

Es schien ihm wichtig, also drückte Gorda die ungewöhnliche Gabe an ihre Brust. »Danke.«

Maigar wandte sich von ihr ab.

»Warte!«

»Was? Ich laufe nicht weg.«

»Dann bleib hier.« Sie wies auf den Platz neben sich. »Bleib hier und erzähl mir, wie es sich angefühlt hat, gemeinsam mit deinem Schatten zu kämpfen.«

Stolz huschte über sein Gesicht und vertrieb für einen Moment das erlebte Grauen.

Maigars Hand ging zu seinem Gürtel, wo der Sonnenstein in seinem Riemengeflecht hing, und strich darüber.

»Ich denke, ich habe jetzt verstanden, wie es geht, wie ich Wirker und Schattenbändiger zugleich sein kann ...«

NORÉY

Erst nachdem er stur ihr kleines Tal in der Klamm abgeschritten hatte, um nach verborgenen Zugängen zu suchen, die ihre Gegner nutzen könnten, um ihnen in den Rücken zu fallen, willigte Jahor endlich ein, seine Wunden versorgen zu lassen.

Als Noréy aus der Höhle zurückkam, wo sie Verbandszeug geholt hatte, saß er am Bachlauf auf einem Stein in der Sonne, seine blutbesudelte Tunika bereits ausgewaschen neben sich. Auf seiner Haut glitzerten Wasserperlen, und Noréy wurde mit einem Schlag bewusst, dass sie ihn nun wieder berühren dürfte. Seine bloße, leicht gebräunte Haut und den feinen Haarwirbel in seinem Nacken vor sich zu sehen, verursachte ein durch und durch unangebrachtes Ziehen in ihrem Unterleib.

Bevor sie noch vollkommen die Fassung verlor, versuchte sie, sich ins Gedächtnis zu rufen, was Meisterin Eline ihnen über die Versorgung von Schnittwunden beigebracht hatte. Am liebsten hätte sie alles, was ihr in den Sinn kam, gleich wieder vergessen. Denn wahrscheinlich würde sie nähen müssen, und schon die bloße Vorstellung weckte Fluchtgedanken in ihr.

Als er sie kommen hörte, sah sich Jahor über die Schulter hinweg nach ihr um. Plötzlich stand die Zeit still. So, genau so würde sie diesen Augenblick in ihrem Herzen festhalten. Wie er dort vor den goldroten Felsen saß, das Wasser zu Füßen und mit dieser unausgesprochenen Sehnsucht in den Augen.

»Hab ich etwas an mir?«, fragte er nüchtern, doch in den Mundwinkeln wartete bereits ein Lächeln.

»Ja, mich, wenn du nicht aufpasst«, erwiderte Noréy schnell und überbrückte die kurze Distanz.

Er sah mit einem erwartungsvollen Grinsen zu ihr auf. Doch der Wunsch, ihn zu küssen, verflog schlagartig, als sie den klaffenden Schnitt über seinen Rippenbögen sah, aus dem ein steter Blutstrom floss. Die nasse Haut ließ die Wunde noch dramatischer aussehen, als sie ohnehin schon war.

In Noréys Bauch schien sich alles zu verknoten, während sie mit den nächsten Worten rang. »Müssen wir ... Du kannst das doch mit Schatten verschließen, oder?«

»Warum sollte ich? Dann kann ich ihn für nichts anderes mehr nutzen. Es ist nur oberflächlich, wenn du willst, nähe ich es selbst.«

Noréy presste den Mund zu einem dünnen Strich zusammen. »Ich mach das schon«, sagte sie mit einem Seufzen und kam sich dabei sehr mutig vor.

Sie stellte die Tasche ab, nahm etwas ausgekochten Leinenstoff, wischte vorsichtig das Blut von der Haut, faltete ihn einmal zusammen und gab ihn Jahor. »Drück das auf die Wunde, bis ich so weit bin.«

»Zu Befehl, meine Königin.«

»Verspote mich nicht. Wenn ich noch einen Moment länger darüber nachdenke, dass ich gleich Nadeln durch deine Haut stechen muss, die ich viel lieber küssen würde, dann laufe ich schreiend davon. Also überleg dir genau, was du sagst, Jahor Sarevil!«

Er strich ihr mit zwei Fingern über die Wange, bis sie ihn ansah. Seine Augen besaßen nun ein warmes, tröstendes Grau. »Davonlaufen? Du? Das würdest du nicht tun, Noréy. Denn du bist die tapferste, mutigste Frau, die ich kenne. Was sind da schon ein paar Nadelstiche? Erstens bist du Weberin, Weltenweberin sogar, und zweitens ... zweitens habe ich es verdient.«

»Nicht hilfreich. Aber danke.« Sie drückte ihm einen hastigen Kuss auf den Mund, der sofort die Sehnsucht nach mehr weckte, und nahm sich das Verbandspaket vor.

Da waren die Nadeln, der Faden und ein Tiegel Salbe aus Blut-

efeu und Wundsumach für danach. Von ihr im Unterricht selbst angemischt.

Noréy setzte sich auf einen niedrigen Stein neben Jahor und fädelt den Faden ein, der aus nichts anderem als dem ausgekochten Schweifhaar eines Pferdes bestand.

»Du wirst ja ganz blass«, sagte Jahor. Sämtlicher Spott war nun aus seiner Stimme geschwunden.

»Ja, was glaubst du denn, wie ich mich fühle?« Sie mied den Blick in seine Augen, und er ließ schweigend die Hand mit dem Verband sinken. Noréy rückte näher. Als sie die Nadel ansetzen wollte, begann ihre Hand zu zittern.

Ich kann das nicht!, schrie etwas in ihr, auch dann noch, als sie die Nadel wieder herauszog und zum nächsten Stich ansetzte.

Jahor schwieg die ganze Zeit über und zuckte kein einziges Mal, während sie nach und nach die beinahe handlange Wunde schloss. Als sie schließlich den Faden mit einem kleinen Messer durchtrennte, atmeten sie beide erleichtert aus.

»Danke.« Jahor ließ die verkrampften Schultern sinken.

»Tat es sehr weh?«

»Nein, schon gut.«

»Lügner.« Sie nahm seine Hände und hielt sie fest. Es fühlte sich seltsam und zugleich so richtig an, es zu tun. Dennoch würde noch für sehr lange Zeit keine Berührung zwischen ihnen gewöhnlich oder alltäglich sein.

Jahor schien ähnlich zu denken. Andächtig ließ er seinen Blick langsam erst über ihr Gesicht und dann ihren Körper entlangwandern, als müsste er sich alles genau einprägen.

Schließlich lösten sie sich voneinander, seufzten gleichzeitig und mussten dann beide lachen.

Er schmierte Salbe auf die Wunde, während sie den Verband vorbereitete und ihn schließlich um die Mitte wickelte.

»Du bist schmal geworden, Jahor.«

»Mag sein. Bei Trockenfleisch und Wasser verliere ich schnell den Appetit.«

Sie ließ die Hände über seine Brust gleiten, dann über die Schultern, wo die Schlüsselbeine ein wenig hervorstanden, was sie früher nicht getan hatten. Neue Narben hatte er, wie von Zähnen. Sie würde ihn ein andermal darüber ausfragen. Für heute hatten sie sich lange genug von den anderen ferngehalten. Gorda musste am Ende ihrer Kräfte sein.

»Kannst du Gorda ablösen?«, fragte sie nun und packte das Verbandszeug zusammen. »Ich fürchte, ich bin noch nicht stark genug.«

»Sicher. Ich hole mir nur etwas zum Anziehen.«

Und damit war der Zauber endgültig geschwunden. Gemeinsam liefen sie in Richtung Höhle, blieben kurz bei den Pferden stehen, die ihren freien Tag sichtlich genossen, und machten sich dann an den kurzen Aufstieg.

Noréy ließ Jahor vorausgehen und ertappte sich dabei, nur auf seinen sehnigen Rücken zu schauen, in dem sich geschmeidig die Muskeln bewegten, und dabei so wenig auf den Weg zu achten, dass sie mehrfach beinahe stolperte.

Dann kam auch Jahor aus dem Tritt, doch nicht ihretwegen. Maigar war zurück. Er starrte Jahor an. Die beiden Hitzköpfe würden doch jetzt keinen Mist bauen? Nicht, wenn Noréy es verhindern konnte.

»Das ist ein Nhalys-Amulett«, sagte Maigar und starrte auf das goldene Schmuckstück, das Jahor seinem toten Gegner abgenommen hatte.

»Genau das, und es gehört jetzt mir«, erwiderte er schneidend.

»Kann ich mal sehen? Nur sehen.«

»Zeig es ihm«, mischte sich Noréy nun ein, und Jahor reichte es zähneknirschend weiter.

Maigar drehte den Anhänger und hielt die Rückseite ins Licht,

wo offensichtlich etwas eingraviert war, das er entziffern konnte. »Was ist mit ihm?« Er gab das Amulett zurück.

»Tot.«

»Gut so«, erwiderte Maigar schnell. »Eure beiden Verfolger auch.«

Jahor nickte nur, ging zum Gepäck und fischte sich eine frische Tunika heraus. Mit dem Kleidungsstück noch in der Hand, verließ er die Höhle, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzusehen.

Noréy war bewusst, wie schwer ihm dieser Schritt fiel, was sie umso dankbarer machte. Doch nun war sie mit Maigar allein ...

TORIK

Es war unerträglich eng.

Scharfe Felsen bohrten sich in seine Schulter und die Hüfte, nur unter seinem Kopf befand sich ein wenig Sand. Hin und wieder hielt Torik den Atem an und lauschte. Lebte Aurora noch?

Ja. Seit zwei Tagen war sie Orrothans Hallen näher als dem Leben. Nur hin und wieder glitt sie von ihrer Ohnmacht in tiefen Schlaf und wieder zurück. Er merkte es an ihren Albträumen. Wenn sie ohnmächtig war, träumte sie nicht.

Die Felsspalte war ihre einzige, letzte Rettung.

Sie war so schmal, dass Torik es nicht für möglich gehalten hatte, dass sie beide darin Platz fanden. Erst recht nicht für mehrere Tage.

Deshalb durfte er auch nicht schlafen, solange es auch nur einen Hauch von Helligkeit gab. Sein Schatten war zwar nicht mehr stark genug zum Kämpfen, aber für eine Illusion reichte es. Wenn auch fraglich war, wie lange noch.

Menschen hatte er lange nicht mehr gehört.

Hin und wieder klapperten Hufschläge über das Felsgestein. Torik erkannte seinen Hengst. Das Tier war treuer, als er je für möglich gehalten hatte. Und das nach dem Gewalttritt hierher ... Der Schwarze war in seinem Dasein so viel Magie ausgesetzt gewesen, dass er für ein Pferd ungewöhnlich lange lebte.

Bleib!, dachte Torik. Noch ein, zwei Tage. Wir brauchen dich.

Die Kämpfer, die nach ihnen suchten, hatten einige Versuche unternommen, das prächtige Tier einzufangen. Bislang war er ihnen jedoch immer entwischt.

Torik ließ eine winzige Lücke in seinem Schatten entstehen und prüfte den Stand der Sonne. Sehen konnte er den Himmelskörper aus diesem Winkel nicht, was bedeutete, dass es Nachmittag war. Einige Stunden noch, und er würde ruhen können.

Aurora atmete schwer. Sie begann zu zucken. Mit geschlossenen Augen strich er ihr über die Wange und drückte sie vorsichtig an sich, auch wenn es bedeutete, dass es in seiner Position noch schmerzhafter wurde. Aber das hielt ihn wenigstens vom Einschlafen ab.

Aurora hatte alles für ihn gegeben und beinahe den höchsten Preis gezahlt.

Nachdem die Auserwählten davongaloppiert waren, hatten sie sich eine geeignete Stelle für ihren letzten Kampf gesucht. In diesem felsigen Land gab es einige Formationen, die Schutz boten und noch genug Platz für die Pferde ließen.

Sie hatten die Verfolger nahe herankommen lassen. Die ersten Krieger hatten sie noch mühelos besiegt, dann waren die Wirker gekommen, und das Blatt hatte sich gewendet. Sein Pferd stürzte mit ihm und auf ihn, drückte ihm die Luft ab. Aurora kämpfte weiter.

Als er irgendwann wieder zu sich kam, explodierte die Welt in Hell und Dunkel. Aurora wurde schwer getroffen, und auch der letzte Wirker brach unter ihrem finalen Schattenangriff zusammen.

Für einen Moment waren sie umgeben von Toten. Weitere Reiter nahten, doch so lange wollte er nicht warten. Ihnen blieb nur noch die Flucht. Doch sie hatten ihr Ziel erreicht, den Auserwählten die nötige Zeit verschafft und die Zahl ihrer Verfolger um die Hälfte reduziert.

Und nun waren sie hier und konnten nichts anderes tun, als auszuharren.

Als nun der Abend dämmerte, löste Torik endlich seinen Schatten auf und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus dem er erst nach Stunden mit einem Zucken aufwachte. Sofort waren seine Sinne aufs Äußerste gespannt.

»Torik?« Ihre Stimme war so leise, dass er erst glaubte, sie sich eingebildet zu haben, doch dann bewegte Aurora sich.

»Du bist wach«, flüsterte er. »Hast du Schmerzen?«

»Durst. Wo ... Wo sind wir?« Sie begann, sich zu bewegen, und drückte ihm mit dem Ellenbogen in den Magen.

»Versteckt in der Erde. Warte.« Vorsichtig hob er sie an und richtete sich ein wenig auf.

»Meine Augen tun weh, ich sehe nur ... nur Umrisse.«

Die Hitze des Sonnenfeuers hatte ihr Teile der Wimpern weggebrannt. Die Haut darunter war stark gerötet. »Es wird wieder besser werden.«

Aurora betastete die Felswände, dann lenkte sie ihren Blick auf den Sternenhimmel über sich. Ihr Schatten kreiselte in dunklen Schlieren hinter ihr und schien sie zu stützen. *Er ist wieder stark genug, um feste Form anzunehmen*, stellte Torik erleichtert fest.

»Ich sehe nach, ob wir es wagen können«, flüsterte er und schob dann ganz vorsichtig den Kopf aus dem Riss. In bläuliches Mondlicht getaucht, breitete sich die Landschaft vor ihm aus.

Auf einer leichten Anhöhe im Osten schimmerte Feuerschein zwischen dichtem Bewuchs hindurch. Dort musste sich das La-

ger ihrer Angreifer befinden. Sie waren noch immer hier, um nach ihnen zu suchen.

Er lauschte angestrengt, doch das Einzige, was er hören konnte, waren das monotone Sirren der Mitternachtszikaden und sein eigener Atem. Es tat gut zu stehen. Er spannte nacheinander erst die Muskeln in den Beinen, dann in den Schultern an. Alles tat weh, aber was hatte er auch anderes erwartet?

Als er zu der kleinen Spalte im Boden zurückkehrte, hatte sich Aurora aufgerichtet und stützte sich an den Felswänden ab. Wortlos streckte er ihr die Hände entgegen und hob sie heraus. Dann stand sie neben ihm und hielt sich an ihm fest. Vergessen war die Distanz, die er sich zu wahren geschworen hatte. Wie auch, nachdem sie zwei Tage lang halb neben, halb auf ihm gelegen hatte?

Er fasste unter ihre Schulter. »Kannst du gehen, oder soll ich dich tragen?«, fragte er flüsternd, auch wenn er daran zweifelte, für Zweiteres genug Kraft zu besitzen.

»Ich versuche es.« Sie rang sich zu einem gequälten Lächeln durch, während das Mondlicht ihre Blässe noch hervorhob.

Schleichend kamen sie voran.

Torik achtete darauf, dass sie keine Spuren hinterließen, während Aurora voll und ganz damit beschäftigt war, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

»Suchen wir nach den Kindern?«, wisperte sie rau.

»Kinder? Sie sind die Auserwählten.«

»Du ... Du weißt, wie ich es ... meine.«

Er schwieg. Wusste selbst nicht, was sie tun sollten. Aurora brauchte Ruhe. Zeit, damit sich ihr Schatten von dem Sonnenfeuer erholen konnte. Sie selbst hatte Verbrennungen an Arm und Schulter, die nur notdürftig verbunden waren.

Sie betraten das Wadi über eine glatte Felsplatte, und Torik hielt vor Schreck inne. Halb von Buschwerk verborgen, zeichnete sich eine große, schwarze Silhouette ab.

»Den Göttern sei Dank!«

Als der Hengst seine Stimme hörte, stieß er ein tiefes Brummeln aus, rupfte noch eine letzte Portion Blätter ab und kam dann mit großen Schritten auf ihn zu. Um seinen Hals baumelte ein zerrissenes Seil, mit dem sie wohl versucht hatten, ihn zu fangen.

Torik rieb zur Begrüßung über die breite Stirn des Pferdes, bevor er Aurora den Steigbügel hinhielt. Ihre Kraft reichte beinahe nicht, um sich hinaufzuziehen.

Als er schließlich hinter ihr in den Sattel stieg, fiel eine große Last von ihm ab.

Aurora legte den Kopf in den Nacken und lehnte sich gegen seine Brust. Kurz wollte er der Versuchung erliegen, sie zu küssen, doch er bezwang sich. Ihr geröteter Blick ging statt zu ihm zu den Sternen hinauf. »Neljanna, weise Göttin, schütze uns.«

»Schütze uns«, stimmte er mit ein und trieb mit einem leisen Schnalzen sein Pferd an.



NORÉY

Zwei Tage waren sie schon in der Klamm, und nun stand ihr Aufbruch kurz davor. Das Gepäck war bereit, jeder traf letzte Vorbereitungen. Sie warteten nur noch auf den Sonnenuntergang, dann würden sie sich verstohlen wie Diebe in der Nacht davonschleichen.

Jahor hatte beide Morgen davor genutzt, um mit seinem Schatten als Nebel getarnt hinauszufiegen. Er fand drei weitere Männer, einen Wirker und zwei Krieger, für die er falsche Fährten legte, die es so aussehen ließen, als wären die vier Auserwählten zum Wilden Rand geritten und hätten ihn durchquert.

So deutlich machte er die Spuren, dass er dafür sogar tatsächlich auf Miraklerart den Rand querte.

Gorda hatte es wieder übernommen, die Illusion zu wahren. Noréy traf zuerst bei ihr ein, gefolgt von Jahor. Sie setzte sich neben sie, breitete eine Karte aus und beschwerte sie an den vier Ecken mit Steinen. Sorren hatte ihnen den besten Weg nach Ber Glanden eingezeichnet, und sie waren nur wenig davon abgewichen.

»Die beiden Berge hier, das sind unsere Landmarken«, sagte Jahor und tippte auf zwei Spitzen. Die linke sah aus, als hätte jemand ein Stück aus der Bergflanke gebissen.

Schweigend setzte sich auch Maigar zu ihnen. Noréy sah nur kurz auf. In den letzten Tagen hatte er sich so oft bei ihr entschuldigt, dass es sie schließlich ein wenig wütend gemacht hatte und sie ihn anfuhr, es sei nun endlich genug.

»Zeitlich können wir es noch immer gut bis zur Sonnenwende schaffen, wenn nichts mehr dazwischenkommt«, meinte Gorda. »Die Pferde sind ausgeruht. Im schlimmsten Fall müssen wir versuchen, unseren Verfolgern davonzureiten«, brach Maigar sein selbst auferlegtes Schweigen.

Noréy blickte von einem ihrer Freunde zum anderen. »Niemand bleibt zurück, keiner versucht, sich für andere aufzuopfern. Entweder wir kommen alle an oder keiner.«

Jahor sah aus, als wollte er protestieren, doch selbst er musste einsehen, dass die Prophezeiung nur dann in Erfüllung gehen konnte, wenn sie es gemeinsam versuchten.

Wenn Noréy an ihren letzten Traum zurückdachte, von dem sie bislang nur ihm erzählt hatte, wurde sie stets von einer kribbelnden Aufregung erfasst.

»Heute Nacht hat mir Geedal weitere Bilder gesandt«, begann sie und richtete sich etwas mehr auf. »Ich konnte nicht erkennen, wo wir waren, aber ihr standet weit verteilt, und ich konnte euch sehen ... vielmehr eure Lebenskraft, ein Leuchten von innen heraus. Das magische Gewebe der Welt funkelte zwischen euch. Wir alle waren verbunden.«

»Das müssen wir dann wahrscheinlich auch in Ber Glanden machen«, überlegte Maigar. »Aber ich habe keine Vorstellung, wie.«

»Das Wie überlass Noréy. Bau einfach keinen Mist mehr«, grollte Jahor. Maigar nickte nur. Sie würden alle lernen müssen zusammenzuarbeiten.

»Ich würde es gerne ausprobieren«, sagte sie und blickte fragend in die Runde.

Gorda nickte. »Ja, klar. Sag uns, was wir tun müssen.«

Es fühlte sich merkwürdig an, die Führung zu übernehmen. Aber hatte sie eine Wahl? »Nichts. Kämpft nur nicht dagegen an, auch wenn es euch anfangs noch fremd vorkommt. Versucht, euren Schatten klarzumachen, dass es ungefährlich für sie ist.«

Als sie aufstand und einige Schritte zur Seite ging, beobachtete Jahor sie genau. Da war so viel Liebe in seinem Blick.

Schweigend hob er schließlich seine Hand, und im nächsten Augenblick tanzte sein Schatten als wirbelnde Masse in der Innenfläche. Er schien sein Versprechen zu wiederholen. Sein Schatten war nun auf gewisse Weise auch ihrer.

Sie schloss die Augen und sammelte sich. Beinahe mühelos schälte sich das magische Gewebe aus dem Dunkel. Sie versuchte, ihre Freunde als helle Lichter zu sehen, wie Geedal es ihr im Traum gezeigt hatte, doch statt glühender Säulen waren sie wie feste Knotenpunkte, um die sich ihre Schatten wanden. Sie packte es falsch an, doch wo der Fehler lag, konnte sie nicht sagen.

Dann würde sie eben erst einmal versuchen, was sie sich vorgenommen hatte. »Bereit?«

»Ja«, erwiderten die Auserwählten im Chor. Zuerst wollte sie nach Jahors Schatten greifen, doch der flog ihr regelrecht entgegen. Bei Gordas war es schwieriger. Er brauchte eine Weile, bis er sich vorsichtig in einer Art Netz einweben ließ und ihr ein kleines Stückchen seiner Essenz überließ. Maigars Begleiter war scheu und glitschig wie ein Fisch. Er entwischte immer wieder, traute nichts und niemandem. Erst als er sah, dass Gordas Schatten nichts geschah, lenkte er ein.

»Geschafft«, sagte Noréy schließlich und öffnete die Augen. Sie rang nach Atem, fühlte sich erschöpft wie nach einem Dauerlauf. »Ich weiß nicht, wie meine Vorgänger das hinbekommen haben.«

»Üben. Wir üben! Jeden freien Moment, den wir bekommen!«, sagte Gorda entschlossen und sah auffordernd zu Maigar. Dass er ihren Blick erwiderte, schien sie zu verunsichern. Sie war offen-

sichtlich auf dem besten Weg, sich ernstlich in ihn zu vergucken, was ihren ewig schwelenden Groll gegen Jahor beinahe völlig überdeckte.

»Brechen wir auf, bis wir aus der Klamm sind, ist es dunkel genug«, sagte der in diesem Moment.

Noréy nahm ihre Tasche, doch tief in ihrem Inneren war sie noch nicht überzeugt, dass es mit bloßem Üben gut werden würde. Etwas fehlte noch. Geedal offenbarte ihren Plan nur Stück für Stück. Als hätte sie Freude daran, ihre Auserwählten im Dunkeln zu lassen. Andererseits fügten sich andere Dinge wie von höherer Hand gelenkt. Jahor hatte sich ihnen angeschlossen und ihr aus eigenem Willen einen Zugang zu seiner außergewöhnlichen Schattenmagie verschafft. Wie viel Macht ihr das verlieh, ahnte er nicht, und sie hoffte, sie würden es auch nie herausfinden müssen.

Maigar war nun Herr seines Schattens und Wirker. Die beiden hatten in der Not des nahen Todes gelernt zusammenzuarbeiten. Gordas Besonderheit hatte sich noch nicht offenbart, doch Noréy war auch so froh, sie dabeizuhaben.

Eine enge Freundin, mit der sie über alles reden konnte, war ein wertvolles Gut und in den allermeisten Situationen weit mehr wert als Schattenmagie.

In derlei Grübeleien vertieft, war sie aufs Pferd gestiegen und den anderen aus der Klamm hinaus gefolgt. Sie ritten die ersten Stunden schweigend, stets auf der Hut, denn Ralucas Männer konnten noch immer hinter ihnen her sein.

Als bis zum Morgen nichts geschah, atmeten sie ein wenig auf. Sie rasteten bis zum Nachmittag zwischen einigen Felsen und brachen dann wieder auf.

Jahor und Maigar hatten die Führung übernommen, Noréy ritt mit Gorda ein wenig abgeschlagen hinterher und war wie so oft in Gedanken.

»Ich kann deine Grübeleien kaum mit ansehen«, sagte Gorda nun.

»Vielleicht sollten wir vier heute Abend gemeinsam beten und Geedal ein Opfer bringen.«

Noréy nickte. »Das ist eine gute Idee. Ich denke, die Götter sehen auf uns herab. Habe ich dir gesagt, dass Jahor von den göttlichen Zwillingen besucht wurde? Und das mehrfach?«

Gorda riss erstaunt die Augen auf, während Noréy die Begegnung zusammenfasste.

»Ausgerechnet er!«, sagte Gorda ungläubig, dann blitzte es plötzlich in ihren Augen. »Wenn sich schon ein Gott dazu herablässt, mit ihm zu sprechen, dann hätte ich auf Orrothan gewettet, niemals auf die Zwillinge.«

»Orrothan?«

»Düster, Unterwelt, Nebel, das ganze Zeug.«

»Sei nicht so gemein!«

Ihre Freundin sah sie nüchtern an und seufzte. »Das mit euch ist jetzt fest, oder?«

»Ja, ich hoffe es sehr.« Noréy richtete ihren Blick auf seine Silhouette, und sofort waren da wieder dieses warme Gefühl und eine Ruhe, die sie nur in seiner Nähe empfand. Dass sie nun auch durch Magie aneinandergefesselt waren, wusste sie zwar, doch Noréy würde Gorda nicht die ganze Tragweite erklären, wenn es nicht sein musste.

»Ich hoffe, er vergisst nie, was er an dir hat. Und wenn doch ...«

»Ich weiß, dann machst du ihn fertig.«

Sie lachten beide, und Noréy wurde einen Moment lang leicht ums Herz. Torik endgültig zu verlieren, lag bleiern, schwer und grau auf allem, was sie tat und dachte.

Gordas Lachen und die Nächte schützend in Jahors Armen war das, was ihr die Kraft gab weiterzumachen.

»Was ist da los?«

Jahor und Maigar hatten angehalten und ihre Pferde dicht nebeneinandergelenkt, um gemeinsam die Karte zu studieren.

Vielleicht suchten sie nach einem Rastplatz, denn die Sonne senkte sich bereits wieder tief über das Land und ließ die Schatten länger werden.

In den vergangenen Stunden war der Bewuchs dichter geworden. Unter die Haarkiefern mischten sich Eichen und vereinzelt Espen in den Niederungen. Beinahe überall, wo sie hinkamen, bedeckte eine struppige Grasschicht den Boden. Für Noréy, die aus Arboressea kam, glich durchgehende Vegetation einem grünen Paradies.

In ihren Augen war daher fast jeder Ort zum Rasten geeignet.

Als sie nun aufschloss, legte Jahor einen Finger auf den Mund. »Wir können es nicht umgehen«, sagte er leise.

»Was umgehen?«, fragte sie, dann sah sie es selbst und roch auch den Rauch, der aus Dutzenden Feuern in den Himmel stieg.

In einem lang gestreckten Tal kampierten Menschen. Es mussten Tausende sein, die in Leiterwagen und Zelten hausten. Ein Ende dieses Lagers war weder im Westen noch im Osten auszumachen. Überall waren Laken aufgespannt, um die Sonne abzuhalten. In den kleinen Stückchen Zwielficht darunter kauerten Menschen.

Gorda stieß eine Reihe saftiger Flüche aus. »Wo kommen die her? Und vor allem, was machen sie ausgerechnet hier?«

Jahor beschirmte seine Augen. »Ich sehe nur Leute von Ebene und Wald.«

»Ich auch«, stimmte Maigar zu, und sein Gesicht wurde starr wie eine Maske.

Sie wussten alle, was dies bedeutete. Das Volk von der See musste die anderen vertrieben haben.

»Wir dürfen keine weitere Zeit verschwenden. Versuchen wir nicht, das Lager zu umgehen, das dauert zu lange«, sagte Noréy.

»Das heißt warten, bis die Sonne untergeht und wir keinen Verdacht mehr erregen«, schloss Jahor und ließ sich aus dem Sattel gleiten. Er lockerte den Gurt und führte seinen Braunen zu besonders

saftig aussehendem Gras. Wenn sie schon anhalten mussten, dann sollten sie die Zeit nutzen, schien das zu heißen.

Noréy war Augenblicke später an seiner Seite und lehnte sich an ihn.

Die Sonne stürzte regelrecht dem Horizont entgegen. Sie hatten gerade genug Zeit zum Essen und Trinken, bevor sie wieder im Sattel saßen.

»Die Nhalys-Amulette, Jungs«, sagte Gorda mahnend, und die beiden schoben sie unter ihre Kleidung. Sie hatten noch immer keine Strategie, wie sie die Sache angehen sollten. Vorerst würden sie versuchen, durch das Lager zu kommen, ohne mit jemandem zu sprechen.

Norey und Gorda setzten sich an die Spitze, Maigar und Jahor ritten mit tief ins Gesicht gezogenen Kapuzen.

Es ging einen Wildpfad talwärts, auf dem die Pferde immer wieder ins Rutschen gerieten. Einzelne Steine polterten hinab, und hinter ihrer kleinen Gruppe stieg eine beachtliche Staubwolke auf. So würden sie unmöglich unbemerkt bleiben.

Als Noréy das Tal erreichte, eilten ihr bereits mehrere Menschen entgegen, die sich scheinbar mit allem bewaffnet hatten, was sie auf die Schnelle finden konnten. Sie entdeckte Äxte, Sicheln, Dreschflegel, aber auch einen Speer und ein Schwert.

Noréy zügelte ihr Pferd und hob die Hand, wie es Torik in ihrer Vorstellung getan hätte.

»Guten Abend und den Segen der Neun«, sagte sie und schaute zwei grobschlächtigen Kerlen so freundlich wie möglich in die Gesichter. »Wir sind Reisende und möchten euer Lager nur queren.«

»Niemand reist, wenn Krieg droht.«

»Wir müssen zu meiner Familie. Sie leben zwei Tagesreisen weiter im Norden.«

Der Bärtige sah sich zu seinem Kameraden um, und der nickte langsam. »Dreht um, deine Verwandten sind verloren, Mädchen.«

»Sie kann sich uns anschließen«, mischte sich eine Frau ein, die nun hinzutrat und ein kleines Mädchen auf den Armen wiegte. Die Anwesenheit des Kindes ließ Noréy aufatmen, sodass sie beinahe vergaß, Entsetzen vorzutäuschen.

»Was ist im Norden geschehen?«

Die Frau trat näher und tätschelte Aleo am Hals. »Niemand weiß das so genau, doch es scheint, als wäre der Wilde Rand zu neuem Leben erwacht. Er speit Wesen in unsere Welt, jeden Tag sind es mehr. Und der Rand ... Er wandert. Vor allem im Norden. Beten wir, dass es für deine Verwandten schnell vorüber war.«

Noréys Blick huschte zu Jahor, doch der verbarg sein Gesicht im Schatten.

»Ich ... Ich kann es nicht glauben, bevor ich es mit eigenen Augen gesehen habe«, sagte Noréy.

»Dann bist auch du verloren. Die Toten haben nichts davon, wenn du ihnen in Orrothans Hallen folgst, bevor deine Zeit gekommen ist.«

»Und wenn meine Zeit längst da ist?«, rutschte es Noréy heraus, während sie schlagartig die Gesichter von Vater und Bruder vor sich sah.

Gorda rettete die Situation, indem sie ihre Stute einige Schritte vortreten ließ und ihr Wort an einen Mann wandte, der offenbar aus ihrem Volk stammte. »Ihr seid nicht aus dem Norden, wovor lauft ihr davon?«

Davonlaufen ... Hätte sie es nicht diplomatischer ausdrücken können?, dachte Noréy.

Viele wandten sich nun dem Mann zu und erwarteten wohl eine heftigere Reaktion. Doch die blieb aus.

»Krieg«, erwiderte er ruhig. »Lieber setze ich meine Kinder Schattenkreaturen und dem Wilden Rand aus, als sie einem neuen Großen Krieg zu opfern. Hass macht Menschen zu Monstern, die grausamer sind, als es eine Kreatur oder der Rand selbst je sein könnten.«

Von allen Seiten zustimmendes Gemurmel.

»Von wo kommt ihr?«

»Hortungi«, sagte die Frau. »Die vom Wasser haben unseren Rat erst gefangen genommen und dann alle Mitglieder ermordet. Seitdem herrscht Aufruhr in der Stadt, der immer weiter um sich greift. Es gab Straßenkämpfe, willkürliche Verhaftungen ... Vor einer Woche haben sie dann jeden vertrieben, der einem anderen Volk angehört. Am helllichten Tag.« Sie rang nach Atem. »Bleibt hier, du und deine Begleiterin, es ist der sicherste Ort.«

»Danke«, sagte Noréy schnell.

»Die Mädchen ja, da lasse ich mich drauf ein. Aber die beiden?« Der Bärtige spuckte Jahors Pferd vor die Hufe und richtete seinen Speer auf ihn.

Langsam zog der nun seine Kapuze vom Kopf. »Ich bin der Letzte meines Volkes. Wer will sich rühmen, auch noch den letzten Mirakler zu ermorden?«

Nicht hilfreich!, dachte Noréy, und ihre innere Anspannung wuchs noch etwas mehr, doch durch die versammelten Leute ging ein Raunen. Die Stadt Hortungi lag näher am Rand, hier kannte man scheinbar Jahors Volk und auch dessen tragisches Ende.

»Dann bist du der Einzige, an dem sich der Ruf der Mirakler entscheidet. Sei vorerst willkommen.« Ein Schritt weiter, und der Bewaffnete war bei Maigar angelangt. In Noréy kribbelte bereits ihre Schattenmagie. Niemand sollte es wagen, ihre Freunde niederzumachen oder anzugreifen.

Maigar schob langsam seine Kapuze zurück. Das lackglänzende dunkle und lockige Haar, die honigfarbene Haut und die leichte Adlernase sprachen Bände.

»Einer von der See!«, schrie jemand, und sofort richteten sich mehrere Speere und ein Dreschflügel auf ihn.

»Aber einer, der mit seiner Familie gebrochen und sich auf die Seite der anderen Völker gestellt hat!«, rief Maigar. Doch es war zu

spät. Die Menschen hatten ihren Feind vor Augen. In Form eines einzelnen Mannes.

Jemand, den sie mühelos besiegen und an dem sie ihren Hass und ihren Zorn ausleben konnten.

»Ergreift ihn!«, schrie einer. »Richtet ihn!«, ein anderer. Jahor rückte näher an seinen ehemaligen Rivalen heran und zog tapfer sein Schwert, bereit zu verteidigen, was den Zauber Sel Nedaras ausmachte.

»Nur über meine Leiche!«, schrie er und ließ sein Pferd steigen. Noréy fühlte sich kurz wie gelähmt, als hielt die Zeit selbst inne, um ihr alles vor Augen zu führen, worin sie versagt hatte.

Gorda war schneller mit einer Erwiderung. »Hass gebiert nur neuen Hass! Ihr müsst ihn durchbrechen, Leute von Hortungi!«

Überall im Lager begannen nun Menschen zu rennen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, dass sie endlich einen Feind gestellt hatten.

Als die Bewaffneten näher rückten und ihre Blicke keinen Zweifel mehr ließen, dass sie ihre Speere erst in die Pferde und dann in die Reiter bohren würden, schrie Gorda plötzlich. Und mit ihrem Schrei kam die Dunkelheit. Eine mehrere Mann hohe Walze aus Schatten drängte die Angreifer zurück, riss sie von den Beinen wie eine mächtige Woge. Das war es also. Gordas besonderes Talent, das Noréy vor ein solches Rätsel gestellt hatte.

Die Menschen taumelten in einer Brandung aus Dunkelheit.

»Achtung!«, rief Maigar nun und riss seine linke Hand in die Höhe. Jeder Finger war wie mit schimmerndem Gold überzogen.

Noréy rief ihren Schatten, der zuvor harmlos und flach neben ihr hergeschlichen war, und verbarg ihn tief unter ihrem Umhang. Jahor zog seinen fluchend in sich, und Gorda schrie nur: »Bereit!«

Mit einem Schlag war ihr Schatten fort, vermutlich im porösen Boden verschwunden.

Noréy wollte Maigar noch bitten, niemanden ernstlich zu verlet-

zen, als der sein Sonnenfeuer losließ. Es spaltete sich in Tausende Strahlen auf und fuhr den Menschen blendend weiß ins Gesicht. Viele begannen zu schreien, Kinder weinten.

»Los, verschwinden wir, es hält nicht lange an.« Maigar trieb sein Pferd an und lenkte es mitten ins Lager, Gorda und Noréy folgten, während Jahor seinen Schatten zu einem dichten Nebel formte.

Steine flogen in ihre Richtung. Ein geworfener Speer verfehlte Aleo nur, weil Noréy ihn mit Schattensubstanz ablenkte. Ein Gedanke genügte, und sie schuf ein Gewebe aus feinen Schattenfäden um ihre kleine Gruppe, die jeden weiteren Angriff blockierte.

Der Tumult hinter ihnen wurde rasend schnell größer, als sich die Nachricht von einem Angriff durch Schattenbändiger wie ein Lauffeuer verbreitete.

Sie erreichten das andere Ende des Tals, fanden eine schmale Fahrspur und hetzten zur Anhöhe hinauf.

In einer Wolke aus Staub und Schattennebel zügelten sie ihre Pferde. Geblähte Nüstern, lautes Schnauben. Aleo zog Noréy die Zügel aus der Hand, reckte den Kopf vor und schüttelte sich.

Sie wünschte, sie hätte die Anspannung genauso schnell abschütteln können wie die verschwitzten Tiere.

Erleichtert sah sie ihre Freunde nacheinander an. Jahor ließ den Schattennebel schwinden, Maigar strahlte Stolz aus, während er seinen Sonnenstein abnahm und sicher verstaute. Seinem Blick nach hatte sein Schatten ihm seine Essenz freiwillig zur Verfügung gestellt, und nun waberte er als halb durchscheinende Schlange um ihn herum. Gorda besaß vor allem Augen für Maigar, doch auch sie hatte ein kleines Wunder vollbracht, denn einen Schattenangriff in alle Richtungen gleichzeitig auszuführen, war ein Kunststück, das selbst Noréy sich nicht so einfach zutraute.

»Na, das ist ja hervorragend gelaufen«, sagte sie nun und musste grinsen.

»Heimlich, still und leise«, sagte Gorda und stieß ein gackerndes Lachen aus, in das alle mit einfielen, sogar Jahor.

Noréy lenkte ihr Pferd zu ihm und nahm seine Hand. Seine Augen strahlten, als er ihren Blick erwiderte. Er drückte ihre Hand und ließ sie dann mit einem Seufzen wieder los.

»Wir sollten weiter, bevor sie auf dumme Gedanken kommen und unserem Wirker-Freund hier einen Scheiterhaufen errichten.«

Er setzte sich mit seinem Braunen an die Spitze und trabte an. Gorda lachte noch immer, als ihre Stute mit einem kleinen, harmlosen Buckeln hinterhersetzte.

TORIK

Sie ritten den zweiten Tag in Folge bis tief in die Nacht. Die Hälfte der Zeit war Aurora nicht ansprechbar, doch sie waren auf dem Weg, und das war das Wichtigste.

Ein weiteres Mal sind wir Orrothans Krähen entwischt, dachte Torik mit leisem Triumph.

Er hielt Aurora an sich gedrückt und dachte an ihren Vorschlag, mit ihr und Eline zusammenzuleben. Seine anfängliche Abneigung war in den vergangenen Tagen zu einem kümmerlichen Häufchen zusammengeschrumpft. Er hatte sie in den Armen gehalten, geglaubt, sie zu verlieren, und dabei festgestellt, dass ihm der Gedanke unerträglich war. Er würde sie lieben, solange er lebte, tat es seit einem Jahrhundert. Er konnte seine Gefühle genauso wenig ändern wie das Wetter.

Nun schmiegte er vorsichtig seine Wange an ihre. So vertraut nach all der Zeit. So richtig.

Als die Sterne zu verblassen begannen, hielt er das Pferd auf einer

kleinen Lichtung an, die in der Mitte zu einem schmalen Bachlauf hin abfiel.

»Wir sind da. Zumindest für heute«, sagte er leise, hob sie herunter und bereitete ihr ein Lager, nachdem er direkt neben dem Bach ein Feuer entzündet hatte. Der Schein war von Weitem nicht zu sehen, und bevor es hell genug war, um Rauch auszumachen, musste er es bereits wieder löschen.

Aurora war wach und sah ihm aus tränenden Augen zu, während er das einzige Nahrungsmittel zubereitete, das sie noch besaßen, ein schlichtes Fladenbrot, dessen Teig er aus Linsenmehl und Wasser angerührt hatte. Auch wenn es fad war, essen mussten sie. Besonders Aurora, die in den vergangenen Tagen gar nichts zu sich genommen hatte.

In kleinen Schlucken tranken sie Wasser aus dem Bach und aßen das feste, aber sättigende Brot. Sobald sich Aurora zum Schlafen hinlegte, machte er sich im weichen, goldenen Morgenlicht auf die Suche nach Essbarem.

Stunden vergingen, bis er mit einigen wilden Knollen, einer Handvoll Beeren und einem mageren Wüstenhasen zurückkam.

Aurora war wach, und das machte ihn glücklich.

»Ob sie nach uns suchen?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich hoffe, wir sind unbemerkt entkommen.«

Sie nickte. »Was sollen wir tun?«

»Du brauchst Ruhe.«

»Es geht schon wieder, nur mein Schatten ist sehr schwach.«

Er setzte sich neben sie und legte einen Arm um ihre Mitte. Kurz spannten sich die Muskeln in ihrem Rücken, dann ließ sie sich gegen ihn sinken. »Ber Glanden.«

»Ja. Dort werden wir sie wiedersehen, wenn die Götter ihnen wohlgesonnen sind.«

GORDA

Einige Stunden zuvor

Niemand war ihnen gefolgt. Die Menschen im Flüchtlingslager waren zu sehr mit den Sorgen um ihr eigenes Leben beschäftigt, um dessen Sicherheit zu verlassen und einigen Schattenbändigern nachzuhetzen, die ihnen eindeutig überlegen waren.

Auf einer kleinen, bewaldeten Kuppe schlugen sie schließlich unter leuchtenden Sternenbändern ihr Nachtlager auf und teilten die Nachtwachen ein.

Gorda genoss es, Maigar beim Schlafen zuzusehen. Er war ruhiger geworden, seitdem er nicht mehr mit seinem dunklen Begleiter verfeindet war. Irgendwie war es ihm gelungen, in wenigen Tagen zu meistern, wofür andere Jahre brauchten. Dennoch las er, wann immer er konnte, in dem Buch, das Torik für ihn besorgt hatte.

Noréy und Jahor schliefen eng umschlungen, als hätten sie nie etwas anderes getan. Beide wurden regelmäßig von Albträumen heimgesucht, doch sobald sich einer unruhig bewegte, rückte der andere im Schlaf näher und vertrieb die nächtlichen Dämonen.

Ber Glanden war nah, und diese Vorstellung versetzte sie alle in wachsende Unruhe. Sie sprachen kaum darüber, doch jeder wusste, dass sie womöglich nicht von diesem Ort zurückkehren würden.

Gorda war bereit, alles zu geben. Für Odos Traum und ihren eigenen. Für ein Abrelien ohne Angst. Ohne Furcht, die den Hass schürte. Damit keinem weiteren Mädchen, dessen Schatten erwachte, das gleiche Schicksal blühte wie ihr.

Am Morgen brachen sie hastig auf. Auch wenn keiner es aussprach, die Unruhe wurde mit jedem Tag stärker.

»Hier befindet sich der westlichste Zugang«, erklärte Jahor, während sie alle noch einmal Sorrens Karte studierten, und wies auf eine kleine Lücke zwischen zwei Erhebungen. Ber Glanden war eine Hochebene, umgeben von Bergen, doch nur ein kleiner Teil war im Detail dargestellt, den Rest nahm ein Schriftzug ein. *Wilder Rand*. Er lief mitten hindurch.

»Ungefähr da sollte sich der Riss befinden, mit dem alles angefangen hat. Wenn wir ihn erreicht haben, gehe ich auf die andere Seite und sehe mir alles an. Dann muss die Weltenweberin entscheiden.« Aufmunternd suchte er Noréys Blick, doch die wurde nur noch ein bisschen blasser um die Nase.

»Brechen wir auf«, sagte sie nur und schluckte hart.

Sie ritten mit wenigen Pausen durch ein sanftes Hügelland, dessen Erhebungen wie weiche grüngoldene Stofffalten aus dem Umland aufragten. Bäche plätscherten in beinahe jedem Tal, gesäumt von Erlen und Espen. Es war ein üppiges Paradies, das sie an jeder Ecke zum Verweilen einzuladen schien.

Unvorstellbar, dass nur einen kurzen Ritt entfernt Abertausende Menschen in einem sinnlosen Krieg ihren Tod gefunden hatten.

Dann sickerten Spuren der blutigen Vergangenheit wie flüssiges Gift in die Idylle, und sie stießen auf erste Überreste. Ein verlassenes Dorf, an dem kein Haus mehr ein Dach besaß. Auch nach einhundert Jahren waren noch die Hinterlassenschaften des Feuers auszumachen, das hier gewütet hatte. Ruß zeichnete die Spuren der Flammen nach, wo sie einst aus Fenstern und Türen geschlagen waren.

Jahor saß starr auf seinem Pferd und ritt langsam dicht an jedem Gebäude vorbei, als hoffte er, nach all der Zeit noch Überlebende zu finden. Stattdessen stießen sie auf Berge von Knochen, Spuren eines lang zurückliegenden Verbrechens.

Was wohl Torik und Aurora ihnen zu diesem Ort hätten sagen können? Kannten sie seinen Namen? Seine Geschichte? Waren sie womöglich hier gewesen? Wer hatte dieses Massaker begangen ... und an wem?

Die Flüchtlinge, denen sie am Vortag begegnet waren, standen Beweis dafür, dass der Hass noch lebendig war und dass sie eilen mussten, wenn sie verhindern wollten, dass es zu einem erneuten Flächenbrand kam. Wahrscheinlich war es wirklich so, wie Sorren glaubte. Der Fluch war wie ein Gift, das Hass in die Herzen der Menschen säte.

Sie ritten schweigend vorbei an Überresten eines weitläufigen Lagers, von dem kaum noch Spuren zu sehen waren. Steine, wo sie zum Beschweren von Zeltplanen genutzt wurden. Verstreute Speerspitzen, teils Dutzende übereinander, Rüstungsteile, die vor sich hin rosteten, und eisenbeschlagene Räder.

Dann kamen die Gräber. Kleine Steinhäufen zwischen schütterem Gras, große mit Stelen darauf, wo Helden und Adelige ihr Ende gefunden hatten.

Bevor sie wieder in den Wald eintauchten, trafen sie auf eine lange Reihe von Backöfen und große Feuerstellen, wo für Tausende Krieger Nahrung zubereitet worden war. In einer Grube stapelten sich Knochen großer Tiere. Gorda erkannte Rinder, Pferde und Derbane, die wohl alle in den Kesseln einer ewig hungrigen Armee gelandet waren.

Die bedrückende Stimmung übertrug sich auf alle.

Als sie schließlich in den Wald eintauchten, atmeten sie beinahe zugleich auf.

Bevor jemand etwas sagen konnte, trabte Jahor an.

Zügig folgten sie einem ehemals befestigten Weg, der schnurgerade nach Ber Glanden zu führen schien. Kaum merklich stieg das Land an, bis sie plötzlich den Wald verließen und sich der Blick in ein weites Tal öffnete. Der Wilde Rand schnitt mitten hindurch,

doch es war nicht dessen Anblick, der sie alle wie ein Faustschlag traf.

»Das darf nicht wahr sein«, keuchte Maigar. »Seht ihr, was ich sehe?«

Da waren Löcher in der schimmernden Oberfläche. Hoch und weit genug, dass ganze Häuser hindurchgepasst hätten.

»Keines befindet sich auf Bodenhöhe. Hoffen wir, dass die Kreaturen nicht ausgebrochen sind«, sagte Noréy und musterte ungläubig, was sich auf der Ebene tat. Denn dort befanden sich die fehlenden Stücke der magischen Barriere ... und sie bewegten sich! Zogen ganz langsam von ihrem Ursprungsort fort und hinterließen dabei tiefe Furchen im Boden.

»Wie es aussieht, sind einige Stücke längst auf und davon. Ich frage mich, wie lange das schon so geht.«

»Lange«, antwortete Jahor ihr. »Schau, dort steht Feuchtigkeit in den Rinnen. Und es ist bereits Gras darin gewachsen, es ist viel grüner.«

»Ja, du hast recht.«

Gorda lief ein eisiger Schauer den Rücken hinunter. Noréy hatte ihr geschildert, wie sie beinahe in einem Stück Wilden Randes gestorben war, weil dessen zügellose Magie jegliches Leben pervertierte und in menschenfeindliche Monster wandelte. Gleich ob Ameisen, Mäuse oder kleine Antilopen – was mit dieser Magie in Berührung kam, düsterte es fortan ohne Sinn und Verstand nach menschlichem Blut.

Und nun waren riesige Stücke irgendwo in Abrelien unterwegs. Östlich von ihnen geschah womöglich genau in diesem Moment ein schreckliches Blutvergießen.

»Wir müssen das aufhalten!«, hörte sie sich sagen. »Ganz gleich wie. Beenden wir es, bevor der gesamte Rand in einzelne Teile zerfällt!«

Einer nach dem anderen stimmte zu, dann sahen sie alle erwar-

tungsvoll zu Noréy, die verzweifelt mit den Worten rang. »Die ... Die Götter mögen mit uns sein!«, presste sie hervor und wirkte dabei so verloren, dass Gorda alles getan hätte, um ihr die Last der Verantwortung abzunehmen.

RALUCA

Herrin! Reiter!«

Der Ruf ließ sie aus ihrem Gespräch mit dem Schattenmagier auffahren. Gemeinsam eilten sie den schmalen Wildpfad hinauf zum Aussichtsposten, wo immer ein Mann Wache hielt, seitdem sie Ber Glanden vor anderthalb Tagen erreicht hatten.

Noch immer verstörte sie der Anblick der schimmernden Bruchstücke, die über das Schlachtfeld zogen. Raluca ließ sich das Fernrohr reichen. »Nur vier?«

»Sind nicht fünf in Sel Nedara aufgebrochen?«

»Vier sind genug«, meinte Durr Roiskot nachdenklich. »Die Prophezeiung verlangt nach dieser Zahl.«

»Ja. Mein Neffe. Er ist es, eindeutig.«

Maigar ritt kerzengerade. Stolz wirkte er. In Arboressea hatte sie ihn nur unterwürfig erlebt. Sie reichte das Fernrohr weiter. Ganz langsam schwenkte der Schattenmagier von einem Reiter zum nächsten. »Das Mädchen mit den langen schwarzen Haaren, das kenne ich aus Arboressea. Sie ist ungewöhnlich stark.«

»Ich fürchte, das sind sie alle«, erwiderte sie und biss sich auf die Lippe.

»Folgen wir ihnen?«

»Nicht in der Ebene, sie würden uns um diese Zeit sofort entdecken!«

»Wenn sie wirklich so viel Potenzial haben, wie du sagst, dann können wir sie nicht ohne die Hilfe von Kreaturen besiegen.«

Er hatte ihr in den vergangenen Tagen erzählt, wie er auf die andere Seite ging und Wesen anlockte, um sie mit einem komplizierten Zauber an sich zu binden. Es hatte viele Jahre gedauert, bis es ihm gelungen war, sich von seinem Schatten zu trennen und ihn in ein magisches Gefäß zu sperren. Nur so konnte er das Reich jenseits des Wilden Randes betreten und die Kreaturen zähmen. Ein anderer Teil der Magie steckte in seinem Mantel, unter dem er sie in ihrer Schattenform verbergen konnte, was ein langsamer Prozess war. Doch verbergen musste er sie für diesen Kampf nicht. Er brauchte sie nur zu kontrollieren.

»Wie viel Zeit benötigst du?«

»Einen halben Tag. Aber ich kann mich erst bei Einbruch der Nacht auf den Weg machen.«

»Ein, zwei meiner Männer werden mit dir reiten.«

Sein Gesicht wurde kurz hart, dann nickte er. Durr arbeitete immer allein, aber daran würde sich ja auch nichts ändern.

»Keiner von ihnen wird Ber Glanden lebend verlassen.«

Raluca nickte. »Mein Neffe gehört mir.«

Durr musterte sie, als würde er überlegen, wie ihre Strafe für die Untreue des Jungen wohl aussehen würde, dann nickte er.

Sie hingegen schwieg. Maigar würde eine kleine Ewigkeit auf seinen Tod warten müssen und ihn erst finden, wenn er schon lange darum flehte.

Raluca konnte den morgigen Tag kaum noch erwarten. Alles schien sich zu fügen. Sie fanden die selbst erklärten Auserwählten zur rechten Zeit, während ihre Kämpfer entlang von Gralis' Zinnen einen Schattenbändiger nach dem anderen vernichteten. Wenn die Fürsten von der See schließlich ihre dauerhafte Herrschaft über ganz Abrelien verkünden würden, gäbe es keine ernst zu nehmenden Gegner mehr. Vorbei wäre die Zeit, in der ihre

Familie ihre Macht an andere abgeben musste. Erst würden sie die alte Ordnung durchbrechen und den Wechsel des Dreierates beenden, dann würde es nur noch Jahre dauern, bis sich die Legien an die Spitze der Fürsten von der See setzten. Sie mochte nur noch einige Jahrzehnte haben, doch die würde Raluca an der Spitze eines Königreichs verbringen. Ihre Gardisten würden Frieden und Ordnung unter die Völker bringen. Die Menschen sehnten sich nach Beständigkeit. Würden sie anfangs auch einer Zeit nachtrauern, in der angeblich jedes Volk gleich stark war ... wie schnell wäre das vergessen! Was für ein geringer Preis war eine gesunkene Stellung, wenn die Kinder dafür ohne Blutvergießen aufwachsen konnten?

Nun stand der wichtigste Schritt auf diesem Weg an die Macht kurz bevor: der Tod einer Legende.

Danach sah ihr Weg einfacher aus.

Durr mit seinen Bestien würde die Wirker von Ebene und Wald vernichten und die Menschen weiterhin in den Schutz der Städte zwingen. Der Wilde Rand war in Ralucas Augen keine Strafe, sondern ein Geschenk der Götter. Eine unerschöpfliche Quelle von Bestien. Sobald ihre Herrschaft gefestigt wäre, würde nur noch hin und wieder eine auftauchen und heldenhaft von den Wirkern von der See zur Strecke gebracht. Ihre an die Stadtmauer gehängten Fratzen ein Mahnmal für die Sicherheit der Städte und die Überlegenheit der Fürsten von der See.

Als der Rand in diesem Moment ein tiefes Grollen über das Land schickte, atmete Raluca auf. »Alles fügt sich, alter Freund. Alles fügt sich.«



GORDA

Sie hatten die Zugbahnen der herausgebrochenen Stücke des Wilden Randes beobachtet, versucht, ihre Geschwindigkeit zu ermitteln, und waren doch nur zu einem Schluss gekommen: Auf der Ebene gab es keinen sicheren Ort, an dem sie ihr Lager aufschlagen und auf Geedals Botschaft warten konnten.

»Wie lautete ihre letzte Botschaft noch gleich?«, fragte Gorda.

»Wo Stein zu Feuer und Feuer zu Stein, da sollst du mich suchen«, wiederholte Noréy. »Das könnte überall sein. In der Ebene ist überall Stein, aber kein Feuer.«

»Roter Stein?«, riet Gorda.

Zu viert starrten sie auf die Wüstenei, die sich vor ihnen ausbreitete, bis Jahor scheinbar die Geduld verlor und in seiner Satteltasche kramte. Vorsichtig nahm er Sorrens Karte und faltete sie auseinander. »Suchen wir erst einmal nach Schutz. Ich erinnere mich an einige eingezeichnete Gebäude.«

Die Karte war an vielen Stellen abgegriffen und kaum noch leserlich. Leider auch dort, wo in einem kleinen Einschnitt ein verwaschenes Quadrat und eine abgeriebene Schrift zu erkennen waren.

»Das hier!«, sagte Noréy schlagartig. »Dort müssen wir hin, ich fühle es.« Ihr Gesicht drückte plötzlich Entschlossenheit aus. »Los, beeilen wir uns!«

»Bist du sicher?« Maigar legte fragend die Stirn in Falten, doch als Noréy ihn nun ansah, war er der Erste, der sein Pferd antrieb.

»Wartet!«, rief Noréy nun. »Wir müssen dicht zusammenbleiben. Hier kann es überall veränderte Kreaturen geben. Sollten wir angegriffen werden, setzt eure Schatten so spät wie möglich ein. Am besten gar nicht. Sie erregen nur Aufmerksamkeit, und sie wirken anziehend ... auf den Rand.«

»Auf den Rand?«, fragte Gorda ungläubig.

»Diese Stücke bewegen sich. Ich möchte nicht hier sein, wenn sie beschließen, zu uns zu kommen.«

Auf der Ebene Ber Glanden herrschte eine unheimliche Stille. Die hohe Lage und die trockene Witterung ließen von Natur aus nur wenig Leben zu. Eine schroffe Bergkette mit Spitzen wie dornige Türme hielt die Regenwolken aus dem Westen ab.

Es wuchs nur struppiges Gras zwischen Schuttflächen. Manche Steine sahen aus, als wären sie in tausend Teile zersprengt worden, wo Frost und Zeit ihnen zugesetzt hatten.

Ber Glanden war ein Ort der Toten.

So hatte sich Gorda immer das Land vorgestellt, in dem der Totengott Orrothan seine Hallen erbaute. Er war auch der Gott des Krieges und des Heldentodes ... Hier musste er reiche Beute gemacht haben. Überall lagen Knochen herum, teils noch in Rüstungen. Mehrere Krieger waren auf ihren Pferden gestorben, wie es aussah, mitten im Galopp.

»Das ist so unheimlich«, sagte Gorda zu sich selbst und merkte erst jetzt, dass Maigar neben ihr ritt.

»Ja. Ich dachte erst, der Stein hier wäre so hell, aber das sind alles Knochen im Gras. Alles!« Wie in Gedanken berührte er sein

Nhalys-Amulett. Das Letzte, was ihn noch an sein altes Leben erinnerte und an dem er aus irgendeinem Grund weiterhin festhielt.

»Wir sind hier, um zu verhindern, dass es sich wiederholt.«

»Schau.« Maigar lenkte sein Pferd ein Stückchen nach Westen. Gorda folgte ihm. Was sie dann sah, raubte ihr die Worte. Gebleichte Knochen auch hier. Doch diese stammten von einem magischen Biest. Ein gehörnter Echsenkopf mit Hunderten rasiermesserscharfen Sägezähnen, dazu kurze Beine mit stumpfen Krallen. Mehrere Speere, das Holz von der Witterung zu hellem Grau ausgebleicht, ragten zwischen den Rippen auf.

»Was das für eine Schlacht gewesen sein muss«, sagte Gorda ehrfürchtig. »Ob das Biest auf einer Seite gestanden hat? Oder fiel es erst über die Krieger her, als die Götter den Fluch aussprachen?«

»Wir werden es nie herausfinden. Komm, die anderen sind schon weitergeritten.«

Gorda widerstrebte es, schneller zu reiten als in einem zügigen Schritt. Es kam ihr respektlos vor, als würde sie die Totenruhe stören. Ber Glanden war eine einzige riesige Leichenhalle, die Berge bildeten die Wände, das Dach war der Himmel selbst.

Schleichend holten sie zu Noréy und Jahor auf, die so dicht nebeneinanderritten, dass sie sich an den Händen halten konnten.

»Wie habe ich je glauben können, dass irgendwas sie auf Dauer trennen könnte?« Gorda zuckte zusammen, als ihr bewusst wurde, dass sie ihren Gedanken laut ausgesprochen hatte.

Maigar wandte den Kopf zu ihr, und sie ertappte ihn bei einem Schmunzeln. Es war das erste Mal, dass er nicht mit Abwehr reagierte, wenn es um Noréy und Jahor als Paar ging. Vielleicht hatte er akzeptiert, dass die Weltenweberin für ihn unerreichbar war. Vielleicht spürte er sogar endlich, dass die Anziehung, die sie auf ihn ausübte, auf Schicksal und Magie beruhte, nicht auf Liebe.

Gorda wünschte es sich sehr, und ein kleiner, dummer und sehr unvernünftiger Teil von ihr machte sich noch immer Hoff-

nung. Auch jetzt an diesem schrecklichen Ort in seine jadegrünen Augen zu schauen, berührte ihr Herz auf eine Weise, die es ihr leicht machte, schlimmste Fährnisse zu ertragen. Und wenn sie ihm das einfach sagte? Wer wusste schon, wie viele Tage sie überhaupt noch hatten?

»Maigar?«

Er wandte den Kopf, und schon war all ihr Mut ein Stück tiefer gesackt und drückte sich irgendwo hinter ihrem Magen herum. Wenn sie jetzt nicht die Zähne auseinanderbekam, war die Chance vertan. Und womöglich war es ihre letzte. »Ich bin froh, dass du hier bist.«

Wie das wieder klang. Jedes Wort stimmte ... und doch ...

Maigars Blick flackerte, dann zuckte er wie durch einen bösen Zauber geführt nach vorn zu Noréy, und Gorda hatte ihre Antwort. Die Anziehungskraft der Weltenweberin war schlimmer als jede Hexerei!

Wenn Noréy nicht ihre einzige, beste Freundin gewesen wäre, hätte Gorda sie dafür gehasst.

»Ich bin auch froh, dass du hier bist, Gorda. Du hast mir so viel beigebracht, und damit meine ich nicht die Schattenmagie, sondern ...« Er räusperte sich und sah auf seine Hände, sortierte die Zügel neu. »Sondern wie man ein anständiger Mensch ist. Und ein guter Freund.«

Freund? Sie wollte doch nicht mit ihm befreundet sein! Nicht nur! »Aber ...«, würgte sie hervor.

Ein trauriges Lächeln stahl sich in sein Gesicht und war gleich wieder fort. »Ich weiß, wie du es gemeint hast, Gorda. Gib mir etwas Zeit. Du hast keine halben Sachen verdient.«

»Und was, wenn wir keine Zeit haben? Wenn morgen alles vorbei ...?«, sie verschluckte sich an den nächsten Worten und wandte ruckartig den Kopf ab.

»Wenn wir sterben.« Er legte seine Hand auf ihre. »Ich verstehe. Vielleicht ist Zeit kein Gut, über das wir frei verfügen können.«

Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Maigars Hand auf ihrer, das sah so richtig aus, fühlte sich so gut an. Wenn sie nur die Zeit anhalten könnte ... Es gab noch so vieles, was sie ihm sagen wollte.

Er seufzte kaum hörbar und strich sacht mit den Fingern über ihre. Machte er ihr wirklich Hoffnung auf mehr?

Es war so ungerecht! Warum hatte das nicht eher passieren können? Seit ihrem Aufbruch aus Sel Nedara hatte Gorda das schleichende Gefühl, nicht wieder aus Ber Glanden zurückzukehren. In ihren Träumen sah sie immer nur die feurige Göttin dastehen und nach Norden weisen. Als gäbe es nur diesen einen Weg und kein Zurück. Dass Odo, Inesa, Torik und Aurora tot waren, half nicht dabei, an eine glückliche, friedliche Zukunft für sich selbst zu glauben.

Nun aber rebellierte es in ihr. Sie wünschte sich so sehr ein kleines bisschen Glück für sich selbst, und in den vergangenen Tagen war ihr bewusst geworden, wo sie es finden konnte. Ganz gleich, wie holprig Maigars Weg auch gewesen war, seine Nähe war wie Balsam. Wenn er bei ihr war, konnte sie freier atmen – und sie konnte wieder lachen. Wenn sie in seine Augen sah, huschten irr sinnige Gefühle durch ihren Körper. Wirbelten wie Feuerfunken durcheinander. Und er sollte endlich verstehen, was er ihr bedeutete und was zwischen ihnen sein könnte.

Maigar sah sie fragend an, als würde er darauf warten, dass sie ihren Mut wiederfand.

»Ich habe noch nie jemanden geküsst«, wisperte sie.

NORÉY

Es ist wirklich ein Tempel! Geedals Tempel!« Noréy konnte ihr Glück kaum fassen. Vor ihnen lag ein rechteckiges Gebäude, das aus gelben und roten Sandsteinblöcken errichtet worden war. Jeder Stein war so ausgewählt, dass sich die Farben abwechselten und wie züngelnde Flammen gen Himmel strebten.

Das Portal hingegen war aus schwarzen Basaltsäulen geschaffen und wirkte von Weitem düster wie erloschene Kohlen. Dennoch ließ der Anblick ihr Herz höherschlagen. Ganz deutlich zog sie etwas in den Tempel. *Wo Stein zu Feuer und Feuer zu Stein, da sollst du mich suchen ...* Mit dem rätselhaften Spruch war der Tempel gemeint!

Zuversichtlich lächelnd sah sie zu Jahor herüber. »Wir haben es gescha...«

»Achtung, runter!«, schrie er im gleichen Moment.

Noréy dachte nicht nach, sah sich auch nicht um, sondern ließ sich einfach nach vorn fallen und presste ihr Gesicht in Aleos Mähne. Dann erst hörte sie das Geräusch von Schwingen in der Luft und Vogelschreie, die so merkwürdig klangen, als würden sie durch ein Blechrohr schallen.

Jahor riss sein Schwert hoch, und ein dumpfes Geräusch bestätigte, dass er getroffen hatte. Aleo scheute, als ihm eine Mischung aus Bussard und Reptil vor die Füße fiel und sterbend mit den Flügeln schlug.

»Puh, das war knapp.« Jahor stieß ein ungläubiges Lachen aus.

Noréy richtete sich wieder auf, doch im gleichen Moment rief Maigar: »Da kommen noch zwei!«

Jetzt sah Noréy sie auch. Was sie vor Augenblicken noch für

harmlose Vögel gehalten hatte, die ihre Bahnen über der Ebene zogen, kippte nun aus dem Himmel und kam blitzschnell näher.

Sie fasste die Zügel kürzer und zog ihr Schwert. Es war kaum genug Zeit, sich bereit zu machen, als die Kreaturen auch schon bei ihnen waren. Beide stürzten sie sich auf Noréy, als ob sie irgendwie wittern könnten, dass sie der Quelle ihrer Existenz ein Ende setzen wollte.

Aleo stieg auf die Hinterbeine und biss nach einer der Vogelkreaturen. Federn flogen. Noréy verfehlte die zweite mit ihrem Schwert, während Jahor tatenlos bleiben musste, weil sich der Kampf zu dicht vor ihm abspielte, um eingreifen zu können.

Mit wildem Flattern machten die Wesen kehrt und attackierten erneut. Dieses Mal gelang es. Noréy schlug eine entzwei, doch die andere kratzte und hieb nach ihrer Kehle. Heiß brannten die kleinen Wunden in ihrer Haut, doch Noréy war auf dieser Reise an einem Punkt angelangt, wo kleine Schmerzen wie diese sie einfach nur noch wütend machten. Sie hatte das alles so satt!

Mit einem Aufschrei kürzte sie dem geflügelten Biest mit dem Schwert die Schwanzfedern und erwischte es dann mit der flachen Seite der Klinge. Es taumelte zu Boden, wo es Aleo zwischen die Beine stürzte.

Doch ihr Pferd wich nicht aus. Heute schien der Wallach ebenso entschlossen zu kämpfen wie sie. Blitzschnell fuhr seine Hufe auf das Wesen nieder, dann packte er es mit den Zähnen und schleuderte es davon.

Gorda stieß ihr gackerndes Lachen aus, das Noréy auch an den dunkelsten Tagen gute Laune machte, doch als sie sich nun zu ihr umdrehte, verstummte ihre Freundin schlagartig.

»Bei den Göttern! Bist du schwer verletzt, Noréy?«

»Nur schwer verkratzt«, erwiderte sie und berührte die brennenden Stellen. Da war zwar Blut, aber nicht viel.

»Beeilen wir uns, bevor noch mehr und größere kommen«, sagte

Jahor, und schon im nächsten Moment ritten sie im vollen Galopp auf die Tempelanlage zu.

Es war nur ein kurzer Ritt, bevor sie in einer Staubwolke wieder zum Halten kamen. Sofort war Jahor aus dem Sattel und eilte mit dem Schwert in der Hand die Stufen zum Tempel hinauf.

»Maigar, sehen wir uns drinnen um!«, rief er.

Der sah Noréy fragend an, doch sie nickte nur.

»Jetzt sind wir hier«, sagte Gorda und verzog den Mund zu einem gequälten Lächeln. Dabei sah sie Maigar nach, bis die Portaltür knarrend hinter ihm zuschwang.

»Ja, wir sind angekommen«, seufzte Noréy und tupfte das Blut von den Kratzern. »Das Ziel unserer Reise ist erreicht. Aber wie es jetzt weitergeht?« Sie seufzte. »Was soll ich nur machen, Gorda?«

»Erst mal nehme ich dich in den Arm.« Sie drückte Noréy an sich, bis die ihre verkrampfte Haltung aufgab und tief durchatmete.

»Besser?«, murmelte Gorda und rieb ihr kreisend über den Rücken. »Ja, besser.«

»Ich würde sagen, die Weissagung mit dem Ort aus Flammen und Stein haben wir gefunden. Jetzt ist nur noch übrig, was sie mir eingeflüstert hat: *Ihr sollt auf einem Pfad aus Feuer reiten.*«

»Ich hoffe, sie meint kein echtes Feuer. Aleo ist zwar mutig, aber das macht er nicht mit ... und ich auch nicht.« Sie stieß ein langes Seufzen aus.

Gorda rieb ihr über den Rücken. »Du weißt, dass wir für dich da sind, wir alle. Bedingungslos.«

Noréy fühlte das auf ihr lastende Gewicht noch etwas schwerer werden. »Ja, aber das macht es nicht leichter, weißt du?«

»Weiß ich.« Gorda löste sich von ihr, sah ihr fest in die Augen und grinste plötzlich. »Glaub mir, deinem garstigen Mirakler würde ich so was nie sagen.«

In diesem Moment kam besagter Mirakler mit blutigem Schwert aus dem Tempel, dicht gefolgt von Maigar, der ein wenig blass wirkte.

»Es ist jetzt sicher, ihr könnt rein, aber wir müssen noch etwas aufräumen.«

»Sprich mit der Göttin, Noréy. Ich helfe den Jungs«, sagte Gorda nun und verpasste ihr einen liebevollen Schubs. Es war an der Zeit.

NORÉY

Im Tempel lag eine dicke Staubschicht, in der die Pfoten der Kreaturen ihre Abdrücke hinterlassen hatten. Nun waren Blutlachen hinzugekommen, die einen warmen, leicht säuerlichen Geruch verbreiteten.

Noréy versuchte, die dunklen Flecken zu ignorieren, und lief an kleinen Schreinen an den Seitenwänden vorbei, auf denen die Gläubigen vor langer Zeit ihre Opfergaben verbrannt hatten. Ein jeder verfügte über eine kreisrunde, von geschmiedeten Eisen verzierte Feuerstelle.

Noréy meinte, Ruß und kalte Asche zu riechen, doch das bildete sie sich sicher nur ein.

Langsam strich sie mit den Fingern über die schwarze, verkrustete Schicht an den Wänden, bis die Kuppen schließlich genauso dunkel waren wie der Ruß und sich glatt und ein wenig fettig anfühlten. Nach und nach fiel die Anspannung von Noréy ab. Sie hatte es geschafft, waren hier.

In einer Wandnische, versteckt hinter dem Hauptaltar, hatte Jahor bereits ein kleines Feuer für sie entzündet. Wie gut er sie doch kannte. Hatte ganz selbstverständlich gewusst, dass sie nicht

an dem riesigen Hauptaltar um die Hilfe der Göttin bitten wollte, sondern im Stillen. Ganz für sich.

Noréy ließ sich auf den Boden sinken und schrieb mit den rußgeschwärzten Fingern erst ihren Namen und dann den der Göttin in den Lichtbogen, den das kleine Feuer auf den Steinboden zeichnete.

Lichte Lohe, steter Schein, Feuermutter, hör mich an!, betete sie und richtete dabei ihren Blick in die züngelnden Flammen. Du hast das erste Feuer geschaffen, hast Licht und Wärme in die endlose Ebene Hvimkalja gebracht, am Anfang der Zeit, als alles dunkel war. Dein Feuer brennt in jedem Haus, deine Wärme vertreibt des Winters Kälte. Erhöre mich nun und lasse deinen Schein auf mich und meine Freunde leuchten. Wir sind hier! Einer aus jedem Volk und einer ohne. Wir sind hier, um den Fluch zu lösen.

Sie hatte die Worte aus vollem Herzen in die Flammen gesandt. Nun nahm sie ein kleines Rundholz, drückte es an ihr Herz, küsste es und legte es dann vorsichtig in die Mitte des Feuerchens.

Die Flammen züngelten an der neuen Nahrung hinauf. Sofort begann das eingeschlossene Harz zu kochen. Das Feuer verdoppelte seine Größe, fauchte und zischte.

WELTENWEBERIN!

Noréy zuckte erschrocken zurück. Die Flammen sprachen! Kurz meinte sie, ein rundliches Gesicht im goldenen Schein zu erkennen, dann wieder eine schwarze Gestalt, die kaum von den verkohlten Ästen zu unterscheiden war. Aber sie war da! Noréy fühlte die göttliche Präsenz mit jeder Faser ihres Körpers. Als hätte sie getanzt, bis ihre Beine summten, und gerade so viel Wein getrunken, um beschwingt zu sein. Alles fühlte sich leichter an, während sie wie gebannt ins Feuer starrte und zu erkennen versuchte, was nicht sichtbar war.

Funken stoben in rätselhaften Mustern mal hierhin, mal dorthin, hoben sich wie glitzernde Rocksäume oder formten Schriftzeichen, bevor sie vom Qualm verschluckt wurden und himmelwärts flogen.

Weltenweberin!, ertönte es wieder. Eine Stimme, die Heere befeligen und die Erde erzittern lassen konnte.

»Ich bin hier, heilige Flamme«, wisperte Noréy. »Wir sind alle hier, um den Fluch zu heben und Abrelien Frieden zu bringen.«

FRIEDEN? Wisst ihr Menschen denn noch, was das bedeutet? Das Einzige, was ihr kennt, sind Hass und Zerstörung!

»Wir nicht. Wir vier scheren uns nicht um Volk, Stand oder Aussehen. Wir sind Freunde«, stieß sie hervor. Jedes einzelne Wort geriet zum Kampf mit sich selbst. Sie wollte nichts Falsches sagen. Jahor und Maigar Freunde zu nennen, war gewagt, und die Göttin würde sofort wissen, wenn sie von der Wahrheit abwich.

Oh ja, mein Kind, so ist es. So wie das Feuer die Wälder verzehrt, so würde ich dich verzehren, wenn du es wagst, mich anzulügen.

»Aus Asche entsteht Leben, nach dem Feuer kommen die Wildblumen, die Insekten, die Schmetterlinge!«, erwiderte Noréy trotzig, um sie daran zu erinnern, dass selbst die zerstörerische Seite Geedals Leben hervorbrachte.

Die Flammen loderten auf, warfen glühende Funken auf ihre Haut und brannten winzige Löcher in ihre Tunika. Zugleich schien es Noréy, als würde die Göttin lachen ... sie auslachen!

Noréys Herz sackte ein Stückchen tiefer. Mit ihrer trotzigsten Antwort hatte sie alles verspielt. Es war vorbei.

In einem Anflug von Hoffnungslosigkeit ließ sie einen glühenden Funkenregen über sich ergehen, der ihr Haar, Kleidung und Haut versengte. Doch solange Geedal noch präsent war, würde sie nicht fliehen, ganz gleich, wie weh es tat. Sie würde es ertragen, wie der ewige Wald es ertrug.

Mit trockener Kehle setzte sie tapfer ihre Gebete fort.

Als auch das letzte Stückchen Kohle seine Wärme abgegeben hatte und endgültig erloschen war, fiel draußen bereits die Dämmerung über das Land.

Noréy erhob sich langsam und wackelig. Sie musste sich an einer schwarzen Basaltsäule abstützen, bis das Leben in ihre Beine zurückkehrte, die vom langen Sitzen eingeschlafen waren.

Es war, als sei sie in eine andere Welt gezogen worden. Einerseits saß sie noch immer in der kleinen Nische hinter dem Hauptaltar, andererseits war ihr Geist durch die Flammen gereist, in ein Reich, in dem es so warm war, dass sie noch immer das Pulsieren von Flammen auf der Haut zu spüren glaubte. Als sie sich nun mit unsicheren Schritten in die Halle bewegte, war sie verwundert, eine rotgoldene Helligkeit zu sehen, die durch hoch gelegene Lichtschächte fiel und in der staubigen Luft zu leuchtenden Säulen erstarrte.

Das Portal war geschlossen und verriegelt, direkt davor entdeckte Noréy die vier Pferde, die ihren Hunger mit einigen weichen Ästen und Laub stillten.

»Da bist du ja endlich!«, sagte Jahor und erhob sich von einer Stufe, auf der er bis zu diesem Moment unbemerkt gesessen hatte. Er ging zögernd auf sie zu und nahm sie in den Arm. Noréy ließ sich in die Geborgenheit seiner Nähe fallen und drückte ihre Wange an seine Brust. »Wo sind die anderen?«, fragte sie leise.

»Draußen. Sie halten von dem kleinen Turm aus Wache. Sobald sich ein Stück Rand oder eine Kreatur nähert, läuten sie die Glocke. Hat Geedal sich offenbart?«

»Ja.« Noréy schluckte. »Hol die anderen, bitte.«

Er zögerte kurz, dann rannte er los. Als er mit Gorda und Maigar zurückkehrte, hatte sich Noréy auf die Stufen des Altars gesetzt und trank in kleinen Schlucken Wasser. Noch immer fühlte sie sich überhitzt, als hätte sie viel zu lange viel zu nah an einem Feuer gestanden.

Maigar hockte sich schweigend auf den Boden, Gorda setzte zu einer Frage an und schloss ihren Mund wieder, nachdem sie ihr in die Augen gesehen hatte. Jahor war zuerst neben ihr stehen geblieben, wie so oft rastlos und nie sicher, ob er dazugehörte oder nur

geduldet wurde. Als sie die Hand nach ihm ausstreckte, setzte er sich mit ernstem Blick.

»Geedal ist mir erschienen«, begann sie. »Morgen früh, beim ersten Licht, ist es so weit. Wir werden versuchen, den Hass aus Abrelien zu tilgen. Dafür müssen wir alle zusammenarbeiten.« Noréy schluckte und sah einen nach dem anderen an. »Doch solange wir selbst noch Hass im Herzen tragen, werden wir scheitern. Die Göttin hat keinen Zweifel daran gelassen.«

Maigar senkte den Blick auf seine Hände, als fühlte er sich ertappt.

Noréys Brust zog sich zusammen. Sie sah Jahor an. »Schaffst du das?« Er straffte die Schultern, schien in sich hineinzuhorchen und nickte schließlich langsam. »Kein Hass«, sagte er leise. »Meinungsverschiedenheiten ja, aber kein Hass.«

Maigar sah erst Noréy an, dann seinen ehemaligen Rivalen. »Es ist viel geschehen, was ich bereue und wofür ich Verzeihung erbitte.«

Noréy nickte mit einem wachsenden Gefühl von Wärme in der Brust. *Gräben überwinden* ... Sie waren auf dem Besten weg, es zu schaffen.

Schließlich war es Jahor, der Maigar kurz die Hand auf die Schulter legte. »In den vergangenen Tagen haben wir alle zusammen statt gegeneinander gearbeitet.«

Gorda stimmte leise zu, ihre strahlenden Augen ruhten auf Maigar.

»Gut«, sagte Noréy leise und meinte, dabei Geedals Blick auf ihrer kleinen Versammlung ruhen zu spüren. »Wie Sorren vermutet hat, liegt der Schlüssel zum Hass im Riss. In seinen Tiefen verbirgt sich all die dunkle Magie, mit der die Herzen der Menschen vergiftet werden. Wollen wir den Fluch heben, müssen wir diesen Hass auslöschen. Erst dann kann Abrelien heilen und Frieden schließen.«

»Aber wie soll das gehen?«, fragte Gorda.

»Wir alle haben unsere Aufgabe. Maigar wird den ersten Schritt tun und mit seinem Licht die giftige Schattenmagie herausbrennen. Dann füllst du die entstandene Leere mit deiner Essenz.«

»Halt, Moment«, sagte Maigar ungläubig. »Dann braucht es gar nicht vier Schattenbändiger, sondern drei und einen Wirker für die Erfüllung?«

Gorda gab ihm einen freundschaftlichen Knuff. »Bilde dir da bloß nichts drauf ein.«

Jahor lachte und sah dann zu Noréy. *Alles wird gut*, schien sein Blick zu sagen, und diesen einen Moment lang glaubte sie ihm. Die Zweifel, die sie seit Monaten plagten, schlichen sich feige davon. Von neuem Elan beseelt, erklärte sie den anderen, wie Jahor und sie jenseits des Randes Position beziehen würden, je auf einer Seite des Risses. *Zwei an die Wurzel und zwei ins Herz*, hatte die Göttin es genannt. »Dann wird Geedal mich anleiten«, sagte sie abschließend. »Ich werde uns alle verbinden und unsere Schatten vereinen, wie wir es geübt haben. Was dann geschieht, weiß ich noch nicht, nur dass ich fest daran glaube, dass wir es schaffen werden. Wir vier. Der dunkle Fluch hat keine Chance gegen uns.« Sie versuchte, jeglichen Zweifel aus ihrem Herz zu verbannen und das auszustrahlen, was sie nun am meisten brauchte: den festen Glauben an ihre kleine Gemeinschaft.

»Wann geht es los?«, fragte Maigar.

»Bei Sonnenaufgang sollten wir am Riss sein. Geedal wird uns dort erwarten.«

Gorda sah Maigar an, dann erhoben sie sich gemeinsam. »Wir halten die erste Wache. Du solltest dich ausruhen, Noréy.« Ihr Blick sprach Bände. Sie freute sich auf die ruhige Zeit vor dem Sturm, die sie mit Maigar verbringen würde.

Noréy umarmte ihre Freundin und sah ihr nach, wie sie durch einen kleinen Seitenausgang ins Freie schlüpfte.

»Gorda hat recht, du solltest dich ausruhen.« Jahor nahm Noréy an der Hand und führte sie in eine kleine Kammer, in der wohl früher die oberste Priesterin oder der oberste Priester gewohnt hatten.

Hier befand sich auch ihr Gepäck. Jahor schien aufgeräumt zu haben. In einem Winkel stapelten sich Reste eines morschen Schreibtischs und Teile eines Bettes. Der Boden war freigeräumt, darauf lagen ihre Decken, bei deren Anblick Noréy eine große Erschöpfung überkam. Sie setzte sich und beobachtete Jahor, der geschäftig das Gepäck durchforstete und ihr erst eine Flasche Wasser und dann den kostbaren Vorrat an Trockenfrüchten reichte.

»Iss.«

»Das sind die Letzten!«, protestierte sie.

»Ja, und? Vielleicht ist morgen alles vorbei.«

»Komm her. Du kannst doch nicht so etwas sagen und mir dabei den Rücken zudrehen und nach Socken suchen.«

»Ich suche nicht nach Socken«, erwiderte er schnell und stieß ein kurzes Lachen aus.

»Was dann?«

Mit einem Seufzen drehte er sich um und kniete sich vor sie. In seinem Blick war von dem Lachen, das sie eben noch gehört hatte, keine Spur mehr zu sehen. Stattdessen schienen in seinen veränderlichen Augen, deren Farbspiel sie so liebte, Sorge und Liebe miteinander zu ringen.

»Ich versuche, mich davon abzulenken, dass dort draußen der Tod auf uns lauert, dass die Götter womöglich den höchsten Preis fordern, und ich ...«

Sein Blick flackerte über ihr Gesicht, ihre Kehle hinab und tiefer, und war so intensiv, als würde er sie unter ihrer Kleidung berühren und dort Brände entfachen, wo zuvor Geedals Funken winzige Male hinterlassen hatten.

Noréys Herz war mit einem Satz in ihrer Kehle und pulsierte so schnell, dass ihr das Atmen schwerfiel.

»Und ich ...«, stotterte Jahor.

»Sag nichts«, flüsterte Noréy.

Sie hatten sich seit ihrer Versöhnung nicht geliebt. Nie war es der richtige Ort gewesen, und wenn, dann waren sie nicht allein. Und dann lastete da noch der stete Gedanke auf ihr, dass Torik und Aurora sich für sie und die anderen Auserwählten geopfert hatten.

Noréy fühlte sich, als wäre sie beständig von Trauer und Tod umgeben, die sie wie nimmermüde Bluthunde verfolgten und nie in Frieden ließen. Sobald sie sich ein wenig besser fühlte, kam der nächste Schicksalsschlag. Wie sollte sie sich da gestatten, in Jahors Armen Glück und Vergessen zu finden?

Es fühlte sich verboten an, beinahe, als würde sie die Toten damit kränken.

Doch das stimmte nicht. Ganz falsch war es!

Sie schliefen jede Nacht Arm in Arm und küssten einander so vorsichtig, als könnten sie daran zerbrechen. Dabei rumorte es in Noréy, doch sie sperrte ihre Lust fort und ignorierte krampfhaft ihre Sehnsucht nach Nähe, nach Haut auf Haut.

Sie lag mitten in der Nacht wach, lauschte seinem Atem und stellte sich vor, wie es sein würde, wenn sie wieder allein wären.

Eines nahen Tages, wenn die Prophezeiung erfüllt wäre und ...

Und was, wenn Jahors Befürchtung wahr wurde? Sie diese Gelegenheit nie bekämen? Wenn dies ihre letzte Nacht war?

Er hob seine Linke, griff nach ihrem Zopf und zog ihn vorsichtig über ihre Schulter nach vorn. Entknotete das Band, das ihn hielt, und begann, die Flechten ganz sacht zu lösen. Dabei streiften seine Hände immer wieder kaum merklich die Tunika genau über ihren Brüsten.

Jedes Flüstern von Haut auf Stoff fachte in Noréy eine Hitze an, die zu ihm drängte. Doch sie zwang sich, stillzuhalten, abzuwarten.

Stattdessen betrachtete sie die dunklen Bögen von Jahors Wimpern, während er mit den Fingern durch ihr Haar kämmte. Sein

Mund stand vor Konzentration ein klein wenig offen, und das helle Haar war ihm in die Stirn gerutscht.

Sie hörte ihn schlucken, als würde er sich etwas verbieten.

»Küss mich«, wisperte Noréy.

Es war kein vorsichtiger Kuss. Nicht wie die Küsse der letzten Tage, die sich jeder einzelne für sich wie eine Frage angefühlt hatten, auf die sie beide keine Antwort kannten.

Nein, Jahors Kuss war ein Versprechen. Er begehrte sie mit ganzem Herzen, mit jeder Faser seines Körpers, mit allem, was ihn ausmachte. Er schenkte sich ihr. Noréy erwiderte es mit gleicher Hefigkeit, versprach, was er versprochen hatte.

Atemlos sanken sie aufs Lager. Zerrten sich die Kleider vom Leib, ohne dass sich ihre Münder auch nur einen Lidschlag lang trennten. Es war gierig, erfüllt von der Leidenschaft, die sie einander so lange versagt hatten.

Noréy wollte nichts Zartes, nichts Anständiges. Sie wollte ihn wie der Sturm, der durch einen Wald brach, der die Bäume bis in die Grundfesten schüttelte, Blätter und Äste davonwirbelte.

Jahor wiederholte ihren Namen wie eine berauschende Zauberformel, während seine Hände nirgends und überall zugleich waren. Noréy bäumte sich auf. Sie wollte mehr, so viel mehr! Grub die Finger in seine Muskeln. Küsste Wege seine Brust hinab und tiefer.

Er brannte unter ihren Berührungen. Seine Bewegungen wurden fahrig, in seinen Augen schimmerten alle Grautöne zugleich. Und als sie sich vereinten, verschwand die Welt.

Es gab nur noch sie und ihn, nur noch ein *Wir*. Es war der reinigende Sturm, nach dem sie sich so gesehnt hatte, und sie verlor sich in seinem Brausen und Wirbeln, bis die Lust kaum noch zu ertragen war. Für diesen einen goldenen Augenblick war das Morgen vergessen.



JAHOR

Stunden waren verstrichen. Das Licht, das in den Tempel fiel, verlor an Kraft und würde bald ganz verschwunden sein. Es war längst Zeit, die anderen auf ihrem Wachposten abzulösen, doch Jahor wollte die Augen nicht öffnen.

Es war zu schön, um in die nüchterne Wahrheit Abreliens zurückzukehren. Er grub sein Gesicht tiefer in Noréys Haar. Vor der ersten Begegnung mit ihr hätte er nicht geglaubt, je nach dem Duft eines Menschen süchtig werden zu können.

Es war warm, fast heiß unter der Decke. Am liebsten hätte er die Beine darunter hervorgeschoben, doch er wollte sie nicht stören. Schließlich reckte sich Noréy mit einem Seufzen, drehte sich zu ihm und drückte ihm einen weichen Kuss auf den Mund. Nun öffnete er doch die Augen und entdeckte in ihren ein geheimnisvolles Strahlen, das vorher nicht dort gewesen war. Irgendwie war es ihnen gelungen, die Traurigkeit für eine Weile zu verbannen. Er kannte sie nur mit diesem Schatten im Blick, er gehörte zu ihr. Aber er würde diese Dunkelheit nicht vermissen, wenn sie eines Tages nicht mehr wiederkäme.

»Du weißt, wir sollten ...«, setzte sie an.

»Ja, aber ich mag nicht!«, erwiderte er knurrig. Sie würden die anderen abwechseln müssen.

Noréy schob die Decke tiefer und setzte sich auf. Ihre Hände glitten seinen Bauch hinab. Er sog zischend die Luft ein. Schon kribbelte Lust durch seine Lenden.

»Wenn wir uns beeilen ...«, murmelte er und wollte sie gegen jede Vernunft an sich ziehen, doch Noréy schüttelte den Kopf. Ihre Finger ruhten auf der Narbe, die ihm die Mähnenschakale zugefügt hatten.

»Das hier hab ich gespürt.« Sie malte das zackige Narbengewebe mit den Fingerspitzen nach. »Wo kommt die her?«

Er hob ihre Hand und küsste jede einzelne Fingerkuppe. »Ich könnte es dir erzählen, aber wenn du da weiter herumkribbelst, bekomme ich kein Wort mehr heraus und liege beim nächsten Herzschlag auf dir. Das kannst du nicht wollen.«

»Und wie ich das will, aber du hast recht.« Sie seufzte und reckte sich nach der verstreuten Kleidung. »Du kannst es mir gleich erzählen, wenn wir die Wache übernehmen, da haben wir ...« Sie zuckte zusammen und erstarrte.

Mit einem Schlag wurde Jahor bewusst, dass sein Schwert außer Reichweite war. Er war nicht aufmerksam gewesen, und nun ...

»Schau«, sagte Noréy mit einem Hauch von Ehrfurcht in der Stimme. Es waren ihre Schatten. Sie schwebten in einem Winkel des Raums. Jahor hatte sie aus dem Augenwinkel im Halbdunkel für eine Säule gehalten. Doch nun wurde ihm klar, dass sich Grau und Schwarz zu einem Wirbel vermischt hatten, der sich ganz langsam drehte.

»Ist ... Ist das passiert, als wir ...?«, stotterte er.

»Ich glaube schon.«

»Deshalb hat es sich so anders angefühlt.«

»Vollkommen«, flüsterte Noréy ehrfürchtig und streckte die Hand aus. Der Schattenwirbel schwebte zu ihr.

»Wenn Nacht und Nebel tanzen, zerspringt der Morgen in tausend Farben«, wisperte Jahor ehrfürchtig.

»Was?«

»Das hat Neljanna zu uns gesagt, als du unsere Schatten erst vereint und dann getrennt hast. Erinnerst du dich? Bis jetzt habe ich es nicht verstanden.«

»Zerspringt der Morgen in tausend Farben«, wiederholte Noréy. »Das könnte bedeuten, dass wir mit vereinten Kräften den Wilden Rand zu Fall bringen. Ich habe die Stimme nicht so deutlich wahrgenommen wie du. Ich wusste gar nicht, dass sie es war. Klang es nach etwas Gutem oder Schlechtem?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das wissen nur die Götter.«

Beide waren sie nun auf den Beinen und berührten die geheimnisvolle Struktur. Es fühlte sich an, als würde Seide über seine Handfläche gleiten.

Sobald sie den Wirbel gemeinsam berührten, trennten sich die Schatten zögernd voneinander. Jahor zog seinen in den Körper, um noch etwas genauer zu fühlen, was sein grauer Begleiter erlebt hatte. Dann wurde ihnen beiden bewusst, dass sie splitterfasernackt dastanden, noch dazu in der Schlafkammer eines Tempels, deren Göttin sich noch vor Kurzem Noréy offenbart hatte.

Hastig zogen sie sich an und mussten dabei beide lachen. Doch ein wenig vom Zauber ihrer geteilten Lust blieb auch danach noch an ihnen haften.

Einige Stunden später

Weit, weit oben verblassten die beiden Sternenbänder, und das Nachtblau verlor seinen kräftig-dunklen Aquamarinton.

Jahor glaubte, kaum ein Auge zugetan zu haben, und fühlte sich dennoch auf eine aufgekratzte Weise wach.

Als sie am Abend die erste Wachsicht auf dem Glockenturm

übernommen hatten, hatten sie einander alles erzählt, was sie in der Zeit ihrer Trennung im Leben des anderen verpasst hatten.

Dann waren sie nach einer Weile satt an Geschichten gewesen und betrachteten fest aneinandergeschmiegt die bizarre Welt unter sich. In der Ferne zogen die absonderlichsten Kreaturen über die Weite des einstigen Schlachtfeldes Ber Glanden und schienen ihnen keine Beachtung zu schenken.

Der Wilde Rand dröhnte wie das Meer, das Jahor Noréy erfolglos zu beschreiben versucht hatte. Der magische Puls stieg in Wellen an und ab.

»Es ist auf eine bizarre Art wunderschön«, sagte Noréy.

Er hatte nur zustimmend genickt und sonst geschwiegen.

»Glaubst du, nach dem morgigen Tag hört das alles auf zu existieren? Der Rand, die Wesen und all die dunkle Magie? Sind unsere Schatten dann womöglich nichts mehr als ... Schatten?«

Bei ihren Worten war ihm mulmig zumute geworden. Noréys Schatten, der bis zu diesem Moment als katzengroßer Greif auf ihrem Schoß gelegen hatte, hob den Kopf, sträubte fragend das Gefieder und begann zu zittern.

»Ich ... Ich glaube nicht«, erwiderte er und versuchte, überzeugend zu klingen, was selbst in seinen eigenen Ohren hohl klang. Vor seinem inneren Auge löste sich sein Schattendrache auf ... Er würde nie wieder fliegen, nie wieder das unglaubliche Gefühl erfahren, mit einem beinahe lebendigen und doch im Schattennebel verborgenen Wesen zu verschmelzen.

»Vor dem Großen Krieg gab es doch auch lebendige Schatten und Schattenbändiger. Ich hoffe, dass es wieder so wird und wir ... wir unsere Begleiter behalten.«

»Und wenn nicht?«

Jahor musste an den Moment denken, als der Wilde Rand ihm die Familie genommen hatte. Daran, wie er in Arboressea gegen Bestien gekämpft hatte, die die Straßen der Stadt mit dem Blut Un-

schuldiger tränkten. »Dann müssen wir es trotzdem tun«, sagte er gefasst, und Noréy schmiegte sich schweigend an seine Brust. Dann streichelten sie gemeinsam den Greifen, bis er aufhörte zu zittern.

Nach ihrem Wachdienst waren sie zum Schlafen in den Tempelraum zurückgekehrt, doch Jahor hatte nur dagesessen und Noréy dabei zugesehen, wie sie Ruhe zu finden versuchte.

Als sie schließlich erneut an die Reihe kamen, fielen Jahor auf dem Turm kurz die Augen zu.

Doch dann zuckte Noréy neben ihm zusammen, und er war wieder hellwach. »Was ist?«

»Es ist noch ein Stück aus dem Rand gebrochen ... und ich habe es gefühlt.«

»Gehört, meinst du?«

»Nein, gefühlt«, erwiderte sie überzeugt. »Während du dein kleines Nickerchen gehalten hast, habe ich mir das Gewebe angesehen.«

»Die Struktur des Randes?«

»Das Gewebe der Magie, aus der er geschaffen wurde, ja. Genau hier ist es passiert. Beim Riss. Dort sind auch seine Ankerpunkte. Ich bin mir nicht sicher. Geedal hat nichts dazu gesagt. Aber ... Wenn wir den Riss schließen, dann könnte der Rand wieder stabil werden. Dann kommen keine Kreaturen mehr frei!« Da war ein Strahlen in ihren Augen, für das er durchs Feuer gegangen wäre.

»Das schaffen wir.«

»Ja, alle gemeinsam.«

Sie küsste ihn auf den Mund, legte die Hände auf seine Schultern, und er sah ihr fest in die Augen. »Ich habe dir ein Versprechen gegeben, Noréy. Auch wenn ich lange daran gezweifelt habe, ob es richtig ist, dieser Prophezeiung hinterherzuhetzen, und ich in ihr nur einen weiteren Weg in Abreliens endgültiges Verderben gesehen habe.«

»Weil es den alten Schattenbändigern so wichtig war?«

»Auch. Ich dachte, sie würden einen anderen Plan verfolgen. Aber da bin ich wohl meiner eigenen Verbohrtheit aufgesessen.«

»Es war Torik nur deshalb so wichtig, weil er das Gefühl hatte, auf diesem Weg einen kleinen Teil seiner Schuld zu tilgen.«

Ihre Worte versetzten ihm einen Stich, und er schluckte an seinen eigenen Schuldgefühlen. »Ja, das ist mittlerweile selbst in meinem Dickschädel angekommen.«

»Dann ist ja gut.«

Noréy stand auf und reckte sich, während hinter ihr die Dämmerung das Licht der Sterne tilgte.

»Bereit?«

»So bereit wie möglich.«

GORDA

Sie hatten hastig gegessen, auch wenn keinem von ihnen der Sinn danach stand, und dann nur das Nötigste gepackt. Den nächsten Abend würden sie wieder im Tempel verbringen – oder in Orrothans Hallen.

Als sie alle auf den Pferden saßen und gen Westen aufbrachen, lag die Sonne als rot glühender Ball auf dem Horizont und flutete die Hochebene von Ber Glanden mit flüssigem Gold. Selbst die zahllosen Knochengerippe wirkten in diesem weichen Licht wie harmlose Äste.

Gorda ritt als Letzte, im Herz ein wildes Summen. Heute war es so weit, heute würde es passieren. *Wenn du uns sehen könntest, Odo! Du wärst stolz auf uns.*

Noréy und Jahor galoppierten Seite an Seite in einem ruhigen Tempo voraus. Manchmal waren die Pferde genau im Takt, und

Gorda stellte sich vor, wie sie eines Tages genau so auf ein Gemälde oder ein Fresko gebannt werden würden.

Die Helden Abreliens auf dem Weg, ihr Schicksal zu erfüllen! Die Weltenweberin und ihre Getreuen!

Und ich gehöre dazu!

Sie klammerte sich an dieses hehre Gefühl, um nicht den Mut zu verlieren. Sie hielt sich nicht für etwas Besonderes, war keine Heldin. Zweifel nagten in jedem wachen Moment an ihrer Zuversicht. *Ausgerechnet du, die Verstoßene, von Eltern und Geschwistern Vergessene. Was willst du schon tun können?*

Maigar nahm die Zügel auf und ließ sich ein wenig zurückfallen, bis sie gleichauf ritten. Seine Konturen verwischten in dem Staub, den Noréys Pferd aufwirbelte.

Gorda konnte seine Augen nicht genau erkennen und meinte doch, ganz genau zu sehen, dass in ihnen der gleiche Zweifel stand wie in ihren.

Sie hatten viel geredet in den vergangenen Stunden, und doch war kein Wort über Gordas Geständnis gefallen. Was sie Maigar einerseits hoch anrechnete, andererseits toste in ihr seitdem aber auch ein ganzer Wirbelsturm an widersprüchlichen Gefühlen.

Sie hätte es ihm niemals einfach so sagen sollen!

Nun war sie selbst schuld an ihrer Misere.

Und doch zog alles in ihr zu ihm hin, ihr Kopf und ihr Herz und das wilde Wummern in ihrem Bauch, das immer dann aufflammte, wenn sie ihn länger als unbedingt nötig ansah. Nun hatte er wieder diesen stoischen Ausdruck im Gesicht, und selbst der gefiel ihr.

Sie ritten auf geheimnisvolle Weise unbehelligt durch die Ebene. Kreaturen, die in der Ferne zu sehen waren, schienen ihre Gruppe nicht zu bemerken, obwohl die Hufe auf dem harten Boden dröhnten und ihnen eine Staubfahne nachzog, die wohl noch aus einer halben Tagesreise Entfernung zu sehen war.

»Geedal beschützt uns!«, rief Noréy plötzlich und wies nach vorn. »Dort!«

Gorda richtete sich in den Steigbügeln auf, und dann sah sie es auch. Verschwommen durch all den Staub, zogen sich zwei niedrige Flammenspuren, handbreit und ebenso hoch. Es war ein magisches Feuer, denn es brannte ohne Nahrung und erzeugte weder Rauch noch Funken.

»Wie in meinem Traum! *Ihr sollt auf einem Pfad aus Feuer reiten.*«

»Das ist unglaublich«, rief Maigar ihr zu und lachte unsicher.

Schnurgerade lief die Spur auf etwas zu, das sich wie eine gewaltige Narbe ins Land fraß.

Der Riss.

Er war unheimlich anzusehen, und mit jedem Galoppsprung wurde Gorda ein wenig flauer zumute.

Viel zu schnell erreichten sie ihr erstes Ziel. Noréy hob die Hand, und sie zügelten ihre Pferde vor einem schmalen Spalt im Boden, der auf den ersten Blick recht harmlos daherkam.

In dem Teil der Steppe, aus dem Gordas Familie stammte, gab es diese Spalten häufiger, oft in ausgetrockneten Flussbetten, wo feines Sediment unter der Wüstensonne trocknete. In der Regenzeit füllten sich diese Risse als Erstes mit Wasser und brachten reiches Leben hervor, weil der Wind die Pflanzensamen genau in diesen Scharten ablegte.

Hier aber gab es nur Leere und Tod.

Dieser Riss würde nie Leben gebären. In den tiefen Spalten lauerte Schwärze, eine seltsame Art von Schattenmagie, abgrundtief böse und einzig mit dem Zweck geschaffen, alles, was atmete und einen Herzschlag besaß, zu vernichten. Nicht einmal Spinnenweben überspannten die Lücke in der Erde.

Sie stiegen aus den Sätteln.

»Wir lassen die Pferde bei euch«, sagte Jahor und stellte sich an

Noréys Seite, die noch immer ein wenig verloren wirkte. Als wäre die Rolle der Weltenweberin eigentlich zu groß für sie. Gorda hätte ihr so gerne die Zweifel abgenommen. Wenn jemand die Prophezeiung erfüllen konnte, dann ihre Freundin!

Also trat sie zu Noréy und schloss sie ganz fest in die Arme. »Niemand versteht das magische Gewebe der Welt so wie du, Noréy. Ich glaube an dich.« Sie drückte ihr einen Kuss auf die Wange, nahm ihre Hände und sah ihr fest in die Augen. »Was auch immer die Göttin noch fordern mag, wir sind bereit. Wir glauben fest an dich! An uns!«

Gorda brauchte diese Worte, um ihre eigene Zuversicht nicht zu verlieren. Weil die Prophezeiung weissagte, dass es genauso gut schiefgehen konnte. Was, wenn sie am Ende alles nur schlimmer machten? Ein Gedanke, den sie gar nicht erst zulassen durfte.

Noréy holte tief Luft und sah sie nacheinander an. »Es war ein schwieriger Weg bis hierher, aber wir haben es geschafft. Ich muss euch nicht vormachen, dass ich lange nicht geglaubt habe, die Weltenweberin zu sein. Und ich hatte Angst. Nein, die habe ich noch immer. So viel, dass ich das Gefühl habe, darin zu ertrinken. Aber nur fast. Denn ihr seid hier, und wir halten uns gegenseitig.«



NORÉY

Wenige Augenblicke zuvor

Sogar noch lebendiger als früher!

Sie grub die Hände in das dichte Gemisch aus Federn und Fell, fühlte die kräftigen Flugmuskeln arbeiten. Der Greif strahlte Wärme ab wie ein richtiges Lebewesen. Winzige bläuliche Funken zuckten über die Flügelspitzen. Das war Jahors Magie und mehr. *Leben!* Er lebte.

Es musste in der Nacht passiert sein. Eine Gabe der Göttin oder die verfluchte Magie von Ber Glanden. Sie wusste nicht, was es war, aber spielte das eine Rolle?

Er war an ihrer Seite und schien genauso begierig, sich endlich der Bestimmung zu stellen, wie sie.

Schrei!, forderte sie ihren Schatten auf. Der Greif wandte den Kopf und sah sie an, dann öffnete er den spitzen Hakenschnabel und stieß ein Brüllen aus, das in einem hohen Raubvogelkreischen endete.

Ihr lief ein Schauer über den Rücken. Jahors Drache und ihr Greif waren in der Tat zu echten Wesen geworden! Aber sie hatten

keine Zeit, um dieses Wunder zu bestaunen. Der Rand kam beängstigend schnell näher.

Jahor flog voraus. Er hatte bislang als Einziger den Wilden Rand mehrfach durchquert. In diesem Moment hob er den rechten Arm und formte eine sichelförmige Schattenklinge.

Der Rand grollte, als spürte er, was sie vorhatten. Die Farben wurden intensiver. Zornige rote und schwarze Schlieren wirbelten durcheinander wie ein Malstrom.

Noréy war zu überrascht, um noch Angst zu spüren. Da war ohnehin eine vibrierende Aufregung in ihr, die sich anfühlte, als würde sie jeden Moment außer Kontrolle geraten.

Die Feuergöttin hatte ihr nur einen Teil des Weges gezeigt. Nur die Aufgaben ihrer Freunde und die Positionen am Riss. *Ich komme zu dir, wenn es so weit ist, und ich werde deine Hände leiten, Weltenweberin.* Nach diesen Worten war sie in einem Funkenregen gen Himmel gestiegen, und weder Bitten noch Gebete hatten sie zurückgebracht.

Es ist fast so weit, Geedal. Dein Licht, deine Lohe mit uns!

Jahor ließ die Sichelklinge los. Sie begann, wie wild zu rotieren. »Näher zu mir!«, schrie er, dann schlitzte die Waffe auch schon durch den rot gleißenden Rand.

Die entstandene Öffnung war klein. Vielleicht zwei Mannslängen, kreisrund und mit wabernden Rändern. Noréy sah das magische Gewebe, wie es bereits wieder Fäden in die Lücke streckte, um sie schnellstmöglich zu schließen.

Da passte sie niemals durch.

Noréy setzte zu einem Schrei an, als der Drache plötzlich verschwand und Jahor in einem gräulichen Wabern durch die Lücke schoss. Auf der anderen Seite formte sich sein Drache sofort neu und fing ihn ab.

Der Greif stieß einen Schrei aus. Noréy schaffte es nicht mehr, einen passenden Willen zu formulieren, da zog ihr Schatten auch

schon ruckartig die Flügel an den Leib, streckte sich, schrumpfte zugleich, und mit einem Knall wie von splitterndem Glas durchbrachen sie die Lücke und die ersten neu gebildeten Knoten magischen Gewebes. Für einen winzigen Augenblick hatte er sich in ihren Körper zurückgezogen wie bei einem Mirakler und war auf der anderen Seite sofort wieder hinausgeschnellt. Jahors geteilte Magie machte dieses Wunder möglich!

Die andere Seite!

Doch hier war sie nicht grün wie das weiter im Süden gelegene Land, das Jahor beschrieben hatte. Hier ging die trostlose Hochebene Ber Glanden einfach weiter, bis sie in der Ferne im Westen von einigen Hügeln begrenzt wurde.

Die Knochen gewaltiger Kreaturen lagen wie gestrandet auf dem gelblichen Grund der großen Weite. Alles war eben, bis auf den gewaltigen Riss in der Mitte, der aussah, als wäre Abrelien ein gieriger, alles verschlingender Schlund gewachsen.

Sie flogen nun nebeneinander, bis sie das Ende des Risses erreichten. »Was nun?«, rief Jahor. Wind zerzauste sein Haar und riss seine Worte davon. Er sah dennoch aus wie ein Held aus einer märchenhaften Geschichte.

»Ich weiß nicht weiter. Geedal wollte mich ab jetzt leiten.«

»Dann hoffen wir, dass sie uns hier nicht versauern lässt, bis sämtliche Schattenbestien auf uns Jagd machen.«

Jahor hatte es kaum ausgesprochen, als die ersten schwarzen Schemen zwischen den Felsen hervorgekrochen kamen. Sie waren groß. Und es waren viele.

Wie Nadeln bohrten sich ihre Blicke trotz all der Entfernung in sie.

»Siehst du einen mit Flügeln?«, fasste Jahor ihre Sorge in Worte, doch sie kam nicht mehr zu einer Antwort. Das Geräusch des Windes änderte sich. Es klang nun, als würde ein Feuer entfacht. Knis-

tern und Rauschen erfüllte die Luft, und Noréy meinte, einen seltsamen Druck auf den Ohren zu spüren.

Goldene Funken erschienen aus dem Nichts, tanzten um sie herum und sprangen über die Federn des Greifen.

»Was ist das?«

»Sie ist hier, Jahor. Gehen wir auf unsere Positionen.«

Er würde das südliche Ende übernehmen, so war es abgesprochen. »Meine Kraft gehört dir, Noréy«, rief er und legte eine Hand auf die Brust. »Meine Kraft und mein Herz.« Und damit legte sein grauer Drache die Flügel an und raste dem Boden entgegen.

Noréys Augen begannen zu brennen. Sie hatte noch nicht einmal Zeit gehabt, ihm zu sagen, dass sie ihn liebte.

Ich liebe dich, Jahor Sarevil.

Komm, Weltenwanderin. Das knisternde Geräusch schwoll zum Rauschen einer Feuersbrunst, dann wuchs ein Funke direkt vor ihren Augen zu einer kleinen Flamme an und schwebte abwärts.

Noréy sah noch ein letztes Mal in die Richtung, in der Jahor verschwunden war, dann lenkte sie ihren Greifen der kleinen Flamme hinterher, die schneller und schneller der Ebene entgegensank.

Wieder allein.

Ihr Herz fühlte sich an, als wäre es in einem Schraubstock eingespannt, der ganz langsam enger gedreht wurde. Jeder Schlag war ein wenig schwerer, anstrengender und kälter.

Wieder allein.

Wie einem Irrlicht ins nebelige, trügerische Moor, so folgte sie dem göttlichen Funken ins Ungewisse.

Der Greif breitete die Schwingen aus und landete sanft in der Ödnis Ber Glandens.

Noréy war unsicher, ob sie absteigen sollte. Sie fühlte sich wohler auf seinem Rücken. Das Gefühl, jeder Gefahr davonfliegen zu können, bot zumindest eine trügerische Sicherheit. Doch am Ende ließ sie sich doch auf den Boden herunter.

Die kleine Flamme neben ihr wuchs zu einer schwarzen, von Glut umhüllten Frauengestalt heran. Sie war ein wenig kleiner als Noréy, die Figur beinahe kindlich, doch keinesfalls harmlos. Jedes Feuer, auch ein noch so kleiner Funke, war in der Lage, einen großen Brand zu entfachen. Es brauchte nur die richtige Nahrung und Wind.

Einhundert Jahre haben die Menschen unter ihren Schatten gelitten, weil sie den Frieden vergessen und nur noch Orrothan gehuldigt haben. Wenn du versagst, Weltenweberin, so wird der Fluch sie weitere einhundert Jahre plagen, bis sie lernen, zusammenzuleben und Frieden zu halten.

Noréy wusste, dass sie nun besser schwieg, doch sie konnte nicht. Was die Götter über die Menschen gebracht hatten – jedes Volk aus seiner Heimat zu verbannen und in den Städten oder in Höhlen zusammenzupferchen –, war ein schrecklicher Fluch. »Jemanden hinter Mauern mit anderen zusammenzusperren, sorgt doch nicht für Frieden! Nur für vergiftete Herzen. Und die Nachgeborenen? Was können wir in dritter und vierter Generation dazu?«

Geedals Gestalt loderte auf, wurde so hell und heiß, dass Noréy den Arm hochriss, um ihr Gesicht zu schützen. Die Göttin duldete keine Widerrede.

Bist du hergekommen, um mir die Stirn zu bieten, Weltenweberin, oder um das Schicksal Abreliens zu wenden? Flammenrauschen erfüllte die Luft.

»Sag mir endlich, was ich tun muss«, schrie Noréy dagegen an, während heiße Winde über ihre Haut peitschten.

Mit einem Schlag ließ Geedals Machtdemonstration nach, und Noréy strauchelte ein Stückchen nach vorn. Die Göttin trat um sie herum und legte ihr schließlich die Hände auf die Schultern. Noréy zuckte unter der Berührung, doch statt der erwarteten Hitze spürte sie nur die seltsamen Finger der Göttin. Leicht und fest wie Zunderholz. Geedals gesamter Körper sah mit dieser samtene und ein wenig schillernden Oberfläche aus wie verkohltes Holz.

WELTENWEBERIN! Schließ die Augen und spinne dein Netz!

Noréy zuckte zusammen. Nervös ließ sie noch einmal ihren Blick schweifen und prüfte, ob wirklich keine Kreaturen auf sie aufmerksam geworden waren. Jahor hatte sie davor gewarnt, ihren Schatten in körperlicher Form bei sich zu haben. Es reizte ihre Feinde, lockte sie an.

TU ES JETZT!

Noréy gehorchte, tauchte in die Schwärze und sah ... nichts.

Das Gewebe der Welt, sieh! Das Gewebe des Randes, sieh!

Und Noréy sah. Geedals Funken begannen, die Dunkelheit zu erhellen. Ganz langsam schälten sich Strukturen aus der Schwärze heraus. Winzige Flammen lenkten ihren Blick auf Knoten, auf das Gewebe des Randes und die Ankerpunkte, die es an die Erde keteten. Viele dieser Stellen waren marode, und auch der Rand selbst schien spröde wie Stoff, der lange Zeit der Witterung ausgesetzt gewesen war und bei der geringsten Belastung riss. Es war ein Wunder, dass er überhaupt noch standhielt.

Siehst du ihn?

»Ja.«

Nun der Riss.

Noréy fuhr die Narbe in der Erde entlang, die sich unter dem Wilden Rand entlang auf beide Seiten erstreckte. Tief, ganz tief darin lag der Kern der Magie, aus der die Götter einst den Rand geformt hatten. Und dann beschlich sie leises Entsetzen. Auch Schattenmagie besaß Muster. Unbewusst war ihr das längst klar gewesen. Sie kannte ihre eigene, Jahors, die ihrer Freunde. Hier nun aber fand sie die ihrer Urahnin Hara Olecni. Sie hatte die Kraft Dutzen der Schattenbändiger für einen einzigen, gewaltigen Schlag miteinander verwoben. Doch sie alle stützten und stärkten nur eine besondere Signatur: Toriks! Seine Magie bildete den Kern der gesamten mörderischen Kraft, die hier am Werk war.

All das, was Jahor ihm vorwarf, entsprach der Wahrheit und

mehr. Ohne Torik hätte es den Rand nicht gegeben. Ohne ihn wäre der Riss nicht entstanden und der Fluch des Randes nicht. Es hätte die Kreaturen nicht gegeben und auch nicht Tausende Tote. Von hier aus trug der Westwind den Hass in die Welt, der die Herzen der Menschen gegeneinander aufwiegelte und sie unversöhnlich machte.

NEIN! Beschreite den Weg nicht, Noréy Weltenweberin! Du verschließt die Augen vor der Wahrheit. DEINE AHNIN war es. Hara Olecni! Sie hat den schwarzen Ritter benutzt, um eine Waffe zu schaffen, stärker als alles zuvor!

Die Wahrheit traf sie wie ein Schauer glühender Kohlen, brannte sich durch sämtliche Schutzschilde. Hara Olecni hatte Toriks Magie mit der Absicht genutzt, so viele Menschen zu töten, dass die anderen Parteien nur kapitulieren konnten.

Verstehst du nun, Weltenweberin, warum DU die Auserwählte bist? Nur die Magie deiner Sippe kann heilen, was ihr verdorben habt.

Noréys Herz hämmerte mit jedem verstreichenden Augenblick schneller und lauter in ihrer Brust. Sie rang um Worte, doch es gab keine richtigen.

Was bist du bereit zu geben?

»Alles.«

Und deine Freunde?

»Sie auch.« Noréy schluckte. Sie hatten darüber geredet, aber es selbst auszusprechen, es für die anderen in Worte zu fassen ...

Dann wird die Prophezeiung erfüllt.

Noréy hätte nicht für möglich gehalten, dass eine Feuergöttin kalt klingen konnte. Doch das tat Geedal in diesem Moment.

Nun spüre deinen Freunden nach, ihrer Magie, ihren Schatten, ihren ... Herzen. Du musst sie miteinander verbinden ... und mit dir.

Noréy tat es, fuhr wie mit Fingerkuppen vorsichtig tastend den Riss entlang. War das Gorda? Ja. Und neben ihr, gegenüber? Das

musste Maigar sein. Ein leichter Energiestrom floss zwischen ihnen hin und her. Ihre Herzen schlugen schnell, doch beinahe im Gleichtakt. Noréy lächelte. Gordas Traum schien wahr zu werden.

Dann spinn sie ein feines, magisches Gespinnst um ihre Freunde.

Jahor. Bei ihm war es leicht. Sie waren bereits verbunden. Seine Magie war ihre, ihre seine. Doch im Gegensatz zu den anderen spürte er, was sie tat, und es beunruhigte ihn.

Oder gab es etwas anderes, das ihm Sorgen bereitete?

Gefahr!

Sie spürte diesen kurzen Gedanken, dann schien er sie auszusperren. Was auch immer er wahrnahm, es war seiner Meinung nach nicht ihr Problem. Womöglich näherten sich die ersten Bestien. Mit jedem verstreichenden Augenblick wurde ihre Lage brenzlicher. Sie spürte die dunkle Magie aufmerksam werden, lauern ... sprungbereit.

»Beeilen wir uns!«

Dann bist du bereit, mir deine Opfer zu bringen?

Sie kämpfte gegen die würgende Enge in ihrer Kehle an. »Ja!«

Nun gab es kein Zurück mehr.

JAHOR

Er schwebte in wenigen Schritten Höhe über dem Boden und hatte nur einen Schattenfaden heruntergelassen, um die Stelle zu berühren, an der er sich positionieren sollte. Doch wie lange würde das noch gut gehen?

Sobald sie den Rand durchbrochen hatten, waren die Kreaturen aufgetaucht, und er wusste nicht, was er tun sollte. Würde Noréy seine Schattenmagie brauchen oder nur ihn an dieser Stelle? Wenn

er sich verteidigte, bedeutete das auf jeden Fall den Verlust von Schattenessenz.

War er zu schwach, würden sie womöglich die Prophezeiung nicht erfüllen, und dann konnte er niemand anderem die Schuld geben als sich selbst.

Vier Bestien hatten sich unter ihm versammelt und schnappten vergeblich nach dem wattigen grauen Schatten, der knapp über ihnen schwebte. Allesamt waren sie größer als die größten Pferde. Jähzornige Wesen, zusammengefügt aus böser Magie und verschiedenen Tieren. Sie sahen sich ähnlich. Womöglich war gleich eine ganze Herde von Antilopen verändert worden. Sechs Hörner wuchsen den Wesen auf den Köpfen, und unter dem zottigen Fell an Hals und Brust waren Hornplatten zu erkennen. Ihre verlängerten Schnauzen boten kaum genug Platz für die langen Hauer, die nur zur Hälfte von den Lippen bedeckt wurden. Geifer trat aus, wenn sie mit einem seltsamen, heulenden Bellen nach ihm schnappten und doch nicht einmal einen Fitzel seines Schattens erwischten.

Den haarfeinen Faden, den er zum Boden gespannt hatte, berührten sie indes gar nicht.

Solange kein Wesen mit Flügel auftauchte, konnte er die Position halten. *Bitte lass keines mit Flügeln ...*

Noréy!

Er spürte, wie sie ihre Magie mit seiner verknüpfte. Wie wollte sie ihm sagen, was zu tun war? Er wandte den Blick nach Norden, wo in diesem Moment Licht aufflackerte. Ein Strom aus Feuerfunken mischte sich in die Magie des Randes und ätzte an manchen Stellen die schillernden Farben heraus.

War es jetzt so weit?

Die Schattenbestien heulten gleichzeitig auf. Etwas machte ihnen Angst, doch was? Die Funken? Würde der Rand tatsächlich fallen? Wussten sie, dass ihr Ende nahte?

Plötzlich fühlte sich Jahor wie von eisiger Hand gepackt. Ein kal-

ter Schauer lief über seinen Rücken, alle Muskeln schienen zu verhärten. Magie fraß sich in jede Faser seines Körpers. Doch es war keine gute Magie. Sondern solche, die Leben und Welten vernichten konnte.

Noréy! Was tust du? Nicht! Traue ihr nicht! Mit einem Schlag schienen sich sämtliche Ängste zu materialisieren. Das, was er immer gefürchtet hatte, drohte einzutreten.

Noréy lenkte die Prophezeiung auf einen falschen Pfad, und er konnte nichts, aber auch gar nichts dagegen tun!

Jahor sah sich Hilfe suchend um, doch das Einzige, was er sah, war eine Gestalt, die langsam aus dem Schatten eines Gerippes trat.

Purpurn war seine Robe, und mit einer wegweisenden Geste rief er eine Kreatur zu sich. Duckmäuserisch kroch sie vor dem Schattenmagier. Es sah aus wie eine Verbeugung.

»Bei den Göttern«, keuchte Jahor, als das Wesen ganz langsam seine Flügel entfaltete.

Beinahe erleichtert sah er den Purpurmann auf sich zukommen. Das schlechte Gefühl hatte gar nichts mit Noréy zu tun. Er hatte sich vertan. Die verdorbene Magie musste von dem Fremden stammen.

Noréy war auf dem richtigen Pfad.

Das war sie doch ... oder?

MAIGAR

Ein Funkenschwarm raste durch den Rand und löschte die Farben aus. Dies war das Zeichen! Musste es sein!

Maigar beobachtete, wie Gorda ihren Schatten ganz winzig machte und unter dem Sattel ihres Pferdes versteckte. »Du kannst!«

Er richtete den Sonnenstein aus, und auch sein Schatten war be-

reit, warf freiwillig alle Kraft, die er besaß, mit einem einzigen Impuls in das goldene Netz des Sonnensteins.

Es dauerte einen Herzschlag lang, dann war Schattenessenz zu Licht gewandelt, und Maigar tat, wovon er immer gewarnt worden war: Er bündelte alles zu einem einzigen Angriff. Er begann bei der schmalsten Stelle des Risses, die direkt vor seinen Füßen begann, und brannte die mörderische Schwärze aus der Schlucht. Wie ein Rennfeuer raste sein Licht auf den Rand zu, tauchte darunter hinweg und verbrannte alles auf seinem Weg. Dann war es mit einem Schlag vorbei.

Maigar taumelte rückwärts, geriet ins Straucheln und ging in die Knie. Aus reiner Gewohnheit presste er seine Hand an die Brust, doch der erwartete Schmerz kam nicht. Stattdessen fühlte er sich leer. Vor seinem inneren Auge sah er seinen Schatten auf einen winzigen Punkt zusammengeschrumpft, kurz vor der Auslöschung. Doch er würde sich erholen. Sie hatten es gemeinsam aus freiem Willen geschafft.

»Maigar!« Gorda fing ihn an den Schultern ab, bevor er ganz umkippte.

»Es ist gut, lass mich ...« Sie sollte sich auf ihre Aufgabe konzentrieren, statt sich um ihn zu kümmern. »Es geht gleich besser. Füll die Schlucht mit heilendem Schatten, tu es jetzt.«

Sie zögerte. Da war so viel Sorge in ihrem Blick.

»Geh!«

»Ja, natürlich.« Ruckartig ließ sie ihn los.

Maigar stützte sich auf dem Boden ab. Eine Mischung aus Kies und zerbrochenen Knochen bohrte sich in die Innenflächen seiner Hände. Er rang nach Atem, dann streifte er den Sonnenstein ab und richtete sich auf.

Doch was ihm der Blick nach Osten offenbarte, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Reiter!

Er wusste, dass sie da waren, obwohl sie beinahe vollständig durch ein Hitzeflirren über der hellen Ebene verborgen wurden. Maigar spürte es mehr, als dass er es sehen konnte. Diese Lichtspiegelung war nicht echt. Es war viel zu früh und zu kühl für ein solches Phänomen.

Nein, dort kamen Wirker. Mächtige Wirker! Und sie konnten nur ein einziges Ziel haben: zu verhindern, dass die Auserwählten die Prophezeiung erfüllten.

Die nahende Gefahr gab ihm die nötige Kraft aufzustehen. Er kam wackelig auf die Beine und eilte zu Gorda, die in diesem Moment ihren Schatten heraufbeschwor. »Kümmere dich um nichts anderes als unsere Aufgabe.«

»Was ... Was geschieht?«, fragte sie stotternd. Sofort lief eine zitternde Welle durch ihren Schatten. Sie durfte sich nicht ablenken lassen! Kurz legte er ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich glaube, wir werden angegriffen. Aber ich werde sie aufhalten.«

»Du? Aber du bist doch kaum noch bei Kräften, Maigar!«

»Kümmere dich nicht um mich. Ich habe meine Aufgabe erfüllt. Noréy zählt jetzt auf dich.«

Sie wandte ihm das Gesicht zu, und für einen Moment sah er nur noch ihre warmen braunen Augen und darin die Liebe zu ihm. Er hätte es eher merken sollen, so vieles eher tun sollen. Doch die Reue kam zu spät, und dies war weder Ort noch Zeit dafür.

In Gordas Augen begann es, unheilvoll zu schimmern. Sie wusste, was er vorhatte.

»Ich warte auf dich in Orrothans Hallen!«

Ruckartig wandte er sich ab, eilte zu den Pferden, nahm Gordas Pfeile und den Bogen zusätzlich zu seinen anderen Waffen und schwang sich auf sein Pferd.

Der Wallach spürte seine Eile und galoppierte sofort los.

»Es tut mir leid«, rief er Danno zu und rieb ihm über den Hals, »wahrscheinlich ist das unser letzter Ritt.«

Schneller und schneller donnerten die Hufe. Im Gegensatz zu ihm hegte das Tier keine Zweifel, es wusste nicht, was vor ihnen lag. Spürte nur, dass sie dorthin mussten, wo die Luft flirrte, als wäre ein gewaltiger Spiegel aus dem Boden gewachsen.

Zitternd erhoben sich erst zwei, drei, schließlich fünf Reiter aus dem Zerrbild. Die Sonne leuchtete auf goldrotem Fell, reflektierte auf dem gehämmerten, polierten Metall der Rüstungen.

Obwohl Maigar es nicht genau sehen konnte, wusste er, wer dort kam. Es war Raluca Legién, seine Tante! Dazu vier Elitekrieger aus ihrer Leibwache. Sie hatte die Luftspiegelung geschaffen, um sich darin zu verbergen.

Maigar ließ die Zügel fahren und hob Pfeil und Bogen. Dies war seine schlechteste Disziplin, doch es würde reichen müssen. Als sie nur noch wenige Galoppsprünge entfernt waren, ließ er den ersten Pfeil von der Sehne schnellen.

Der Reiter links außen brach getroffen aus der Formation aus, doch er blieb im Sattel.

Drei Krieger. Drei.

Und Raluca.

Maigar hatte keine Zeit mehr für Angst. Er verlagerte sein Gewicht und lenkte den Steppenwallach genau auf ein anderes Pferd zu. *Keine Angst!*, dachte er. *Du darfst jetzt keine Angst zeigen.* Wer zuerst auswich, verlor.

Doch Odos Grauschimmel besaß Kampfgeist und jagte mit angelegten Ohren auf das andere Tier zu.

Maigar schoss derweil drei weitere Pfeile ab. Einer traf, die anderen prallten von der Plattenrüstung der Reiter ab.

Dann war es so weit, die Pferde würden jeden Moment zusammenprallen. Und jetzt wusste er, dass seine Befürchtung stimmte. Der Leibwächter ritt seine Fuchsstute Zinda! Doch das gab ihm auch noch eine weitere Waffe in die Hand.

Er pfiff, rief ihren Namen und pfiff erneut. Mit aufgerissenen

Augen stemmte Zinda die Hufe in den Boden, schlitterte mit den Hinterbeinen über den Schotter, und ihr Reiter flog im hohen Bogen über den Hals hinweg. Geräuschvoll krachte er auf die Schulter.

»Hau ab, Mädchen«, rief Maigar, riss sein Pferd herum und galoppierte gleich wieder los. Denn Raluca war an ihm vorbeigeritten und raste nun auf Gorda zu. Ihre Hand umgab ein unheilvolles, gleißendes Licht. Wenn sie es schaffte, auch nur einmal ihr Sonnenfeuer zu entladen, würde Gorda scheitern und die Prophezeiung mit ihr! Noréy hätte keine Chance, Abrelien zu heilen, und das Mädchen, dem er gerade sein Herz zu öffnen begann, würde Ralucas Angriff womöglich nicht überleben.

»Raluca!«, schrie Maigar verzweifelt. Danno war unglaublich schnell und holte das schwere Tier seiner Tante mühelos ein.

Tu etwas!, flehte Maigar seinen Schatten an und machte eine Bewegung, wie er es bei den anderen gesehen hatte.

Und tatsächlich, etwas geschah! Ein schwarzer, teeriger Klumpen löste sich von seinen Fingern, flog durch die Luft und blieb an Ralucas Rüstung kleben. Er war winzig! Maigar spürte die Furcht seines Schattens, denn seine Tante beschwor ihr Sonnenfeuer herauf. Doch sein dunkler Begleiter war auch wütend.

Sie hat uns das angetan!, dachte Maigar und fachte damit seine eigenen Gefühle und die seines Schattens weiter an.

Dann ging alles ganz schnell. Raluca spürte etwas auf ihrer Schulter, sah sich um, und da bedeckte der Schatten wie eine klebrige Masse ihr Gesicht.

Ihr Sonnenfeuer flackerte. Der erwartete Schuss kam nicht. Sie wollte nach dem klebrigen Schatten greifen, doch da war Danno endlich gleichauf. Maigar lehnte sich aus dem Sattel und gab seiner Tante einen kräftigen Stoß vor die Schulter, dann griff er ihr in die Zügel.

Raluca verlor einen Steigbügel und rutschte halb aus dem Sattel, während Maigar ihr Pferd herumriss und dann selbst in die entge-

gengesetzte Richtung davonritt. Vorbei an ihren gefallenem Wächtern, vorbei an dem mit dem Pfeil in der Schulter.

Gedämpfte Flüche drangen unter dem kleinen, zähen Stück Schatten hervor, das Ralucas Gesicht bedeckte. Es würde nicht mehr lange halten. Bis dahin musste er so weit weg wie möglich sein, damit Raluca Gorda nicht mehr verletzen konnte.

In diesem Moment glomm Licht auf, und dann hatte Maigar nur noch einen winzigen Augenblick, um zu entscheiden, was er tun würde. Als Raluca ihre glühende linke Hand auf ihr Gesicht pressen wollte, verpasste er ihr einen so heftigen Stoß, dass sie aus dem Sattel geschleudert wurde. Im nächsten Moment hatte er angehalten, stand auf eigenen Füßen und scheuchte die Pferde mit einem Schrei und einem Klaps davon. Sie verschwanden in einer Staubwolke.

»Maigar!«, brüllte Raluca in diesem Augenblick. »Ich bringe dich um!«

Maigar hatte sie noch nie so wütend erlebt. Tatsächlich hatte sie in all der Zeit in Arboressea kein einziges Mal vor ihm die Stimme erhoben. Er fasste sein Schwert mit beiden Händen. Es zu halten, war anstrengend, zu stehen, war anstrengend. Sein Schatten hatte sein Letztes gegeben.

Dennoch fühlte er sich auf eine unerklärliche Weise gut. Er war genau da, wo er sein sollte. Stand für etwas ein, an das er glaubte, statt blind irgendwelchen Befehlen zu folgen. Was hatte er alles versucht, um es seiner Tante recht zu machen. Hatte versucht, aus der Schablone des Zweitgeborenen auszubrechen und erfolgreich zu seiner Familie auf die Nordfeste zurückzukehren. Stolz sollten sie sein. Er wollte seinen Wert beweisen, nicht für sich, sondern für sie ... Immer nur für andere.

Doch hier stand er nun aus freien Stücken und mit einem freien Schatten an seiner Seite. Er musste niemandem etwas beweisen. Seine neuen Freunde vertrauten auf ihn, obwohl er keinen Fehler ausgelassen hatte. Sie hielten zusammen, kämpften jeder auf seine

Art, damit der Hass aus den Herzen der Menschen getilgt wurde. Doch dafür hatten sie erst ihren eigenen Hass überwinden müssen – das erkannte er nun ganz deutlich.

Das Schwert wog schwer in seiner Hand, doch er war bereit, das Blut seiner Sippe zu vergießen, um diejenigen zu verteidigen, die ihm am nächsten waren!

Mit unsicheren Schritten wankte Maigar auf Raluca zu, während hinter ihr ein Zittern durch den Rand lief und die magische Barriere mit einem Schlag die Farbe verlor.

»Hast du den Verstand verloren, Maigar? Deinen Verrat wirst du bereuen.«

»Du kannst mich vielleicht umbringen, aber aufhalten, aufhalten wirst du uns nicht mehr!«, erwiderte Maigar mit Genugtuung.



TORIK

Sie kamen zu spät.

Die Pferde waren an der Grenze zur völligen Erschöpfung. Das Tier, das sie an einem Einsiedlerhof für Aurora gekauft hatten, stolperte immer wieder. Schon durch das Fernglas hatte Torik Maigar seinen aussichtslosen Angriff gegen Raluca und ihre Garde reiten sehen. Offenbar war sein Teil der Prophezeiung erfüllt, und er versuchte nun, die anderen zu schützen.

Aurora und er hätten rechtzeitig da sein können, doch dann hatte sich ein Stück Wilder Rand zwischen sie geschoben und ihnen den Weg abgeschnitten.

Sie waren darum herumgeritten, während Maigar um sein Leben focht. Das Klirren der Schwerter hallte über die Ebene.

Raluca war eine der besten Kämpferinnen, die Torik je gesehen hatte. Mittlerweile trieb sie Maigar vor sich her. Der junge Krieger konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, dennoch schien ihm der Gedanke an Aufgeben nicht zu kommen. Er focht mit aller Verzweiflung, die sein kurzes Leben hergab.

»Wir müssen ... Wir müssen das ... beenden!«, keuchte Aurora und begann, ihren Schatten zu konzentrieren.

»Triff ihn nicht«, mahnte er. Auroras Verletzungen trübten ihren Blick, bisweilen sah sie nur noch Umrisse, manchmal nicht einmal das. Aber ihr Schatten besaß einen eigenen Willen, er würde ...

Raluca hörte sie kommen. Sie wich mit blutigem Schwert von Maigar zurück und begann, ihr Sonnenfeuer zu beschwören. Es war gleißend hell, sie hatte kaum etwas verbraucht. Der Angriff würde verheerend werden und Aurora ihn womöglich nicht überstehen.

Toriks Sorge wich Zorn. »Raluca, nein!«, brüllte er und trieb seinen erschöpften Hengst an. Im gleichen Moment ließ Aurora ihren Schatten los, der sich zu einem Schild aufspannte.

Torik hatte Lanzen oder Messer aus Dunkelheit erwartet, aber keinen Schild. Das Sonnenfeuer prallte in einer blendenden Explosion dagegen, fraß sich hindurch, schmolz ihn, bis er hinabtropfte wie flüssiges Metall.

Torik trieb seinen geblendeten Hengst vorwärts. Das Tier vertraute ihm auch jetzt. Er ließ Aurora hinter sich, ließ alles hinter sich.

In Gedanken wurde er einhundert Jahre in der Zeit zurückversetzt. Sie waren einander schon einmal auf dem Schlachtfeld begegnet. Raluca als Elitekämpferin der Völker von der See, er als Kämpfer für die Waldleute. Damals hatten sie ihren Kampf nicht beenden können, denn Torik war davongerufen worden, um die mächtigste Wirkerin seiner Zeit zu unterstützen: Noréys Urahnin Hara Olecni. Nur Momente nachdem sie zuletzt Schwerter und Magie gekreuzt hatten, war die Welt entzweigerissen.

Nun war Abrelien kurz davor zu heilen, und Raluca würde nicht die Chance erhalten, das zu verhindern.

Mit einem Schrei spornte Torik ein letztes Mal sein Pferd an, dann krachte das Tier mit der Brust gegen Raluca und schmetterte die Kriegerin zu Boden. Der Hengst keuchte gequält. Torik hielt an, war sofort aus dem Sattel und strich ihm über die Brust. Blut. Viel Blut. Aber trotzdem nur ein oberflächlicher Schnitt. »Das wird,

Junge«, sagte er und klopfte ihm den Hals. Dann wandte er sich ab. Denn Raluca war noch lange nicht besiegt.

Sie lag zwar auf dem Boden, doch sie hielt noch immer ihr Schwert, und ihre Linke begann bereits wieder zu glühen. Maigars irritierter Blick ging zu Torik, den er wohl tot geglaubt hatte, dann fasste er sich wieder.

Auroras Schattenangriff verpuffte wirkungslos. Die schwarzen Klingen kamen nicht einmal in die Nähe des strahlenden Sonnenfeuers und zerfielen dann wie Asche in einem Windzug.

Indes ließ das Glühen nicht nach, ganz im Gegenteil. Auf Ralucas Gesicht breitete sich ein überheblicher Ausdruck aus. Sie wusste, dass sie stärker war als alle drei zusammen, doch sie hatte nicht mit ihrem Neffen gerechnet. Maigar stützte sich auf sein Schwert wie auf einen Gehstock. Er blutete aus zahlreichen Wunden, und sein Atem ging so schwer, als würde er im nächsten Moment zusammenbrechen. Doch er war stur.

Und es war sein nimmermüder Kampfgeist, der sie alle rettete. Die Zeit schien stillzustehen, als hätten die Götter sie verlangsammt, um zu sehen, wie die Spieler, die sie ins Feld geführt hatten, einander vernichteten.

Raluca richtete ihre Hand in die Höhe, bereit, auf alle drei zugleich zu feuern, als Maigar plötzlich einen wütenden Schrei ausstieß und sich nach vorn warf. Raluca wehrte seinen Angriff mit dem Schwert ab, doch das hatte Maigar erwartet, ließ sich die Waffe aus der Hand schlagen und stürzte sich auf seine Tante. Mit der Schulter traf er gegen ihre Brust, fasste ihren linken Arm und presste ihn zu Boden, dann folgte ein Handgemenge. Gleißende Blitze schossen in alle Richtungen davon. Da schrie Raluca plötzlich auf, und es war von einem Augenblick auf den anderen vorbei.

Maigar blieb keuchend auf ihr liegen und rührte sich nicht mehr. War er tot? Hatte er seine Tante mit sich in Orrothans Hallen genommen?

Torik rieb sich die Augen. Noch immer war alles zu grell. Gleißende Flecke ließen seine Sicht verschwimmen. Gleichzeitig mit Aurora erreichte er die beiden Gegner und entdeckte, dass Maigar seinen Dolch durch Ralucas Hand gerammt und im Boden darunter verankert hatte. Blut breitete sich über den hellen Kies aus.

»Helft mir«, keuchte Maigar und richtete sich schwerfällig auf, ohne Raluca loszulassen. Die schien für den Moment geschlagen, doch Torik zweifelte nicht daran, dass sie kämpfen würde, solange sie lebte. Aufzugeben lag nicht in ihrer Natur. Ihr hasserfüllter Blick traf erst ihn und dann Aurora und versprach unvorstellbares Leid, sollten sich ihre Rollen je wieder vertauschen.

Torik überlegte, sie an Ort und Stelle zu töten, und zog sein Schwert, dann sah er zu Maigar.

»Nein«, sagte der. »Noch nicht. Ich habe noch Fragen an meine Tante.« Er spie das letzte Wort aus, als wäre es ein Fluch.

»Fesseln wir sie.«

Torik hielt ihre Hand fest und zerrte den Dolch heraus. Sie wurde schneeweiß im Gesicht und verlor keinen Laut. Als er ihre Hand umdrehte, konnte er sehen, dass ihr Sonnenstein zertrümmert war. Kristallstückchen bohrten sich durch die Haut.

»Das muss wehtun. Gut.«

»Ich muss zurück zu Gorda«, sagte Maigar nur, stieß einen Pfiff aus, und im nächsten Moment war eine Fuchsstute bei ihm, der Sattel verziert mit den Insignien seines Hauses.

Er stieg mit letzter Kraft auf, stützte sich mit beiden Händen auf dem Hals der Stute ab und ritt davon, dorthin, wo sich aus dem Riss in diesem Moment ein pechschwarzes Gespinst erhob und wie Spinnenfäden Verbindungen zwischen dem Riss und dem Wilden Rand schuf.

Während Torik noch mit ungläubigem Staunen dastand, wurde er von Aurora angestoßen. »Los, ich will das aus der Nähe sehen.«

»Und was machen wir mit Raluca?«

»Die nehmen wir mit. Ich lasse sie keinesfalls aus den Augen.«
Raluca stieß einen Schwall an Verwünschungen aus, doch ändern konnte sie an ihrer Lage nichts.

NORÉY

Noréy kam sich vor wie eine Puppenspielerin, die ihre Figuren vor einer gewaltigen Tapiserie bewegte. Zugleich waren die Spieler mit dem Gewebe verbunden, zogen es mit sich, formten es durch ihre reine Anwesenheit neu. Doch Noréy lenkte ihre Wege und hielt ihre Herzen in feinen Spinnfäden umhüllt wie in einem schützenden Kokon. Sie würde sie vor allem Unheil bewahren, vor der dunklen Gefahr der Prophezeiung.

Spürst du sie? Hältst du sie?, rauschte Geedals Feuerfunkenstimme an ihr Ohr und sandte wohlige Wärme über ihre Haut.

»Ja!«, erwiderte sie euphorisch.

Dann nimm ihre Magie und heile die Welt!

»Ich soll ihre Magie nehmen? Wie meinst du das?«

Worauf wartest du? Nimm alles, was sie zu geben versprochen haben, und lenke es in den Riss. Der Wilde Rand wird schwinden, die verdorbene Magie vertilgt, der Fluch verliert seine Wirkung.

Noréy lenkte ihre eigene Magie in die Bindung und merkte, wie sanfte Berührungen zu Fesseln heranwuchsen. Eiserne, im Feuer geschmiedete Ketten, die nichts und niemand mehr sprengen konnte. Maigar war schwach, Gorda hatte sich ebenfalls völlig verausgabt. Aber Jahor ... Er kämpfte. Und er spürte, wie sie die Bindung zwischen ihnen nutzte, um ... *Sein Herz stach!*

Schlagartig wurde Noréy Geedals Plan klar. »Ich ... Ich soll nicht nur ihre Magie nehmen! Ich soll sie töten!«

Ihr alle habt geschworen, euer Leben zu geben, ich habe es durch das Feuer genau gehört. Ich weiß alles, was bei einer Flamme gesprochen wird, sei es einer Kerze oder am Herd! Ein fauchendes Rauschen erklang. Bei eurer Freundschaft habt ihr es geschworen, euer Leben Abrelien zu geben! Nun, Weltenweberin, was sind eure Eide wert?

Noréy fühlte Panik in sich aufsteigen. »Ich kann doch nicht meine Freunde ermorden!«

Dass du sie deine Freunde nennst, ist der Schlüssel zur Erfüllung. Vier Herzen, vier Freunde, vier Völker vereint!

»Es muss einen anderen Weg geben!«

Nein. Vor einhundert Jahren, als der Fluch gesprochen wurde, wurde auch der Schlüssel bestimmt: Vier Leben, die den Hass überwunden haben. Sie begann kehlig zu lachen, es knackte und knisterte, brüllte und knarrte wie ein brennender Dachstuhl, der im nächsten Moment einstürzte und alles unter sich begrub.

Noréy spürte die Fäden, spürte die Herzen ihrer Freunde schlagen, lebendig, so lebendig. Und sie sollte das beenden? Ihre Liebe beenden, ihr Leben?

Geedal lachte, als hätte sie sich einen besonders guten Scherz erlaubt. *Dies ist der einzige Weg, wie der Fluch gelöst werden kann.* Sie schwebte um Noréy herum, musterte sie aus Feueraugen. *Euer Leben gegen das von Tausenden. Bist du zu schwach? Was ist euer Schwur wert?*

Noréy sah wieder das Gemetzel auf dem Marktplatz in Arboressea vor sich, dachte an Jahors vernichtetes Dorf, an den Hass, der Gorda aus ihrem Heim vertrieben hatte ... Sie wusste, wie ihre Freunde entscheiden würden. »Ich kann nicht!«

Noréy!

»Wer hat sich diese verdammte Prophezeiung ausgedacht? Es kann nicht Elandaja gewesen sein, nicht die Göttin der Liebe! Nicht die Geschwister der Nacht!«

*Ich war es, Weltenweberin! Ich, das Feuer, die Allesverzehrende!
Nun bring mir deinen Tribut!*

Wenn es nur um ihr eigenes Leben gegangen wäre ... Wenn ... Sie versuchte, sich wieder zu konzentrieren, die wilden Gefühle zurückzudrängen ... und das Gewebe zu verstehen, aus dem alles gemacht war. Der Riss war wie ein kompliziertes Schloss. An vier Stellen mussten Magie und Leben geopfert werden, um die Bande zu lösen, die den Rand hielten und damit die giftige Schattenessenz ...

Tue es! Tue es jetzt!, brüllte Geedal, und aus ihrem schwarzen Körper barsten Flammen empor. Feuer kannte keine Geduld. Schon begannen Noréys Haare zu brennen. Sie hatte keine Zeit mehr ... und keine Wahl! Geedal wollte sie scheitern sehen. Sie hatte sie einzig und allein hergebracht, um sich vier willige Opfer einzuverleiben und den Fluch um weitere einhundert Jahre zu verlängern! Sobald die vier Auserwählten vernichtet waren, gab es niemanden mehr, der sie aufhalten konnte.

Mit Entsetzen wurde Noréy klar, dass sie ihr Leben in jedem Fall verlieren würden. Und dann war ihr Entschluss gefallen, während ihr Herz so heftig und schmerzhaft schlug, als würde es zerbrechen. *Wenn wir schon gehen müssen, dann nehmen wir den Hass aus dieser Welt mit!*

GORDA

Ihr Herz! Warum nur tat ihr Herz so weh?

Gorda presste sich beide Hände auf die Brust, während sie mit purer Willenskraft ihren Schatten in der Schlucht hielt. Ihr Blick verschwamm. Kam dort Maigar wieder? Spürte sie tatsächlich die Vibration von Pferdehufen unter ihren Sohlen?

Das Tier, das dort kam, war fuchsrot. Es konnte nicht ...

»Gorda!«, rief er. »Gorda, halte durch!« Das Pferd kam abrupt zum Stehen. Maigar sprang aus dem Sattel, strauchelte und kämpfte sich dann mit schweren Schritten zu ihr. Er blutete. Wo überall und wie schlimm es war, konnte sie nicht erkennen. Aber spielte das noch eine Rolle? Ihr Herz schmerzte so heftig, als wäre etwas ganz und gar nicht in Ordnung.

Er blieb dicht vor ihr stehen, und der Blick in seine Augen sprach Bände. Ja, er spürte es auch. Da war eine Traurigkeit in seinen Augen, die ihr die Kehle zuschnürte.

»Ich glaube, ich glaube, wir ...«, stotterte Gorda.

»Nicht.« Er legte eine Hand auf ihre Wange und sah sie beschwörend an. »Uns läuft die Zeit davon. Es tut mir so leid. Ich bin so ein Sturkopf gewesen.«

»Nicht, Maigar ... kein Wort mehr.«

Er strich über ihr Haar, drückte mit einem Seufzen ihren Kopf an seine Brust. Gorda blinzelte gegen die Tränen an. Letztlich hatte sie doch immer schon geahnt, dass es hier enden würde, und ganz unbewusst ihren Frieden damit gemacht, wenngleich es sie zornig machte, dass sie nicht mehr Zeit bekam.

Sie schmiegte ihre Wange in Maigars warme Halsbeuge. Ließ ihre Lippen über die zarte Haut gleiten, bis Maigar leise ihren Namen sagte und sie aufsah. »Das habe ich nicht verdient«, murmelte er.

»Nein, hast du nicht.« Sie grinste. Weil es immer leichter war zu lachen, als der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Viel Zeit blieb ihnen nicht mehr. Aber wenigstens würden sie Arm in Arm in Orrothans Hallen gehen.

Gordas Knie gaben nach, doch Maigar hielt sie fest, und nun war da keine Frage mehr in seinen grünen Augen. Ein Gespenst der Angst huschte hindurch, dann drückte er seinen Mund auf ihren.

Sie küssten sich, bis auch Maigar zu schwanken begann. Vorsich-

tig sanken sie zu Boden, ganz dicht am Anfang des Risses. Ob es noch immer nötig war, ihren Schatten darin zu halten?

Aber sie würde kein Risiko eingehen, nicht auf den letzten Schritten.

»Schau«, sagte Maigar schwach und wies auf den Wilden Rand, wo Abermillionen Feuerfunken über die magische Oberfläche tanzten und die Farben herausbrannten.

»Das ist unsere Magie, unsere Lebenskraft. Der Rand fällt, Maigar. Wir haben es geschafft. In diesem Moment wird auch der Fluch des Hasses verschwinden, ich glaube ganz fest daran.«

Er drückte sie an sich. Und trotz der Schmerzen fühlte Gorda einen seltsamen Frieden in sich einkehren. »Ich werde müde«, sagte sie mit leisem Erstaunen.

»Ich auch.« Seufzend drückte Maigar Küsse in ihr Haar, als sie plötzlich Reiter hörten. Doch Gorda sah sich nicht um, denn in diesem Moment stieß der Wilde Rand ein knarrendes Ächzen aus, und gleich darauf zuckten feurgoldene Risse hindurch.

Pferde schnaubten, Reiter stiegen ab, und dann erst sah Gorda Torik und Aurora, die eine gefesselte Gefangene von einem Pferd zogen.

Gorda hatte nicht mehr die Kraft, sich zu wundern, dass die beiden noch lebten. Es war anstrengend genug, aufrecht zu sitzen und Maigar nicht loszulassen.

»Ihr habt es geschafft!«, jubelte Aurora begeistert, doch währenddessen fielen Gorda bereits kurz die Augen zu, ganz gleich, wie stark sie dagegen ankämpfte.

Neben ihr zuckte Maigar, riss den Mund auf. Er starb. Lang gezogen wich der Atem aus seiner Brust, dann konnte er sich nicht mehr aufrecht halten. Arm in Arm kippten sie zur Seite.

Gorda spürte den harten, verkrusteten Boden Ber Glandens unter sich, dann nahm auch diese Empfindung ab, und alles wurde schwarz.

NORÉY

Alle Herzen schlugen nun im Gleichtakt. Ihr eigenes, Jahors, Gordas und Maigars. An feinen, goldenen Stickfäden floss ihre Lebensenergie in die Ankerpunkte des Randes und löste ihn auf. Die versöhnliche Kraft ihrer Freundschaft löschte den Hass aus der verdorbenen Schattenmagie, die tief im Riss verborgen war.

Geedal schwebte vor ihr, die Arme ausgebreitet, als würde sie das Opfer der vier Freunde genießen, auch wenn sie es wohl lieber gehabt hätte, wenn sie gescheitert wären. Ein überhebliches Grinsen stand dennoch auf ihrem Gesicht.

Sie hatte diese widerliche Prophezeiung ersonnen und ergötzte sich nun an Noréys Leid und dem Unglück, das sie über ihre Freunde bringen musste. Feuer war grausam. Wie hätte sie je etwas anderes glauben können?

Nun brach Jahor in die Knie. Er hatte am längsten ausgehalten, und ihn spürte sie am deutlichsten. Meinte, sein Flehen zu hören, dass sie es nicht tun sollte. Während Gorda und Maigar ihr Schicksal annahmen, kämpfte er dagegen an. Er klammerte sich an seinen Schatten, klammerte sich an seine Magie wie ein Ertrinkender.

Noréy sog beides aus ihm heraus und fütterte es in den Zauber, mit dem Abrelien wieder eins werden würde. Alles hatte sich gefügt. Dadurch, dass er ihre Schatten miteinander verbunden hatte, konnte sie nun nehmen, was er nicht zu geben bereit war.

Doch sie musste es tun, hatte keine Wahl. Noréys Tränen verdampften in Geedals Hitze.

... Die dunkle Seite der Prophezeiung, vergiss nicht die dunkle Seite ..., meinte sie Jahors Stimme durch ihre Bindung zu hören. Du hast eine Wahl, Noréy, trau der Göttin nicht!

Ebendiese Göttin riss nun ihre Augen auf, Flammen schossen heraus und loderten in die Höhe.

NIMM SEIN HERZ JETZT, WELTENWEBERIN! BRING IHN ZUM SCHWEIGEN! Warum vibrierte ihre Stimme? Hatte sie Angst? Wovor hatte eine Feuergöttin Angst? Vor einem Mirakler? Davor, dass Noréy nicht dem festen Pfad folgte, den Geedal ihr vorgezeichnet hatte?

Noréy! Jahor begann, an dem goldenen Faden zu zerren und mit aller Kraft zurückzuhalten, was sie ihm zu nehmen versuchte. *Noréy! Sie ist der Kern!*

Der Kern? Was meinte er? Sie richtete ihren Blick tiefer auf das Gewebe der Magie, noch tiefer, in die Grundfeste Abreliens hinein – und was sie dort sah, war Geedal. Auch sie war nur Teil von allem. Bei ihr liefen die Fäden zusammen ... Sie hielt den Rand an seinem Ort, den Fluch, der einen grauen Schleier über das Land warf. Sie war wie ein Schussfaden, der immer mitlief. Ohne sie ... würde es das alles nicht mehr geben.

Die Erkenntnis traf Noréy wie ein Schlag. Wenn sie Geedal aus dem Gewebe lösen könnte, würde der Rand dennoch fallen, der Fluch aufgelöst, der Hass verschwinden. Aber das erforderte ebenfalls Lebensenergie.

Fieberhaft begann sie, ihre Sinne zu strecken. Fand Kreaturen, andere Menschen und welche, die Magie hielten, oh, so viel Magie.

Geedals Feuer flammte auf. *WAGE ES NICHT!*

Noréy schuf zuerst einen Schutzschild gegen den Feuersturm, der binnen eines Herzschlags gegen sie anbrandete, dann streckte sie die ersten magischen Fäden nach der Göttin ...

JAHOR

Die Magie schoss auf ihn zu wie eine zurückschnellende Weidenrute. Hatte er eben noch um jeden langsamen Herzschlag gerungen, begann es nun zu rasen. Graue Schattenmagie hüllte ihn ein wie eine Windhose.

Sie hatte endlich verstanden! Und er wusste nun, was Neljanas Worte bedeuteten: *Du bist der Schlüssel für den entscheidenden Augenblick*, hatte sie gesagt. Nur er hatte Noréy aufhalten können!

Jahor war mit einem Satz auf den Beinen, formte ein Bündel Schattenklingen und fegte die angreifenden Bestien zur Seite. Schlagartig stand der Purpurmann ohne seinen Verteidigungswall aus Lebewesen da und sah ihn irritiert an. Mit solch einer Wendung hatte er nicht gerechnet.

Jahor spürte, was Noréy brauchte. Es war ein großer Hunger nach magischem Leben, und das würde er ihr geben. Zwar war er kein Weltenweber, doch ihre Magie war nun mit seiner verbunden. Blitzschnell sandte er graue Fäden aus, wickelte sie um die Schattenbestien, zögerte kurz und warf dann eine seiner Schlingen etwas weiter aus, bis er die Schattenessenz des Purpurgewandeten erreichte. Eine Berührung reichte aus, um Noréy Macht über ihn zu geben. Allerdings durfte der Fremde es nicht merken.

»Glaubst du, der letzte Mirakler lässt sich so leicht vernichten?«, schrie er, reckte das Kinn vor und ließ seinen Schattendrachen aus dem Nichts entstehen, während er zugleich die nächsten Klingen aus zwielichtgrauer Dunkelheit schuf.

Der Schattenmagier schluckte den Köder. Mit einer Handbewegung lenkte er die nächste Kreatur nach vorn, die sich sofort auf den Drachen stürzte, während der Schattenmagier, den Noréy den

Purpurmann nannte, rasiermesserscharfe schwarze Klingen auf ihn schleuderte.

Jahor musste vorsichtig sein. Er durfte seinem Gegner nicht zeigen, dass er sich längst im Netz der Spinne verfangen hatte und seine Angriffe nicht mehr wert waren als das Zappeln einer Fliege in einem frisch gesponnenen Netz.

Absichtlich ließ Jahor eine Schattenklinge seinen Schild passieren und kassierte einen Schnitt im Oberarm.

Das frische Blut zauberte ein überhebliches Grinsen auf das Gesicht des Fremden, der seine Attacken sofort intensivierte.

Jahor wich aus, nutzte Schattennebel und ließ sich in dessen Schutz langsam zurückfallen, während sein Drache die Bestien mit lautem Brüllen entzweiriss.

Er sah nichts mehr, doch er spürte, wie Noréy um seine Kraft bat. Und dieses Mal gab er ihr alles, was er entbehren konnte.

Der gutturale Schrei des Purpurmannes ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Schlagartig hörten die Angriffe auf, und die Bestien zogen sich winselnd und jaulend zurück. Die ganze Luft schien von Wehklagen erfüllt, hinzu kam ein unheimliches Knistern und Rauschen. Der Rand! Er löste sich auf!

Winzige Bröckchen, leicht wie Ascheflocken, segelten durch die Luft. Jahor fing eines mit der Hand auf, musterte das harmlose Ding, dessen einst buntes Schillern so schnell verblasste, als hätte er die Farben nur geträumt. Hinter der bröckelnden Barriere wurde Stück für Stück Abrelien sichtbar, doch es zog seine Aufmerksamkeit nicht auf sich, denn nun sah er den Purpurmann, diesen schier übermächtigen Schattenmagier, eingewickelt in pulsierende, goldene Fäden, die ihm die Kraft aussogen. Seine Haut schrumpelte und verlor an Farbe, während seine Füße durch dunkles Gewebe am Boden verankert wurden, genau dort, wo Jahor sein Ende hätte finden sollen.

Es war vorbei!

Noréy hatte einen Weg gefunden. Nun hielt Jahor nichts mehr an diesem verfluchten Ort. Er rief seinen Drachen zu sich und stieg auf dessen Rücken. Vor ihm lagen drei geschlagene Bestien. Zwei lebten noch, doch der Kampfeswille hatte sie verlassen.

»Das kann doch nicht sein!«, keuchte Jahor, als die Wesen sich schleichend in große Antilopen zurückverwandelten, sich schüttelten, als ob sie aus einem bösen Traum erwachten, und langsam davonhumpelten.

Hieß das, sämtliche Schattenbestien verwandelten sich in diesem Moment zurück in die Wesen, aus denen sie entstanden waren?

Überall glühten nun goldene Fäden auf und begannen, in einem hypnotischen Rhythmus zu pulsieren. Die meisten liefen gen Norden. Dorthin, wo Noréy ihre Bestimmung erfüllte.

Er musste zu ihr.

Sofort.

Der Schattendrache stieß sich vom Boden ab und schlug schwerfällig mit den Flügeln. Jahor spürte jedes Schwungnehmen im ganzen Körper. Und plötzlich war da Furcht, während der Boden unter ihm tiefer und tiefer sank.

Was, wenn sein Schatten sich nun ebenfalls zurückverwandelte und zu einem einfachen, grauen Fleck wurde? Er würde zweifellos zu Tode stürzen.

Mit einem Gedanken ließ er den Drachen schrumpfen, denn nun mehrten sich die goldenen Fäden, und Jahor wollte Noréys Magie so wenig wie möglich stören. Segelnd näherte er sich dem anderen Ende des Risses, als es in der Luft deutlich nach Rauch zu stinken begann.

TORIK

Kurz zuvor

Gorda sank in Maigars Schoß.

Zuerst dachte sich Torik nicht viel dabei. Die Weltenweberin nahm sich die Magie der Auserwählten, das ließ einen schwach zurück, er hatte es ja am eigenen Leib gespürt. Wenn alles übertragen war, verschwand die magische Verbindung von allein, doch Noréys goldene Fäden blieben ...

Maigar lag mit weit aufgerissenen Augen da, ganz dicht an Gorda.

»Noréy kann doch nicht ...!«, schrie Aurora und wollte schon zu ihnen eilen, doch Torik hielt sie an der Schulter fest. »Nicht. Du darfst den Zauber nicht stören.«

»Aber sie sterben, sieh doch!«

»Wenn sie bereit sind, diesen Weg für Abrelien zu gehen, sollten wir stark genug sein, es mit anzusehen.« Er zog Aurora an sich, drückte sie und hielt sie zugleich fest, während sie wie erstarrt zusahen, wie die beiden Auserwählten ihr Bewusstsein verloren.

Staubend und rumpelnd schloss sich der Riss gleich neben ihnen.

Raluca lag unweit gefesselt auf dem Boden und starrte ihren Nefen an. Torik wurde aus dieser Frau nicht schlau. Ob sie überhaupt etwas fühlte? Hatte sie in Maigar je mehr gesehen als ein nützliches Werkzeug?

»Torik, schau!« Aurora wies auf den schwindenden Rand. Dort, wo zuvor Glutfunken getanzt und sich allenfalls zufällig zusammengefunden hatten wie trudelnde Schmetterlinge, sammelten sich plötzlich ganze Schwärme. Rasend schnell überwandten sie große Distanzen, als wären sie auf der Jagd nach etwas. Auf Torik mach-

ten sie einen wütenden Eindruck, wie ein aufgescheuchter Wespenschwarm.

Zweifellos geschah dort etwas Seltsames.

Gorda stieß ein keuchendes Stöhnen aus, als der magische Faden in ihrer Brust plötzlich aufleuchtete und eine Art Funken in ihren Körper presste. Dann riss der Faden mit einem Schlag heraus und peitschte umher.

Torik stieß Aurora von sich und schnellte nach vorn. »Nimm mich, Noréy! Heile, was ich zerstört habe!«

»Nein!« Auroras Schrei klang wie aus weiter Ferne, denn nun wurde Torik vom goldenen Gewebe eingesponnen. Und noch etwas geschah: Die Magie erfasste auch Raluca, die sofort zu schreien begann.

Während Torik spürte, wie Noréy die besonderen Signaturen seiner Magie für ihre Zwecke heranzog, kehrte das Leben in Maigar und Gorda zurück. Raluca aber schrumpelte zusammen wie ein vertrocknender Apfel in der Sonne. Sie zuckte und zitterte, während das Leben sie blitzschnell verließ und von dem magischen Netz aufgesogen wurde.

Dann war es vorbei. Raluca war tot, während Torik nur leicht geschwächt aus dem magischen Sog entlassen wurde. Die goldenen Fäden schwanden, und der Wilde Rand löste sich mit einem letzten, gewaltigen Stöhnen in schillernde Ascheflocken auf.

JAHOR

Graue Schwaden ballten sich wie Gewitterwolken zwischen den goldenen Fäden. Erschütterungen wie Schockwellen. Der Puls eines gewaltigen Herzens ...

Was geschah dort?

Jahor bedeckte Mund und Nase mit dem Ärmel seiner Tunika und schloss die gereizten Augen, flog nun ganz nach Gefühl, immer seiner magischen Verbindung zu Noréy nach.

Dort!

Sie schwebte auf ihrem Greifen, als hätte jemand die Zeit angehalten. Mit beiden Händen dirigierte sie magisches Gewebe. Was sie tat, wirkte hektisch. Da war nichts Harmonisches oder Elegantes in ihren Bewegungen wie sonst, wenn sie ihren Zauber gesponnen hatte.

Und dann, als er sah, warum, vergaß er beinahe zu atmen.

Geedal! Noréy wob die Göttin in einen goldenen Käfig aus magischem Gewebe. Flammen schlugen zwischen den Fäden hervor, versengten Schatten, ließen Stücke herausfallen, die Enden geschwärzt. Nichts würde das göttliche Feuer auf Dauer halten können.

Jahor verstand nicht, warum Noréy es tat, doch was sie einmal begonnen hatte, musste sie nun zu Ende führen. Wenn die Göttin entkam, würde sie so wütend sein, dass sie alle und alles vernichten würde. Also *musste* Noréy triumphieren. Er vertraute ihrer Entscheidung.

Jahor stieg hinter sie auf ihren Greifen und überließ ihr anschließend auch die Schattenessenz seines Drachen. Nun konnte er nichts mehr geben außer sich selbst. Er presste seine Brust an Noréys Rücken und sah zu, wie sie das Gefängnis der Göttin in den Grundfesten Abreliens verankerte und zugleich Schleier um Schleier darüberlegte, um es zu verbergen. Sie webte die Schwere von Felsen hinein und die Festigkeit des Erzes in die Erde, nahm dem Feuer Geedals die Luft, tränkte das magische Gewebe erst mit Wasser und umhüllte es schließlich mit Eis.

Die Zeit verstrich unendlich langsam, und zugleich vergingen wohl nur wenige Augenblicke, bis sie schließlich gegen ihn sank und erschöpft ausatmete. »Es ist getan, Jahor.«

GORDA

Zeit verstrich, in der sie alle nur innehielten und auf das unglaubliche Schauspiel starrten, das sich vor ihren Augen entfaltete.

Sie hatten es geschafft. Es wirklich geschafft!

Gorda fühlte sich ein wenig seltsam, sicher würde ihr schwindelig, wenn sie jetzt versuchte aufzustehen.

»Ich habe wirklich geglaubt, es wäre vorbei mit uns«, murmelte Maigar.

Noch immer rumpelte es im Riss vor ihnen, noch immer polterten vereinzelt Steine in die Tiefe, und feine Staubfahnen erhoben sich, während er sich weiter und weiter schloss. In der Luft lag ein erdiger Geruch, vermengt mit einem weiteren, ein wenig metallisch, ein wenig wie feuchter Wald. Noréys Magie.

Maigar erhob sich vorsichtig und streckte dann die Hand nach Gorda aus. Fast hatte sie erwartet, dass die kurzen Momente ihrer Nähe nun vorüber und vergessen waren. Dass sie sich nur in großer Not aneinander festgehalten und sich Trost geschenkt hatten.

Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und gemeinsam traten sie zu Torik und Aurora, die auf Ralucas verschrumpelten Leib hinsahen.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, entfuhr es Gorda und rieb Maigar über den angespannten Rücken. War er traurig? Wütend?

Wenn ja, verbarg er es gut. Mit einem Ruck wandte er sich vom Anblick seiner toten Verwandten ab und musterte Torik. »Ich kann noch immer nicht glauben, dass ihr lebt.«

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Aurora, und ein Erinnerungsschatten huschte durch ihren Blick. »Aber wie es scheint, seid ihr sehr gut ohne unsere Hilfe zurechtgekommen.«

Maigar lachte trocken auf. »Gerade so.«

»Schaut, wer da kommt!«, sagte Aurora plötzlich, und sie fuhren alle zugleich herum. Gorda hatte es nicht zu hoffen gewagt, doch dort, vor dem dramatischen Hintergrund aufziehender Sturmwolken, breitete ein schwarzer Schattengreif seine Flügel aus.

Bald war zu erkennen, dass er zwei Reiter trug.

Mit einem lauten Schrei verkündete der Greif, dass sein Dasein als bloßer Schatten vorüber war. Und nur Augenblicke später grub er seine riesigen Löwentatzen in die Erde und faltete elegant seine schwarzgrauen Schwingen.

Zuerst stieg Noréy ab.

Gorda erschrak. Ihre Freundin sah aus, als wäre sie durchs Feuer gegangen. Asche bedeckte Haar und Kleidung, die von Brandlöchern zerfressen war. Langsamem Schrittes trat sie in den Kreis ihrer wartenden Freunde.

Schweigend sah sie einem nach dem anderen in die Augen und trat schließlich zu Torik und umarmte ihn so vorsichtig, als erwartete sie, dass er sich wie ein Traumgespinnst bei der ersten Berührung auflöste.

Jahor war bei dem Greifen geblieben und kraulte ihm den Kopf, während sein Gesicht eine Kälte ausdrückte, die Gorda befürchten ließ, dass er auch diesen Moment des Sieges mit seinem Hass zerstören würde.

Doch weit gefehlt. Als sich Noréy schließlich zu ihm umsah, trat er zu ihr, nickte knapp und reichte seinem alten Widersacher Torik die Hand.

Gorda konnte nicht glauben, was sie sah, doch es geschah wirklich. Die beiden wechselten leise Worte, die sie leider nicht verstehen konnte, und schließlich berührte Torik Jahor an der Schulter, und der trat mit einer knappen, angedeuteten Verbeugung zurück. Seltsamerweise rührte Gorda diese Szene mehr als die unglaubliche Magie und der Anblick des Wilden Randes, der nun rasend schnell

in sich zusammenfiel. Sie alle waren hergekommen, um den Hass zu beenden, der den Menschen Abreliens die Herzen vergiftete. Jahor war als Mirakler nie Opfer der dunklen Magie gewesen. Sein Hass war ganz und gar aus ihm selbst gekommen. Umso schöner war es, dass er ihn nun endlich aufgab.

Nach und nach verfielen sie alle in Schweigen. Torik und Aurora setzten sich als Erstes, und schließlich konnte sich auch Gorda nicht länger auf den Beinen halten.

Stunden vergingen, während sie gemeinsam schwiegen und zusahen, wie der Rand endgültig verschwand und den Himmel mit tausend Farben tupfte. Tiere kamen aus dem Westen über die Ebene Ber Glanden heran, Schakale und Antilopen, Füchse, Gazellen und ganze Vogelschwärme. Gorda stellte sich vor, es wären die Wesen, die einst Schattenkreaturen gewesen waren. Der Anblick war wunderschön.

»Brechen wir auf?«, brach Aurora schließlich die Stille.

Maigar erhob sich, ohne zu antworten.

»Wir könnten in dem kleinen Tempel übernachten«, schlug Torik vor.

»Niemals!«, rief Noréy sofort.

»Auf keinen Fall«, sagte Jahor fast gleichzeitig, dann mussten alle lachen. Für heute wollte niemand mehr etwas von den Göttern wissen.



NORÉY

Zwei Tage waren vergangen, und sie fühlte sich noch immer wie in einem Gemisch aus Traum und Albtraum gefangen.

Jahor erholte sich nur sehr schleppend. Um Geedal zu bändigen, hatte er ihr wirklich fast sämtliche Miraklermagie zur Verfügung gestellt, und seltsamerweise schien sie langsamer zu regenerieren als Noréys Schatten. Sie hatte versucht, ihre magische Essenz mit ihm zu teilen, doch wie die göttlichen Geschwister prophezeit hatten, war die Verbindung zwischen ihnen nicht gleichberechtigt. Es schmerzte sie, doch Jahor ließ sich nichts anmerken.

Und über allem schwebte die Sorge, Geedal könnte sich befreien und schlimmste Rache üben. Sie würde es nicht dabei belassen, den alten Zustand wiederherzustellen. Feuer war aufbrausend und mörderisch, und einmal angefacht, schuf es seinen eigenen Sturm.

Doch es geschah nichts, jeden Tag nichts.

»Ich halte das nicht mehr aus«, flüsterte Jahor eines Abends, während er Noréy im Arm hielt, und richtete seinen Blick demonstrativ himmelwärts, wo der Vollmond so hell schien, dass er die Sternenbänder zum Verblassen brachte.

»Du meinst, wir sollten ...«, flüsterte Noréy unsicher. Nach der Begegnung mit Geedal hatte sie genug von Göttern und ihrer Hinterlistigkeit. Außerdem, wie würden die Geschwister des Nachthimmels reagieren, wenn sie herausfanden, was Noréy getan hatte?

»Sie wissen es doch ohnehin. So wie Geedal im Feuer ist, so sind sie im Himmel«, raunte er ihr zu, erhob sich und streckte Noréy erwartungsvoll die Hände hin.

Es sperrte sich alles in ihr, doch vermutlich hatte er recht. Sie ließ sich aufhelfen und kam mit einem Seufzen auf die Beine.

»Wir ziehen uns zurück«, verkündete Jahor und wartete nicht auf eine Antwort. Gordas zweideutiges Grinsen sorgte bei Noréy für rote Wangen. Denn auch wenn sie eigentlich gar nicht in diese Richtung gedacht hatte ... jetzt tat sie es.

Schnell waren sie aus dem Kreis des Feuerscheins heraus und tauchten in eine Natur, die vom Mond in einen bläulichen Schimmer gehüllt wurde. Intensiv dufteten die Blüten von Salbei und anderen Kräutern.

Jahor hielt sie an der Hand und lief über einen schmalen, sandigen Pfad bergauf. Sie lauschte auf seine Schritte, seinen Atem. Er schien genau zu wissen, wo er hinwollte. Vielleicht hatte er den Ort zuvor bei der Suche nach Feuerholz gefunden.

Es dauerte nicht lange, da erreichten sie eine Kuppe, die von knorrigen alten Bäumen umstanden wurde, was die fast kreisrunde Wiese in der Mitte ein wenig aussehen ließ wie die Halle eines Tempels. Die Stämme bildeten die Säulen, und das Dach war das endlose Firmament.

»Ein alter Gebetsort von Miraklern und Waldleuten, schau«, sagte Jahor ehrfürchtig und wies auf einen gravierten Stein, der umgefallen und halb von Nachtstern überwuchert war. Die weißen Blüten begannen gerade erst, sich zu öffnen und ihren süßlichen Duft zu verströmen.

»Was nun?«, flüsterte Noréy. Der Ort war so schön, dass er sie

ehrfürchtig machte. Bislang hatte sie zu Neltor und Neljanna nur in Arboresseas steinernen Tempeln gebetet, aber das hier fühlte sich so viel richtiger an.

»Und du meinst, sie erhören uns?«

Jahor küsste schweigend ihre Schläfe, setzte sich erst in das trockene Gras und streckte sich dann der Länge nach aus.

Noréy machte es ihm nach, nahm seine Hand und schloss wie er die Augen. Sofort senkte sich die Stille des nächtlichen Waldes über sie. Sacht sang der Wind in den Baumwipfeln, irgendwo piepsten Mäuse, und unter ihrem Kopf raschelten die Grashalme.

Jahor atmete ganz langsam. Schief er etwa gerade ein?

Im Gegensatz zu ihm schien sie keine Ruhe zu finden. Der Mond war hell. Sie meinte, ihn durch die geschlossenen Lider als wummerndes, bläuliches Strahlen erkennen zu können.

Neltors Auge, mit dem er alles sah. Ihre Angst, ihre Schuld ... und ihre Sehnsucht nach einer friedlicheren Welt.

Jahors Hand zuckte, wie manchmal, wenn er einschlief und glaubte zu fallen, und sie schrak zusammen, riss die Augen auf und sah wieder die schimmernden Sternenbänder vor sich. Doch wo war der Mond?

Sie setzten sich gleichzeitig auf.

»Wir sind da«, flüsterte Jahor. »Im Reich von Neltor und Neljanna. Komm.«

Das Gras war voller Tau, und wo sie auch hinsah, schimmerten nun schneeweiße Lilien. Noréy berührte mehrere Blüten mit den Fingerspitzen. »Sie fühlen sich so echt an.«

»Natürlich tun sie das.« Jahor war aufgestanden. Im Licht dieser nächtlichen Welt sah er aus wie ein Fremder. Noréy stand auf und folgte ihm mit andächtigem Schweigen durch das hohe Gras, das ihr bis zu den Oberschenkeln hinaufreichte. »Wo gehen wir hin?«

»Zur Klippe. Dort werden sie sicher sein.«

Weißer Marmorsäulen standen willkürlich verteilt herum, als

wären auch sie Pflanzen, die einfach dort gewachsen waren, wo ihr Samen hingefallen war.

Jahor hatte ihr diesen wundersamen Ort beschrieben, doch ihn mit eigenen Augen zu sehen, übertraf auch die wildeste Vorstellungskraft. Jeder Schritt fühlte sich leicht an, als wäre ihr Körper nur noch halb so schwer. Ein kleines Gewicht auf ihrer Schulter entpuppte sich als ihr Schatten in Greifengestalt. Offensichtlich scheute der Teil von ihm, der Katze war, die Wassertropfen im Gras.

Jahors Schatten war nirgends zu sehen. Noréy wollte eben nach ihm fragen, als Jahor seine Hand ausstreckte und auf zwei Figuren wies, die kaum zu erkennen waren, weil sie Mäntel trugen, auf denen die Sternenbänder, die am Himmel zu sehen waren, einfach weiterverliefen.

Mit zwei hastigen Schritten war sie an Jahors Seite.

Wir haben auf euch gewartet, sagte eine tiefe, samtene Männerstimme. Das musste Neltor sein.

Noréy verbeugte sich tief, auch wenn der Gott im Gegensatz zu Geedal sehr freundlich klang. Sein unheimliches Sternenaugen, das funkelnd in einer schwarzen Höhle schwebte, schien ihr bis in die Seele zu blicken.

Die Frau an seiner Seite drehte sich nun ebenfalls um. Sie war das schönste Wesen, das Noréy je gesehen hatte. Noch verblüffender als ihre Schönheit war jedoch Jahors Drache, der sich vertrauensvoll an sie schmiegte.

Jahor presste den Mund zu einem schmalen Strich. Wie sich sein Schatten betrug, schien ihm gar nicht zu passen.

Dann räusperte er sich. »Wir erbitten Antworten ...«

»... und eure Hilfe«, ergänzte Noréy schnell.

Ihr braucht unsere Hilfe nicht. Ihr habt vollbracht, was nur die Weltenweberin und ihre Auserwählten konnten. Der Hass sickert aus Abrelien heraus wie Schmelzwasser im Frühling, sagte Neljanna mit einem gütigen Lächeln. *Bald wird sich niemand mehr daran*

erinnern, warum er seinen Nachbarn Tod und Verderben gewünscht hat.

Noréy wollte ihren Ohren nicht trauen. Wusste sie etwa nicht, was mit Geedal geschehen war?

Neljanna stieß ein klares Lachen aus. *Natürlich weiß ich das, Noréy.*

Jeder Gott und jede Göttin haben ihre Zeit. Dies ist nicht ihre, dies ist unsere, mischte sich Neltor nun ein. Elandaja und wir besuchen die Menschen, wir antworten ihren Gebeten, erscheinen in Tempeln. Wir künden von eurem Sieg und vom Frieden der Versöhnung. Die Prophezeiung ist erfüllt, alle Völker hatten Teil daran. Schon verlassen die ersten Menschen die Städte und ziehen hinaus in Steppen und Wälder. Sie reisen bei Tag, reisen ohne Angst.

Und das ist euer Verdienst. Neljanna lächelte.

»Dann zürnt ihr uns nicht? Ihr oder die anderen Götter?«

Sie stieß ein winziges Lachen aus. *Das lass unsere Sorge sein.*

»Es hätte auch anders kommen können, nicht wahr?«, fragte sie und schluckte an der Enge in ihrer Kehle vorbei.

Mein Bruder und ich, wir haben viele mögliche Wege gesehen. Nur auf den wenigsten Pfaden war euch ein Sieg vergönnt. Aber du hast richtig gewählt.

»Aber nur, weil Jahor im entscheidenden Moment ...«

Ja, sein rebellischer Geist war nötig, um dir einen kleinen Schubs zu geben, Weltenweberin. Gorda, Maigar und du mit eurer noblen Haltung ... Eure Opferbereitschaft hätte euch in den Tod geführt. Jahors Trotz aber ... Er hat den ersten Stab geschmiedet, aus dem Geedals Gefängnis besteht.

»Wird sie sich nicht befreien?«, fasste Noréy ihre größte Angst in Worte.

In den dunkelblauen Augen der Göttin funkelten plötzlich winzige Sterne. *Lebe dein Leben, Noréy Incelo. Deine Aufgabe ist erfüllt.*

Noréy spürte, dass sie keine weiteren Antworten erhalten würde.

Sie verneigte sich dennoch dankbar und atmete auf. Dabei schwand ein Gewicht von ihrem Herzen, das ihr seit Ber Glanden jeden wachen Moment zur Qual gemacht hatte. Nun aber war sie frei, wirklich frei.

Jahor war indes mit Neltor an den Rand der Klippe getreten. Sie unterhielten sich leise. Schließlich legte der Gott ihm eine Hand auf die Schulter.

Mit einer hellen, sirrenden Melodie füllte sich der Himmel mit Aberhunderten von Sternschnuppen. Noréy legte staunend den Kopf in den Nacken, und als sie das nächste Mal blinzelte, war sie zurück in Abrelien und lag an Jahors Seite auf der kleinen Lichtung. Sie drehte sich zu ihm, sah ihm lange in die Augen und schmiegte sich schließlich in seine Arme. Sie hatten es geschafft.

»Was machen wir nun?«, fragte sie flüsternd.

»Wolltest du nicht den Westlichen Ozean sehen?«

»Oh ja.« Sie drückte sich noch etwas fester an ihn. »Aber zuerst kehren wir nach Arboressea zurück. Ich habe dort noch etwas zu erledigen.«



Beinahe zwei Monate waren seit dem Fall des Wilden Randes vergangen, und nun endlich waren sie hier.

Noréy konnte es noch immer kaum glauben. Jahor hatte ihr so viel beschrieben, und doch kam es nicht annähernd an das heran, was sich nun vor ihr ausbreitete. Die Weite war atemberaubend. Bis zum Horizont nichts als dieses endlose wilde Wasser. Tief hängende Wolken zogen darüber und sorgten mit ihren Schatten für ein stets wechselndes Farbenspiel, von Dunkelgrün über tiefes Blau bis hin zu allen Farben dazwischen. In der Ferne ragten einzelne Inseln aus der Tiefe des Ozeans wie die Spitzen eines versunkenen Gebirges. Es waren vulkanische Schlote, die irgendwann einmal Feuer gespuckt hatten und nun von einer dichten, grünen Pflanzendecke überwuchert waren.

Seitdem sie hier waren, schlenderte sie täglich mit Jahor am Strand entlang. Der Wind brauste so laut, dass es unmöglich war, sich zu unterhalten. Doch das war auch gar nicht nötig. Blicke reichten. Jedes Mal, wenn sie sich ansahen, strahlten Jahors Augen

vor Glück. Das Meer hatte etwas an sich, das Noréys Seele singen ließ. Und was es noch schöner machte, waren die wilden, beinahe unberührten Wälder, die bis an den Strand heranreichten.

Auch hier würde es ihrer Mutter sicherlich gefallen, überlegte sie. Direkt nach Ber Glanden hatte sie die Ungewissheit nicht länger ausgehalten und war mit Jahor nach Arboressea geritten, um nach ihr zu suchen.

Die ganze Reise entpuppte sich als einziges Wunder.

Wohin sie auch kamen, alles war verändert. Die Kunde vom neuen Frieden hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Im zuvor unterirdischen Bauerndorf Ion Lass trafen sie die Menschen am helllichten Tag an der Oberfläche an, wo die Leute eifrig damit beschäftigt waren, Parzellen auszumessen. *Für Häuser*, hatten sie auf Nachfrage zu hören bekommen und waren zu einem kleinen Festessen eingeladen worden, obwohl sie nicht vom Steppenvolk waren.

Der Hass schien tatsächlich aus den Herzen geschwunden zu sein, wie sehr, das wurde in den folgenden Tagen immer klarer.

Arboressea war nicht mehr wiederzuerkennen. Schon von Weitem war die Hauptstadt völlig verändert und verdiente den Beinamen *Die Strahlende* umso mehr. Der künstliche Nebel wurde nicht mehr gebraucht, und so leuchteten die weißen Marmormauern wie ein Juwel.

An der äußeren Lichtmauer, die noch nicht fertig errichtet war, hatte man die Arbeiten eingestellt. Stattdessen feierten die Menschen ihre zurückgewonnene Freiheit in den Straßen.

Als sie durch das Tor ritten, verstopfte eine Prozession die Gassen. Alle drei Völker feierten gemeinsam die göttlichen Geschwister Neltor und Neljanna, die den Menschen am Tag zuvor erschienen waren, um den Anbruch eines neuen Zeitalters zu verkünden.

Und was war es dann für ein Wiedersehen gewesen! Ihre Mutter hatte auch Jahor so herzlich begrüßt, als wäre es nie anders gewesen. Sie verbrachten insgesamt zwei Wochen in der Hauptstadt. Nie

würde Noréy das Strahlen in den Augen ihrer Mutter vergessen, als sie mit ihr zu den südlich gelegenen Rossforsten gereist war und sie zum allerersten Mal in ihrem Leben einen Wald betrat.

Noréy lächelte bei der Erinnerung und schmiegte sich seufzend an Jahor.

»Was?«, rief er gegen den brausenden Wind an.

»Nichts. Ich bin glücklich.«

»Wehe, wenn nicht«, erwiderte er grinsend, ließ sie los, rannte einige Schritte vor, haschte eine Handvoll Meeresschaum vom Boden und ließ die Flocken vom Wind in ihre Richtung blasen. Im letzten Moment gelang es Noréy, auszuweichen.

Kurz darauf drehten sie um und kehrten zu den anderen zurück, die sich mit ihnen auf die Reise in den Westen gemacht hatten. Sobald sie aus Arboressea zurück waren, hatten sie sich zu sechst auf den Weg gemacht, um das neue, fremde Land zu erkunden.

Maigar und Gorda waren in dieser Zeit zu einem richtigen Paar geworden. Der Wirker blühte regelrecht auf, seitdem er endlich seinen Platz gefunden hatte, und Noréy meinte, ihn jetzt erst richtig kennenzulernen.

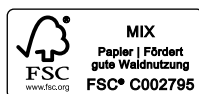
Gordas Spott konterte er nun ebenso bissig. Wer hätte geglaubt, dass dieser verschlossene, grüblerische Kerl so lustig sein konnte?

Gorda genoss seine Nähe und die Geborgenheit, die er ausstrahlte, doch wann immer Noréy ihrer Freundin vorschlug, auch einmal an ihren Geburtsort zurückzukehren, blockte sie ab. Dass ihre Eltern sie verstoßen hatten, war ihrer Meinung nach auch nicht mit dem dunklen Zauber zu entschuldigen, der ihre Herzen vergiftet hatte. Sie würde Zeit brauchen ... ebenso wie Torik und Aurora.

Noréy war noch immer nicht sicher, ob die beiden bewusst wieder ein Paar wurden oder einfach schleichend vergaßen, dass sie es nicht waren. Was es auch war, Noréy wünschte sich von ganzem Herzen, dass Torik glücklich wurde, nachdem sie schon seinen Schatten nicht mehr hatte wiederherstellen können.

Jahor lief plötzlich schneller und zog sie an der Hand mit sich. Scheinbar hatte er es eilig, zu den anderen zurückzukehren. Das war neu an ihm. Auch wenn er es sicher nicht zugeben würde, begann er die Gemeinschaft zu genießen. Und das war neben seiner Liebe wohl eines seiner größten Geschenke an sie.

KARIBU – Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe



1. Auflage 2025

© 2025 Edel Verlagsgruppe GmbH, Neumühlen 17, 22763 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2025 by Rebekka Pax

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«), zu gewinnen, ist untersagt

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Christian Keller

unter Verwendung von Abbildungen © Shutterstock

(Dark Fantasy Western City von Elias_iq, abstrakter schwarzer Rauch auf hellem Hintergrund von Mulina Vesile)

Landkarte: Markus Weber, Guter Punkt GmbH & Co. KG, München

Lektorat: Sarah Heidelberger

Layout & Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-96129-496-1

Printed in Germany

Redaktionsanschrift:

Edel Verlagsgruppe GmbH,

Kaiserstraße 14b, 80801 München

www.edelverlagsgruppe.de/kontakt

www.karibubuecher.de/kontakt



Seine Rache nahm ihr alles.

Was bleibt ist eine Welt,
gewebt aus Schmerz und Dunkelheit.
Aber in all dem Schatten ist sie das Licht.

ISBN 978-3-96129-496-1

WG: 1260



€ 22,99 (D)

www.karibubuecher.de

KARIBU